ERNST DIEZ

ENTSCHLEIERTES ASIEN

Alte Kulturen
vom Zweistromland bis zum Gelben Fluß

Mit 40 Abbildungen und Karten

1940
PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN • WIEN • LEIPZIG

1. — 5. Tausend



 Einbandentwurf von Rudolf Geyer. Druck: Elbemühl A. G., Wien IX
Printed in Germany

Der Meister sagte: Wer durch moralische Kraft regiert,
ist wie der Polarstern, der auf seinem Platz verweilt,
während alle geringeren Sterne ihm huldigen.

Ausgewählte Worte (Lun Yü) des Konfuzius

INHALT

BILDERVERZEICHNIS

DAS GOLDENE ZEITALTER

Der erste Schritt zum Aufbau der Kultur war die Seßhaftwerdung der Menschen, und diese war durch den Ackerbau bedingt. Ohne Sicherung des täglichen Brotes gab es kein ruhiges Leben, die Sorge um Nahrung verhinderte die Jägervölker an dauernder Niederlassung und Gründung größerer Siedlungen. Um von der Jagd allein zu leben, brauchte der Jäger viel Land, war also an sehr weitmaschige Niederlassung gebunden.

Wie und wo aber entstand der Ackerbau? Bis vor kurzem war die Meinung verbreitet, er habe sich zuerst in den großen Flußtälern entwickelt, im Niltal und Zweistromland, im Gebiet des Indus und am Gelben Fluß. Heute wissen wir, daß diese Stromlandkulturen schon die zweite Stufe in der Entwicklung des Getreidebaues darstellen und daß sich die erste in den Hochländern vollzog, in den Grassteppen der Kordilleren und Anden, der ostafrikanischen Hochplateaus, des Hochlandes von Iran. Dort wuchsen, wie auch heute in den Alpen, die Gräser wild, die dazu ausersehen waren, einst der Menschheit das Brot zu liefern, die Windhalme, die Hafer- und Rispengräser, die Schwingel. Jahrtausendelang begnügte sich der Mensch damit, sie jährlich zur Reifezeit zu sammeln, wie wir Schwämme sammeln; endlich aber begann er den Samen um seine Hütte zu säen, und so begann der Getreidebau. Nun konnten sich die Menschen in Siedlungen

zusammenfinden, sie vermehrten sich rascher. Trockenheit oder Fehden zwischen den Clans bewogen sie zu Wanderungen, sie erkannten den Wert des nicht versiegenden Wassers und zogen hinab in die großen Flußtäler. Dort ernteten sie hundertfältige Frucht …

Die Anfänge der Kulturen reichen weit zurück in die graue Vorzeit, denn die Menschen sind ungemein beharrend in ihren Gewohnheiten und Traditionen und nur schwer zum Fortschritt zu bewegen, wo immer es sei, allen voran aber der Bauer. In abseits der Zivilisation gelegenen Gegenden der Erde verwendet er heute noch Pflüge, primitiv wie vor fünftausend Jahren, und der Getreidedrusch vollzieht sich am Balkan und in vielen asiatischen Ländern heute noch genau so wie einst im Lande Sumer. Wie langsam erst mögen sich vor zehntausend Jahren Änderungen und Verbesserungen vollzogen haben.

Das iranische Tafelland hatte damals in der noch paläolithischen Periode einen gewaltigen Vorsprung vor Europa, es war, wie neue Forschungen ergaben, nicht mit Eis bedeckt wie Europa bis zu den Alpen. Um die Gestalt dieses Landes im Maßstab eines Modells vor unser geistiges Auge zu bringen, stellen wir es uns vor als ein Waschbecken, dessen Rand von Gebirgen gebildet wird, die zum inneren Bassin abfallen. Der Boden dieses Waschbeckens war damals mit Wasser bedeckt, ein Binnenmeer. Infolge eines sich in Jahrtausenden allmählich vollziehenden Klimawechsels, der aus einem Regen- ein Trokkenland machte, das Iran heute noch ist, trocknete das Meer aus und hinterließ Salz- und Sandwüsten, einen ausgetrockneten Seeboden. Die Siedlungen lagen damals schon, wie auch heute, auf den Gebirgsabhängen, die im unteren Teil sanft

gegen das Seeufer abfielen, auf der Horizontlinie, wo heute die aus dem Gestein quellenden Gebirgsbäche zur Befruchtung des Bodens ringsum in zahlreichen Leitungen durch die Oasen aufgebraucht werden. Diese Oasen, die an den Südabhängen der Elburskette am Nordrand von Iran bis gegen den Pamir hin in Abständen von einer oder mehreren Tagesreisen das von der Sonne ausgetrocknete kahle Berg- und Steppenland mit ihrem frischen Grün schmücken, sind die einzigen Inseln der Fruchtbarkeit, die vom einstigen Regenland übriggeblieben sind. Vor zehntausend Jahren war es anders. Da waren die heute kahlen Berge noch bewaldet, und die Menschen wohnten in ihren Höhlen und lebten von Jagd und Fischerei im weithin sich dehnenden Binnenmeer, aus dem nur vereinzelte Berge als Inseln emportauchten, die Gebirgsketten, die heute die Kewir durchziehen. Meilenweit reichte das Schilfrohr in den See hinein, wie heute noch in der Seelandschaft des Helmund in Sistan, bevölkert mit Tigern, Leoparden, Wildeseln, Löwen, Panthern, Gazellen und Millionen von Wasservögeln. Solange dieses feuchte Klima mit natürlicher Fruchtbarkeit dauerte, also durch Jahrtausende, verspürte der Mensch keinen Antrieb, seine Lebens-weise zu ändern, erst als die Regen durch Jahrhunderte immer seltener wurden und die Gebirgsbäche für Monate versiegten, als das von ihnen gespeiste Binnenmeer allmählich austrocknete und die weiten Ufersümpfe Grasland wurden, siedelte sich der Mensch in der Ebene an, baute Rohrhütten und säte um diese herum Fruchtgräser.

Grasbewachsene Erdhügel verraten dem Forscher die prähistorischen Siedlungsplätze, und deren methodische Abgrabung geben uns reichliche Kunde über die „Kulturen“ und das Leben ihrer Bewohner vor acht-, sechs- und dreitausend

Jahren. Betrachten wir daraufhin die Grabungsergebnisse zweier Tells in Siyalk bei Kaschan in Iran[1]). Kaschan liegt am Ostabhang der zentraliranischen Gebirgskette, die dort zur zentralen Salzwüste abfällt, also am Westrand des einstigen Binnenmeeres. Die ältesten Schichten von Siyalk führen uns ins fünfte Jahrtausend zurück. Zahlreiche Spindeln aus Lehm weisen auf eine beginnende Textilindustrie. Kleine Steinmörser, worin mittels Stößel Farben zerrieben wurden, dienten zum Tätowieren der Bewohner. Männer und Frauen trugen Hals- und Armbänder aus kleinen Muscheln und weißen Steinkugeln. Unter den Beinschnitzereien, die meist als Handhaben für Messer, Sägen, Sicheln und andere Instrumente aus Feuerstein dienten, überrascht ganz besonders eine menschliche Figur, die älteste, die bisher in Westasien gefunden wurde. Sie befindet sich im Louvre. Der Mann, vielleicht ein Clanhäuptling oder Priester, ist aufrecht stehend dargestellt, leicht vorgebeugt, die Arme in archaischer Art über der Brust gekreuzt, mit einem Lendentuch bekleidet und einer ovoiden Mütze am Hinterhaupt. Die Beschränkung der Kleidung auf ein Lendentuch gibt uns Aufschluß über das Klima in Iran im fünften Jahrtausend: die Hitze muß jener in Babylonien und Ägypten gleichgekommen sein. Kaschan wie alle die gegen die Kewir vorgerückten Städte sind ja auch heute wegen ihrer Hitze berüchtigt. Vergessen wir nicht, daß in den Oasen der zentralen Wüsten Irans Dattelpalmen die Bevölkerung ernähren. Die Mütze, die der Mann trägt, wird von der Landbevölkerung Irans heute noch getragen. Seine Schlankheit unterscheidet ihn günstig von den meist fetten Sumerern und Ägyptern, deren älteste statuarische Figuren übrigens viel jünger sind als diese Griff-Figurine. Vereinzelte Kupfernadeln

verraten uns den Übergang vom Neolithikum zur Kupferperiode, den Beginn der äneolithischen Periode. Die Toten wurden unter den Häusern bestattet. Man gab ihnen eine Axt und Nahrung mit ins Grab, glaubte also schon damals an ein Leben nach dem Tod.

Über den fünf untersten Kulturschichten von Siyalk, die von übereinander gelegenen Dörfern stammen, fand man drei Schichten der nächsten Periode, in der zwei große Erfindungen gemacht wurden: der Töpferbrennofen und die Herstellung von Ziegeln. In der vorhergegangenen Periode wurden die mit der Hand geformten Tongefäße an der Sonne getrocknet, dann übereinandergeschichtet, mit trockenen Ästen bedeckt und so gebrannt. Erst im Brennofen konnte die Hitze reguliert und eine gleichmäßige rote Oberfläche erzielt werden. Die Gefäße, die bisher nur einfache Strichmusterung aufgewiesen hatten, wurden nun auch mit den Tieren der Umgebung bemalt, mit Steinböcken, Bären und Wasservögeln. Es ist für uns moderne Maschinenmenschen, denen nichts mehr unmöglich erscheint, äußerst schwer, uns vorzustellen, was für den Menschen der Vorzeit Erfindungen bedeuteten und wie lange ihre Vervollkommnung dauerte. Der Ziegel, so einfach er aussieht, war das Resultat vieler Experimente. Die ersten Ziegel waren unregelmäßige, mit der Hand frei geformte Lehmklumpen. Erst allmählich erreichte man eine gleichmäßige Einheitsform. Um die Wohnräume zu verschönern, begann man die Wände rot zu bemalen. Die Toten tragen nun schon Arm- und Halsbänder aus Seemuscheln vom Persischen Golf und Türkiskugeln aus Ostiran. Die Bewohner von Siyalk trieben also jetzt, im vierten Jahrtausend, schon Tauschhandel, exportierten ihre Keramik, vielleicht auch Getreide und

Jagdbeute gegen andere Waren, darunter Luxusartikel, wie Schmuck. Knochenfunde zeigen an, daß das Pferd, der Hund und das Schwein schon domestiziert waren. Diese auffallend frühe Züchtung des Pferdes führte bald auch zur Züchtung des als Tragtier weitaus geeigneteren Maultieres durch Kreuzung von Pferd und Esel. Wir finden es bereits auf Abbildungen der sumerischen Armee am Ende des vierten Jahrtausends in Ur, wohin es von Iran exportiert wurde.

Im zweiten Hügel von Siyalk fand man in den untersten Schichten die Fortsetzung der Kulturen. Hier sind .die Häuser bereits aus in Modeln gestrichenen Ziegeln gebaut, die Wände der Zimmer rot und weiß gemalt. Die Erfindung der Töpferscheibe zeitigte schwungvoll geformte Gefäßformen, bemalt mit geometrischen Ranken und Tieren, Steinböcken, Mufflons, Leoparden, Hunden, Vögeln und dem Menschen als Herrn der Tiere, der den Ochsen am Nasenring führt. Steingefäße sind fast durchaus durch kupferne ersetzt. Neben den gehämmerten gibt es schon geschmiedete Hämmer und Hauen. Das Schmelzen der Metalle war bekannt. Lange Kupfernadeln mit halbrunden Köpfen, Türkis-Lapislazuli und Jadeperlen, Gehänge aus Bergkristall und Muscheln dienen als Schmuck: eine Vorstufe zum reichen Kopfschmuck der sumerischen Königin Schub-Ad, der in ihrem Grab in Ur gefunden wurde. Ein wichtiger Fortschritt der Zivilisation wurde durch die Einführung von Steinsiegeln angezeigt, die nunmehr im Handel mit anderen Ländern das Privateigentum schützten. Metalle kamen aus den Bergtälern von Luristan, Seemuscheln vom Persischen Golf, Türkise von Khurassan, Lapislazuli von Afghanistan und Jade aus den Gebirgsbächen von Khotan jenseits des Pamir.

Als Krone dieser Kulturentwicklung im vierten Jahrtausend erscheint die Schrift, deren erste Zeichen wohl des Handels wegen zustande kamen und zunächst auf die Zeichen der Warenbezeichnung, wie Gerste, Weizen, Wein, Butter, und auf Zahlzeichen beschränkt blieb. Die Zeichen wurden mit einem Stilett in Täfelchen von feingeschlemmtem Ton eingeritzt. Diese Täfelchen sind oft durchlocht und wurden mittels einer Schnur an den Warenballen befestigt. Die Schrift wurde wahrscheinlich von Susa aus im Hochland verbreitet, als das Reich von Elam seine Herrschaft über Iran ausdehnte. Das geschah am Ende des vierten Jahrtausends. Mit diesen Schichten endet die Kupferzeit in Siyalk, und erst nach zweitausendjähriger Pause berichten weitere Schichten über jüngere Zeiten.

Hügel aus neolithischer Zeit sind über das ganze Hochland verbreitet, wenn auch bisher wenige so reiche Aufklärungen brachten. Bei Persepolis wurde ein neolithisches Dorf freigelegt. Es unterscheidet sich von späteren Dorfsiedlungen durch den Mangel an selbständigen Häusern, besteht aus einer systemlosen Agglomeration von Höfen und Räumen, die auf ein Gemeinschaftsleben des Clans schließen lassen, das noch weit unter jeder, selbst polygamischen Familiengemeinschaft stand. Die Leute lebten wahrscheinlich in Gruppenehe oder hatten ein polyandrisches (Vielmänner-) System, wie es in den folgenden Jahrtausenden noch im elamitischen Reich und bei vielen asiatischen Völkerstämmen vorherrschte. Die griechischen Geschichtsschreiber geben davon Berichte. Die Gemeinsamkeit der Weiber innerhalb eines einzelnen Geschlechts oder Clans, also auf die Verwandten beschränkt, kündet ja schon den Übergang zu einer größeren, gebundenen Gemeinschaft an. Eine polyandrische Gemeinschaft beschreibt Strabon (16, 783)

bei den Arabern: „Die Brüder werden höher geschätzt als die Kinder. Nach der Erstgeburt richten sich Herrschaft im Geschlecht und andere Würden. Alle Blutsverwandten haben gemeinsamen Besitz. Herrscher aber ist der Älteste. *Eine* Frau haben alle. Wer zuerst kommt, geht hinein und wohnt bei ihr. Er läßt seinen Stab vor der Türe stehen; denn alle pflegen Stöcke zu tragen. Des Nachts weilt sie bei dem Ältesten. So sind alle untereinander Brüder. Sie wohnen auch ihren Müttern bei. Auf den Ehebruch steht der Tod. Ehebrecher ist der eines anderen Geschlechts." Die Sitte, einen Stock vor dem Gemach, in dem ein Mann einer Frau beiwohnte, in die Erde zu stecken, war im vorgeschichtlichen Geschlechtsverkehr vor dem Aufkommen der Familie ganz allgemein verbreitet und kehrt in allen Beschreibungen der Ehesitten wieder. Wer sie kennenlernen will, lese Bachofens Mutterrecht.

Kehren wir nach Siyalk zurück, um dort auch über die letzte prähistorische Kultur in Iran Aufschlüsse zu erhalten, über die indo-iranische oder arische, die innerhalb weniger Jahrhunderte geschichtlich wurde. Zweitausend Jahre waren seit dem Ende des oben geschilderten Zeitalters verflossen, das wir das Goldene nennen können, denn es kannte keine Waffen, daher auch keine Unterdrückung, keine Machtüberhebung und Kasteneinteilung. Es war die kampf- und krieglose Zeit, in der zu Machtstreitigkeiten noch kein Anlaß vorlag. Dieser Zustand hatte sich längst, gewiß schon in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends, geändert. Die Arier, die im 10. Jahrhundert, zur Zeit ihrer Einwanderung in Iran, auch in Siyalk eine Siedlung gründeten, brachten eine den früheren weitüberlegene Kultur mit, oder entwickelten sie in kurzer Zeit. Die Toten wurden nicht mehr in den Häusern bestattet,

sondern in einem außerhalb der Siedlung gelegenen Friedhof in Gräbern, die mit Grabsteinen gekennzeichnet waren, und die reiche Funde lieferten. Die Männer wurden mit ihren Waffen begraben, die aus Bronze gefertigt sind. Auch Reitzeug fand man in den Gräbern, Stangengebisse, Zäume und Schellen, es war ein Reitervolk. Auch das neue Metall, das noch selten und teuer war, das Eisen, wurde zu Waffen geschmiedet. Man fand neben den Bronzewaffen auch eiserne Dolche und andere Objekte aus Eisen. Den Toten wurden eine Menge von Tongefäßen mit ins Grab gegeben, wahrscheinlich mit Speisen gefüllt. Es gibt darunter Gefäße von feinster Qualität, dünnwandig, wohlgeformt, mit langem Ausgußrohr und reich bemalt, offenbar Ritualgefäße für Sprengopfer. Die Frauen trugen reichen eisernen, bronzenen und silbernen Schmuck, Fibeln mit Löwenköpfen und Silbernadeln für das Haar[1]).

Unter der Führung der Arier kam die vorgeschichtliche Zeit Iran bald zum Abschluß. Bisher hatte es am Hochland keine Städte gegeben, nur Dörfer. Nun wuchsen die bald zu hoher Blüte aufsteigenden, historisch berühmten Städte Irans heran, Ekbatana, Pasargadä, Persepolis, Rhagä bei Teheran und Tus bei Meschhed. Als Schrift wurde die sumerisch-babylonische Keilschrift adoptiert. Iran wurde ein geschichtliches Land, und bald auch mit der Begründung des Perserreiches durch Cyrus ein geschichtlicher Faktor ersten Ranges in Westasien, ja ein Weltreich.

DIE NACHKOMMEN NOAHS

Kann man die Geschichtlichkeit der Sintflut beweisen? Soweit ein vorgeschichtliches Naturereignis mit den Methoden und Ergebnissen einer Ausgrabung bewiesen werden kann, ist es geschehen. Leonard Woolley, der Ausgräber von Ur am unteren Euphrat, hat durch die Feststellung einer 2,5 m starken Tonschicht, die in beträchtlicher Tiefe die Kulturschichten unterbrach, eine Flutkatastrophe von einzigartiger Mächtigkeit einwandfrei nachgewiesen. Daß diese Flut mit der biblischen Sintflut identisch ist, kann kaum ernstem Zweifel unterliegen. Die Überlieferung einer solchen Flut ist ja nicht biblisch, sondern sumerisch und wurde im babylonischen Gilgamesch-Epos dichterisch verarbeitet, wo Utnapischti seinem, das ewige Leben suchenden Urenkel Gilgamesch die Geschichte seiner Errettung von der Flut erzählt, und zwar in fast völliger Übereinstimmung mit der späteren biblischen Fassung. Wenn wir die heutige Entfernung von Ur vom Persischen Golf in Betracht ziehen, erscheint die Möglichkeit einer großen Flut, die ohne Mitwirkung der See undenkbar ist, freilich fabulos. Wenn wir jedoch den unablässigen Landzuwachs des babylonischen Alluvialgebietes in Betracht ziehen und erfahren, daß das Meer um 400 n. d. Zw. noch bis Kurna reichte, wo heute Euphrat und Tigris sich vereinigen, und daß um 2000 v. d. Zw. die beiden Ströme noch weit voneinander getrennt in den Golf mündeten, dann erscheint Ur ganz nahe

an die Meeresküste herangerückt und mußte natürlich in eine Flutkatastrophe mit einbezogen werden. Das Tal des Euphrat war damals noch ein Sumpf, aus dem immer mehr Inseln trockenen Alluvialbodens auftauchten, der mit seiner überwältigenden Fruchtbarkeit die an harte Feldarbeit auf dem unwirtlichen Boden des nahen arabischen Plateaus oder des mittleren Euphrattals gewohnten Bauern magnetisch anzog. Die alljährlichen Überschwemmungen, die das Land weithin in eine einzige Wasserfläche verwandelten, zwangen die Siedler mehr als irgendwo anders auf Erden zum Zusammenschluß in Städten, die im Laufe der Jahrhunderte, da Schlammziegelhütten kurzlebig sind und grundsätzlich von jeder Generation erneuert zu werden pflegen, immer höher über das Alluvialland emporwuchsen, die sich aber von ihrer Gründung an durch drei bis fünf Meter starke Rohziegelmauern vor dem Hochwasser schützen konnten. Daraus erklärt sich, daß Ur und andere Städte des Schwemmlandes sogar die Große Flut überlebten.

Gründer dieser ältesten Städte in Babylonien waren die *Sumerer*, deren Rassenangehörigkeit noch nicht festgestellt ist und die wahrscheinlich aus dem östlichen Hochland, das sich vom Zweistromland bis zum Industal erstreckt, stammten. Ihrer eigenen Tradition nach kamen sie mit einer bereits fertig geformten Kultur in das Schwemmland und hatten die Kenntnis des Ackerbaues, der Metallarbeit und der Schreibkunst mitgebracht. Den Ursiedlern des Alluvialgebietes waren sie soweit überlegen, daß jene bald zu Sklaven herabsanken.

Die sumerischen Königslisten zählen die Könige vor und nach der Flut auf: „Dann kam die Flut, und nach der Flut stieg das Königtum abermals vom Himmel hernieder“, heißt es auf

den Tontafeln. Als L. Woolley 1927/28 am vorgeschichtlichen Gräberfeld, am Rande des Hügels von Ur, einen Laufgraben ausschaufeln ließ, fand er zunächst bis hinab in eine Tiefe von zwölf Meter Hauskehricht und Asche von Herdfeuern,



zersetzte Schlammziegel, Massen von Tonscherben, alles in deutlich abgesetzten Lagen[2]). Dieser Schutt konnte nur aus der höhergelegenen Stadt stammen, über deren Mauern man ihn – wie heute noch in alten Städten – jahrhundertelang herabgeworfen hatte. In diesen Schutt hinein waren die königlichen und andere Gräber gegraben worden, er erstreckte sich

noch bis unter die Gräber. Es wurden nun Schächte bis unter die Bodenebene der tiefsten Gräber, der Königsgräber, getrieben, und man fand dort Tonscherben, deren Schriftcharakter viel altertümlicher war als in den Gräbern. Der Schrift nach konnten sie etwa dem 37. Jahrhundert v. d. Zw. zugewiesen werden, waren also zweihundert bis dreihundert Jahre älter als die Gräber. Die Töpferware dagegen und sonstige Gegenstände glichen ganz jenen in den Gräbern, woraus sich der Schluß ergab, daß sich die materielle Kultur des Volkes wenig verändert hatte. Nach weiterer Vertiefung der Schächte aber gelangte man zu einer reinen Tonschicht ohne den geringsten Kulturschutt, die nur durch Wasser angeschwemmt worden sein konnte. Diese Schicht war zweieinhalb Meter stark, worauf wieder Schuttlagen mit Scherben, Feuersteinkernen und Steingeräten folgten. Scherben und Geräte waren jedoch von den oberhalb der Tonschicht gefundenen verschieden. Sie glichen jenen des vorsumerischen Dorfes Obeid, sie gehörten einer älteren Zeit an, und daraus ergab sich ein Bruch in der geschichtlichen Stetigkeit: über dem Ton lagen Schichten rein sumerischer Kultur, unter ihm dagegen der Schutt einer Mischkultur, die teils sumerisch, teils anders war und jener Rasse angehörte, die das Flußtal bewohnte, bevor die Sumerer sich ansiedelten. Wie sehr aber die Stadt Ur damals schon den primitiv gebliebenen Dorfbewohnern der Umgebung kulturell überlegen war, zeigt ein in dieser Tiefe gefundener gebrannter Ziegel an, der den Beweis lieferte, daß die Bewohner von Ur damals schon in dauerhaften, festgefügten Häusern wohnten und Ur kein Dorf von Schlamm- und Rohrhütten war wie das nahe Obeid. So hatte dieser, mit moderner Methode und scharfer Kombinationstechnik durch-

geführte Ausgrabungsprozeß Woolleys zu mehreren grundlegenden Resultaten geführt. Die Ablagerung der Flut war gefunden und bewiesen, daß diese wohl eine Unterbrechung, nicht aber eine Zerstörung der bereits vorher entwickelten sumerischen Kultur verursacht hatte.

Als Gradmesser dieser Kultur dienen die Funde der Königsgräber, die in diesem Gräberfeld geöffnet wurden. Es waren überwölbte Grabkammern aus Stein oder Ziegeln. Man fand im Grabe einer Königin geriefelte Goldgefäße von unüberbietbarer Eleganz der Form, vergleichbar den schönsten Gefäßen der Empirezeit. Ihr einziges ornamentales Motiv außer der Riefelung ist je ein Zickzackfries am oberen und unteren Rand. Man fand dort ferner ein kupfernes und ein silbernes Boot, letzteres gut erhalten, sechzig Zentimeter lang, mit steil gekurvtem Heck und Bug, fünf Sitzen und mitschiffs einem bogenförmigen Gestell für das Sonnensegel, das die Insassen schützte; die blattförmigen Ruder lagen noch in den Duchten. Heute noch werden solche Boote in den Sümpfen des unteren Euphrat benützt. Eine besondere Überraschung bot der Kopfschmuck der Königin. Auf einer in der Mitte gescheitelten, seitlich weit ausgepolsterten Perücke lagen drei Schnüre aus Lapislazuli und Karneolperlen: der unterste geschmückt mit großen goldenen Ringen, die über die Stirne herabhingen, der zweite mit goldenen Buchenblättern, der dritte mit Weidenblättern und goldenen Blumen, deren Blätter aus blauen und weißen Einlagen bestanden. Die Königin trug außerdem einen goldenen „Spanischen Kamm“ mit fünf Spitzen, die in goldenen Blumen endigten, deren Inneres Lapislazuliauflagen zeigt. Spiralringe aus Golddraht waren in die Seitenlocken der Perücke gewunden und schwere halbmondförmige goldene

Ohrringe hingen auf die Schultern herab. Mit dem König oder der Königin wurde auch der Hofstaat begraben, Palasttruppen, Kammerdiener, Hofdamen und Gespanne. Die Hofdamen trugen ebenfalls kostbaren Haarschmuck; von den sicherlich feinstoffigen, bunten Gewändern fanden sich nur Spuren. Goldverzierte, mit Mosaik ausgelegte Harfen lagen in allen Fürstengräbern. Zu einem mit Einlegearbeit und goldenen Löwenköpfen geschmückten hölzernen Schlittenwagen mit den Skeletten zweier Esel und der Stallknechte fand sich auch ein besonders schöner, silberner Deichselkopf, bestehend aus Zwillingsringen zum Durchlauf der Zügel und geschmückt mit einem auf den Ringen laufend dargestellten Esel von überraschender Natürlichkeit. Diese sumerischen Deichselköpfe sind die Urahnen der unzähligen späteren, wovon heute zahlreiche Exemplare meist aus medischer und achämenidischer Zeit in den Gräbern von Luristan gefunden werden. Die sumerischen sind die ältesten Exemplare dieses Metallbeschlages, der den Menschen durch seine fünftausendjährige Geschichte begleitet und heute noch am Kühlkasten der Kraftwägen seine Rolle spielt. Die auf die Begräbnisse der Könige beschränkt gebliebenen Menschenopfer mögen aus der Vergottung der Herrscher erklärbar sein, der nach dem Glauben des Volkes nicht starb, sondern ins Jenseits versetzt wurde, so daß es für die Mitglieder seines Hofes als ein Vorrecht empfunden worden sein mag, den Gebieter dahin zu begleiten. Solche Totenopfer bei Begräbnissen von Häuptlingen und Königen waren bei den meisten Naturvölkern bis in unsere Zeit gebräuchlich und hielten sich selbst bei Kulturvölkern, wie den Chinesen und Indern, weit in ihre historische Zeit hinein. Zu den eigenartigsten Funden der Grabbeigaben gehört die Gruppe eines

auf den Hinterbeinen stehenden Ziegenbockes hinter einem stilisierten Baum, der aus einem zylindrischen Stamm und zwei seitlich symmetrisch aufragenden Ästen und Blüten besteht. Es wurden zwei Exemplare dieser symbolisch verschieden deutbaren Gruppe gefunden. Die Körper derartiger Figuren wurden aus Holz geformt, feinere Teile aus Gips modelliert, dann mit Asphalt als Klebemittel bestrichen und mit Goldblech überzogen. Die Haarlocken wurden aus weißer Muschel oder Lapislazuli geschnitzt und separat eingesetzt. Das feinste Stück Treibarbeit in Gold ist ein Helm, der sich wie eine Haube um den Kopf schmiegt und nur Nase, Mund und Kinn freiließ. Die Haarwellen und Locken erscheinen aufs feinste reliefmäßig herausgetrieben und ziseliert; ebenso ein um den Helm gelegter Flechtkranz; die Ohrmuscheln haben Gehörlöcher. Stücke wie dieses, das heute im Irak-Museum in Bagdad aufbewahrt ist, und die obenerwähnten Goldschalen und -becher beweisen, daß die Goldschmiedekunst vor 5000 Jahren bereits eine schlechthin unübertreffliche Meisterschaft erreicht hatte, die die verwöhntesten Ansprüche des modernen Menschen ästhetisch vollauf befriedigt, während wir die menschliche Figurenkunst nur als archäologische Dokumente genießen können. Ein Denkmal dieser Art ist die „Mosaikstandarte von Ur“, die wie alle andern Funde in Woolleys Büchern über seine Ausgrabungen in Ur abgebildet ist. Sie besteht aus zwei rechteckigen Tafeln von 55 cm Länge und 22,5 cm Breite und aus zwei dreieckigen Endstücken. Das Ganze war an einer Stange befestigt und wurde wahrscheinlich bei Prozessionen vorangetragen. Es lag an der Schulter des königlichen Standartenträgers. Das Mosaik besteht aus kleinen Perlmutterfiguren auf Lapislazuligrund. Die dreieckigen Enden zeigen mythologische Tier-

szenen, die Haupttafeln in Streifen ein königliches Festgelage, die Herbeischaffung der Schlachttiere, Rinder, Widder und Fische, das Heranschleppen der dem Feinde abgenommenen Beute, die Vorführung der Gefangenen vor dem König, einen Zug von Kriegern und die gegen den Feind kämpfenden Kriegswagen. Die Darstellung zeigt also bereits die für die spätere assyrische und persische Hofkunst typischen Gegenstände. Die Krieger tragen haubenartige Helme, wie der oben beschriebene, und Mäntel, die mit einer Spange am Hals zusammengehalten werden, als Waffe Äxte. Die mit Wagenlenker und Speerträger bemannten, von Maultieren gezogenen Kriegswagen haben ein hohes Vordergestell, in dem in einem Köcher vier Reservespeere stecken. Die Standarte bietet die älteste Darstellung der Armee der ältesten Großmacht des Zweistromlandes, ist daher ein Schlüsselwerk von größtem Wert. Sie gibt ein Bild des Heeres, das die sumerische Kultur vom Rande des Persischen Golfs bis hinauf in das nördliche Mesopotamien und bis hinüber zu den Gestaden des Mittelmeeres trug. Die in den Gräbern gefundenen Waffen, meist Dolche, zeigen eine für jene frühe Zeit bisher ungeahnte Vollendung. Dies zeigt uns, daß die Sumerer schon am Ende des 4. Jahrtausends die Wagentruppen in die Kriegsgeschichte einführten, mit welchen später die Babylonier und Assyrer ihre Reiche gründeten und durch die noch Alexander seine Schlachten gewann.

Im Hügel von Obeid bei Ur wurde eines Tages der Grundstein eines Gebäudes gefunden, dessen Inschrift den Namen des zweiten Königs von Ur als Erbauer nennt. Damit wurde die geschichtliche Treue der schon vorher bekannten Königslisten von Sumer bewiesen, deren frühe Dynastien man bisher nicht als historisch anerkannt hatte. Die Dritte Dynastie nach

der Flut wird die Erste Dynastie von Ur genannt, und ihr Gründer war Mesannipadda, der in der Inschrift als Erbauer des Gebäudes genannt war. Dieses konnte daher um 3100 v. d. Zw. datiert werden und mit ihm die darin gemachten Funde. Durch die Auffindung dieses Grundsteins wurde die Erste Dynastie von Ur in das Reich der Geschichte eingerückt und ein ganzes Zeitalter wiedererweckt.

Woolley versuchte nun auf Grund der teilweise noch stehenden Grundmauern und der Funde von Metallverkleidungen ein Modell von Mesannipaddas Haus herzustellen, das das älteste, bisher bekanntgewordene im Zweistromlande und eines der ältesten der Welt ist. Die Funde von vier kupfernen Standbildern von Stieren, von Kupferrelieffriesen mit ruhendem Vieh, mit schreitenden Kühen und Tauben, ferner mit einer Meierei mit einem Kuhstall aus Rohr in der Mitte, Melken der Kühe, Seihen und Buttern auf beiden Seiten, aber nicht durch Hirten, sondern durch Priester oder Tempeldiener, bestimmten das Gebäude als einen jener Tempel, die mit heiligen Meiereien verbunden waren, wo die Priester rituell die Milch der Muttergöttin Nincharsag zubereiteten, die den Priestern und Königen als Nahrung vorbehalten war. Die Tempelfassade bestand aus einer Wand mit vertikalen Nischenrillen, dem in Mesopotamien allgemein gebräuchlichen Fassadenornament, und einer Freitreppe, die zu dem hochgelegenen Eingangstor führte. Dieses hatte ein von kupferbeschlagenen Holzsäulen getragenes Vordach, während Mosaiksäulen den Türsturz trugen, über dem ein fast zweieinhalb Meter langes und einen Meter hohes Kupferrelief angebracht war, das die heraldische Gruppe eines Adlers zeigt, der mit jedem Fang einen Hirschen greift. Am Rande der Plattform standen zu

beiden Seiten die kupfernen Stiere, um sie herum gefärbte Tonblumen, die eine Wiese andeuten mochten. Höher oben lief der Kupferfries mit dem ruhenden Vieh, darüber der Mosaikfries mit der Meiereiszene und noch höher der Taubenfries. Eine idyllische Fassade, pastoral und friedlich, noch mit patriarchalischem Hirtengeist erfüllt, eine seltene Ausnahme von den stets wiederkehrenden Kriegszügen, Schlachten und Tributprozessionen der späteren mesopotamischen Fassadenkunst.

Die Eigenart dieser frühesten Kunst im Zweistromlande ist, wie alle genannten Werke uns lehren, die Kunst der Verkleidung. Hier im Schlammland von Unter-Mesopotamien, wo es Steine nicht gab, war der sonnengetrocknete Schlammziegel das gegebene Baumaterial und Holzpfeiler wurden als Träger verwendet. Für die Hütten des Volkes genügte beides im rohen Zustand. Die Palmstämme wurden nicht einmal geglättet, wenn wir von den heute üblichen Häusern auf die einstigen zurückschließen dürfen. Die Säulen der Tempel und Paläste dagegen wurden mit blankem Kupferblech und geometrischem Mosaik aus Muscheln, Lapislazuli und Schiefer verkleidet und Metallfriese scheinen als Schmuck der verputzten und geweißten Wände vorgeherrscht zu haben. Noch war der glasierte Ziegel nicht in Gebrauch, der später die Wanddekoration Westasiens bestritt.

Durch die Jahrtausende markierte ein Riesenhügel die Lage von Ur, die Ruine der Ziggurat, des Hochtempels, eines Baudenkmales der Dritten Dynastie, die von 2300 bis 2180 herrschte. Rund sieben Jahrhunderte waren vergangen seit der ersten Blütezeit von Ur, eine enorme Zeitspanne, aber doch auch uns westlichen Menschen nicht unerhört in der

Geschichte einer Stadt, wenn wir nach Rom blicken, das zwischen seiner Kaiserzeit und der zweiten Glanzzeit unter den Päpsten auch fast ein Jahrtausend des Niederganges überlebt hat. Das Land Sumer, das um 2900 zum „Weltreich" aufgestiegen war, hatte die Oberherrschaft über Mesopotamien einige Jahrhunderte lang an die semitischen Könige von Akkad verloren, die sich „Könige von Sumer und Akkad" nannten, und deren Hauptstadt etwa achtzig Kilometer nördlich von Babylon am Euphrat lag, gewannen sie aber um 2600 wieder zurück. Erst hatte die Stadt Lagasch ein Jahrhundert lang die Führung und dann kam unter ihrer Dritten Dynastie Ur wieder obenauf. Aus dieser Zeit stammt die Ziggurat, einst die größte im Lande Sumer, und heute noch die besterhaltene in Mesopotamien. Sie wurde von den zwei ersten Königen dieser Dynastie, Ur-Nammu und Dungi, erbaut. Schon vor fünfundachtzig Jahren hatte der damalige britische Konsul in Basra, Mr. J. E. Taylor, die Kuppe des Hügels abgegraben und Tonzylinder mit Inschriften gefunden, die vom letzten König von Babylon, Nabonid, um 550 v. d. Zw. deponiert worden waren und berichten, daß er den Turm wiederherstellen ließ, der von Ur-Nammu und seinem Sohn Dungi erbaut, aber nicht vollendet worden sei. Damit war nicht nur das Alter der Ziggurat, sondern auch die Identität des Ortes mit *„Ur in Chaldäa"*, der biblischen Heimat Abrahams, festgestellt. Taylor, der noch dem romantischen Ausgrabungsziel, der Jagd nach eindrucksvollen Schaustücken für das Museum, nachging, wie sie damals die assyrischen Hügel so reichlich lieferten, verließ diesen Ziegelberg bald wieder, leider ohne die oberste, freilegte Plattform der Ziggurat wieder zugeschüttet zu haben, so daß sie dem Wetter und den arabischen

Maurern ausgeliefert war, die billige Ziegel für ihre Bauten suchten. Immerhin war noch genug übrig, als 1922 die Ausgrabung von der gemeinsamen Expedition des British Museum und des Museums der Universität von Pennsylvanien unter Woolleys Leitung in Angriff genommen wurde. Es war eine kostspielige und selbstlose, um nicht zu sagen undankbare Räumungsarbeit, undankbar für die Museen, für die wenig gefunden wurde, aufklärend freilich für die Archäologie. Zwei Winter mußten zahlreiche Arbeiter Tausende von Tonnen Schutt wegräumen, bis der Kern des Baues freigelegt war.

Ziggurat heißt „Himmelshügel" oder „Gottesberg", und in Mesopotamien gab es in jeder Stadt einen oder mehrere solcher Hochtempel. Sie waren jedoch nicht auf das Zweistromland beschränkt, sondern über die alten Kulturen der Erde verbreitet. Wir finden Stufentürme und Stufenpyramiden auch im alten Ägypten, in allen Ländern Hinterindiens und auf den Inseln des Ostindischen Archipels, ferner in Chinesisch-Turkestan und in Pagodenform in China, endlich in Ozeanien, Peru und Mexiko. Lokale Erklärungen ihrer Herkunft werden ihnen daher nicht gerecht, wie etwa die, daß die Sumerer aus einem Bergland kamen und daher ihre Götter auf Höhen zu verehren gewohnt waren. Wir werden diesen Hochtempeln als Träger kosmischer Vorstellungen später wieder begegnen. Ihre Stufen entsprechen mytho-kosmischen und häufig auch okkult-geistigen Sphären und Stufen des Aufstiegs zur Gottheit, wie ihn nach orientalischen Vorbildern noch Dante in seinem „Berg der Läuterung" dargestellt hat. Sie sind Weltbergsymbole und repräsentieren in Indien den Götterberg Meru, und eine ähnliche Bedeutung mögen sie auch in Mesopotamien gehabt haben. Die Ziggurat von Ur, die zum Tempel

des Mondgottes Nannar gehört, mißt etwa sechzig Meter in der Länge und fünfundvierzig Meter in der Breite. Ihre ursprüngliche Höhe war etwa einundzwanzig Meter. Ihr Kern aus Rohziegeln ist mit einer zweieinhalb Meter starken Hülle aus gebrannten Ziegeln verkleidet. Die fünfzehn Meter hohe, erste Stufe ist geböscht und ihre Masse durch flache Strebepfeiler verfestigt. Das zweite und dritte Stockwerk war bedeutend niedriger, und auf der dritten Plattform stand eine Kapelle für das Götterbild. Auf der Nordostseite, gegenüber dem Nannartempel, führten drei Freitreppen mit je hundert Stufen nach oben, eine in der Achsenrichtung, zwei längs der Mauer. Langsam und feierlich bewegten sich die Prozessionen gleichzeitig von drei Richtungen, Stufe für Stufe, nach oben: die Hauptpersonen, der Gott-König, die Priester und Minister voran auf der zentralen Achsentreppe, Züge von Hymnen singenden Jünglingen und Mädchen sowie die Vornehmen aus Stadt und Land auf den seitlichen Treppen. Aus einer Inschrift ergab sich der Schluß, daß die Terrassen mit Erde bedeckt und mit Bäumen bepflanzt waren, mit hängenden Gärten, die den Bau noch mehr als Gottesberg erscheinen ließen. Der Bericht von diesen hängenden Baumgärten änderte unsere bisherige Vorstellung vom Anblick der Ziggurats wesentlich. Die Ziggurat von Ur war gewiß keine Ausnahme, sie machte wahrscheinlich Schule. Sonst hätte Kaiser Augustus, der erste römische Weltherrscher, diese Bauidee nicht aufgreifen und an seinem Grabdenkmal nachahmen lassen. Sein Mausoleum, dessen Mauern heute noch im Zentrum des alten Rom stehen, war ein kreisrunder Bau, nicht massiv wie die Hochtempel, sondern ein Hohlbau mit Schermauern, etwa dreizehn Meter hoch, aus Travertinquadern, mit einem darüber aufgeschütteten konischen Hügel,

der mit Zypressen und Efeu bepflanzt war und bis zu einer Höhe von fünfundvierzig Metern aufstieg. Von einem von unten heraufkommenden zentralen Mauerpfeiler getragen, stand auf der Spitze die Riesenstatue des Divus Augustus, des göttlichen Kaisers, aus Bronze. Das war doch etwas anderes als die Ära Pacis Augustae unten in der Stadt, dieser noch klassische Einfalt und republikanische Schlichtheit atmende Friedensaltar vom Jahre 9 v. d. Zw. Inzwischen hatte man Weltmachtrausch genossen und war vergöttlicht worden wie die orientalischen Despoten. Man hatte vom Orient gelernt, Monumente für die Ewigkeit zu errichten und nützte den großen Vorteil, diese mit Riesenstatuen krönen zu dürfen, wie sie der Hellenismus entwickelt hatte, anstatt nur mit Kapellen. So dauerhaft freilich wie eine babylonische Ziggurat war die „Moles Augustea" nicht. Ihr Verfall begann schon nach vierhundert Jahren und hielt mit dem Verfall Roms im Mittelalter gleichen Schritt. Dagegen stand die Ziggurat des Ur-Nammu von etwa 2250 bis 550 v. d. Zw., also rund siebzehnhundert Jahre intakt, worauf sie von Nabonid wieder hergerichtet und mit einer neuen Kapelle aus blauglasiertem Ziegel gekrönt wurde. Zu Füßen der Ziggurat stand gegenüber der axialen Freitreppe, die zur Höhe führte, der große Tieftempel des Hauptgottes von Ur, Nannar. Wohl stand das eigentliche Heiligtum des Mondgottes auf der obersten Plattform des Turmes, doch genügte es nicht für den Kult, geschweige für die damit verbundene monastische Großwirtschaft der Priesterschaft. Jeder Tempel besaß, wie in Europa die Klöster, ausgedehnte Ländereien, deren Ertrag dem Gott zufloß. Dafür waren Getreidespeicher, Stallungen und Vorratskammern ebenso notwendig wie ein entsprechender Verwaltungs-

apparat. Da ferner der König der sichtbare Vertreter Gottes auf Erden war, amteten hier auch die Hof- und Staatsbeamten, die Staatssekretäre für Finanzen, Krieg, Bodenkultur und Transport, die Steuereinnehmer und der dazugehörige Beamtenkörper. Die Bauern brachten den Zehnten ihres Viehs, ihrer Schafe, Ziegen und Esel, Gerste und Käse, Tonkübel, gefüllt mit zerlassener Butter und Olivenöl, Datteln, Rohr und Wein, Ballen von Wolle. Alles mußte gewogen, auf Tontafeln registriert und bestätigt werden. Es herrschte ein streng kaufmännischer Geschäftsbetrieb, wie heute. Die Tausende von Tontäfelchen, die gefunden wurden, geben Kunde von diesem Betrieb. Statt daß der Schreiber ein vorgedrucktes Geschäftspapier in die Maschine einlegte, nahm er eine frischgemachte, noch weiche Tontafel und grub mit einem Rohrgriffel in Keilschrift, die die Sumerer entwickelt hatten, die Lieferungsliste ein und gab auch dem Überbringer eine Bestätigung seiner getätigten Lieferung. Dann wurden die Tafeln rasch im Ofen gebacken und wurden so fest, daß sie alles Papier überdauerten.

Vier andere Tempel aus verschiedenen Epochen, zwei Kapellen, eine für Nannar, die andere für das Schiff des Mondgottes, ferner der Palast des Ur-Nammu bildeten ein Tempel- und Palastviertel, einen Nannarbezirk, der viel später von Nebukadnezar (625—561), dem Begründer der letzten babylonischen Dynastie, wiederhergestellt und mit einer großen Rohziegelmauer umgeben wurde.

Unmittelbar an den Heiligen Bezirk schloß sich eines der ältesten Wohnviertel von Ur an. Schon um das Jahr 2000 waren hier die Häuser auf Terrassen gebaut worden, die auf dem Schutt der früheren Jahrhunderte eingeschnitten worden

waren, so daß die Häuser aus der Zeit Abrahams in verschiedenen Höhen standen. Bei der Zerstörung der Stadt im Jahre 1885 v. d. Zw. wurden die zutiefst liegenden vom Schutt der höheren bedeckt und so gut erhalten, „daß sie eher gestern als vor achtunddreißig Jahrhunderten verlassen worden zu sein schienen“. Die Häuser waren unten aus gebrannten, oben aus Rohziegeln gebaut, verputzt und weiß getüncht; sie waren zwei Stockwerke hoch und enthielten um einen gepflasterten Mittelhof dreizehn bis vierzehn Räume. Durch das straßenseitige Tor gelangte man in ein Vorhaus, wo meist ein Waschzuber für die Füße bereit war. Von hier trat man in den Hof ein, der mit Ziegeln gepflastert war und in der Mitte ein Loch mit Abzugsrohr für das Regenwasser hatte. Die Zimmer waren fensterlos, da sie durch die Türöffnungen genug Licht erhielten. Eine Stiege führte in den Oberstock auf eine hölzerne Galerie, die ringsum lief und den Zugang zu den oberen Familienräumen vermittelte. Das flache Dach bestand aus einer Schlammdecke auf Matten, die von Balken getragen wurden. Die Leute in Ur und wohl auch in den anderen Städten von Untermesopotamien wohnten also gerade so, wie heute noch die Orientalen vieler Länder wohnen, und auch in Europa waren die einfachen Häuser der südlichen Länder so gebaut. Das maurisch-spanische Haus hat gleiche Gestalt.

Ur war nur einer der Stadtstaaten in Chaldäa. Ihrer eigenen Tradition nach waren die Sumerer vom Meere aus eingewandert. Die der sumerischen verwandten, gleichalten Kulturen im Indusland sprechen für die Annahme, daß sie selbst aus den Gebirgstälern der Quellflüsse des Indus zu Wasser herübergekommen waren. Dieser Herkunft entspräche der Kult des Ozeangöttes Enki (Ea) in *Eridu*, einer südlich von Ur

gelegenen Stadt, die ursprünglich vom Wasser des Golfes bespült war. Wahrscheinlich gründete jeder Clan seine eigene Stadt mit ihrem Sonderkult. So waren *Isin* und *Larsa* Sitze des Sonnengottes Babbar (Schamasch), *Ereh-Uruk* die Kultstätte des Himmelsgottes Anu und der Ischtar, übrigens auch die Heimat des Nationalhelden Gilgamesch, *Nippur* der Sitz des Enlil, des Gottes der Erdoberfläche, auch der „Kaufherr der weiten Erde“ genannt, der die Verteilung der Königreiche vornahm, *Kisch* die Kultstätte des Kriegsgottes Zababa und der Ischtar, *Babylon*, wie ihr Name besagt, die „Gottespforte“ des Marduk, und *Sippar* ein zweiter Sitz des Sonnengottes. Dazu kam noch *Tello-Lagasch*, das etwas westlicher an einem Verbindungsarme des Tigris zum Euphrat gelegen war, wo der Kriegsgott Ningirsu verehrt wurde.

Während zweieinhalb Jahrtausenden spielte sich zwischen diesen miteinander um die Hegemonie wetteifernden Stadtstaaten eine wechselvolle Geschichte ab. Die Führung wechselte zwischen Kisch, Erech, Ur, Lagasch, Isin und Larsa oder entglitt ihnen allen zugunsten volksfremder Eroberer, wie des Königs Kutur-Nachunte von Elam, dann des Sargon von Akkad und des Bergvolkes der Guti, die aus den Zagrostälern in das Zweistromland einbrachen. Dazu kamen die stets wiederkehrenden Raubzüge der Beduinen. Aber wie in China alle barbarischen Eroberungsvölker nach einer Weile in den Bann der starken chinesischen Kultur kamen und sinisiert wurden, so überlebte die sumerische Kultur alle Anfechtungen fremder Eroberer, drückte ihnen ihren Stempel auf und ließ sie teilnehmen an den Segnungen eines wohlorganisierten Staatengebildes.

In erster Linie an den Segnungen des *Rechts*. Vom Hören-

sagen kennt jeder das berühmte Gesetzbuch des semitischen Königs Hammurabi von Babylon, der um 1950 über ganz Mesopotamien herrschte. Sein Text wurde auf einer großen Stele in Susa aufgefunden, wohin sie von den Elamiten auf einem Raubzug im 12. Jahrhundert verschleppt worden war. Wie fast alles andere in der babylonischen Zivilisation, war auch dieses Gesetzbuch nicht semitischen, nicht babylonischen, sondern sumerischen Ursprungs. Es war nichts anderes als eine Kompilation und Redaktion altsumerischer Rechtsgrundsätze und Brauchtümer, die nunmehr mit einigen Änderungen für den babylonischen Staat in Geltung gebracht wurden. Es war auch nicht das erste Gesetzbuch. Dungi, der zweite König der Dritten Dynastie, hatte bereits ein solches aufschreiben lassen und früher noch Urukagina, ein Patesi oder Provinzgouverneur von Lagasch um 2630. Außerdem gab es mehrere Lokalkompilationen in den verschiedenen Städten. Die Änderungen der semitischen Juristen in Babylon bei der Kompilierung der sumerischen Rechtsbräuche erstreckten sich hauptsächlich auf Verschärfung der Strafen für bestimmte Vergehen, besonders gegen die Heiligkeit der Familienbande und für Vergehen der Sklaven. So wurde z. B. auf Ehebruch Todesstrafe der beiden schuldigen Teile gesetzt, während das sumerische Strafrecht nicht einmal unbedingte Scheidung verlangte. Aus den zahlreichen sumerischen Tontafeln ergibt sich, daß jede Handlung im Zivilleben gesetzlich geregelt war: Kauf und Verkauf, Erbschaften, Kontrakte, Darlehen, Heirat und Scheidung und Adoption. Es gab zwei Gerichtshöfe, einen bürgerlichen und einen kirchlichen. In den Tempeln war die Gerichtsbarkeit in den Händen der Priester, für das Zivilleben wurden Richter vom König ernannt. Außerdem hatten hohe

Funktionäre, wie der Bürgermeister und der Gouverneur einer Provinz, ihre eigene Gerichtsbarkeit. Ein fundamentaler Unterschied von unserer modernen Rechtsanwendung war allerdings in den Klassenunterschieden begründet, die wir in allen alten Zivilisationen finden. Nicht jeder war gleich vor dem Richterstuhl. Die Bevölkerung war in drei Klassen eingeteilt: die Patrizier, die Bürger und die Sklaven. Ein Verbrechen gegen einen Patrizier wurde viel höher bestraft als gegen einen Angehörigen der zweiten Klasse. Aber der Patrizier selbst wurde ebenfalls strenger bestraft als ein gewöhnlicher Bürger, wenn er seinem Stand durch ein Verbrechen Schande machte. Heiraten wurden von den Eltern arrangiert, und die Verlobung wurde durch ein Geldgeschenk des Bräutigams an seinen künftigen Schwiegervater abgeschlossen, das er verwirkte, wenn er sie auflöste, jedoch doppelt zurückerhielt, wenn die Braut anderen Sinnes wurde. Wenn ein Mann ein Mädchen verführte, mußte er bei ihren Eltern um sie anhalten. Die Vermählungsförmlichkeit bestand einfach in der schriftlichen Ausfertigung der Heiratsurkunde mit allen gegenseitigen Verpflichtungen auf einer Tontafel. Durch die Heirat gelangte die Braut in den Besitz der Verlobungssumme, und sie brachte auch selbst eine Ausstattung mit ins neue Heim. Soweit einige Proben des recht umfangreichen Eherechts.

Wie im Mittelalter unsere Klöster, so waren in Sumer die Tempel die Zentren der Erziehung. Knaben und Mädchen wurden in den Tempelschulen zu Schreibern herangebildet, was mit der Keilschrift nicht so einfach war wie später mit der Buchstabenschrift. Da galt es nicht nur, sich mehrere hundert Zeichen einzuprägen, sondern auch deren verschiedene Bedeutungen zu kennen, wie heute noch in der chinesischen

Sprache. Die zahlreichen ausgegrabenen Tontafeln vermitteln eine gute Vorstellung von der Lehrmethode. Erst bekam der Schüler eine lange Liste mit Schriftzeichen und ihren phonetischen Werten zum Memorieren, dann Listen von Schriftzeichen in alphabetischer Ordnung und von Ideogrammen, die ein bestimmtes Wort oder eine konkrete Idee ausdrückten oder eine Qualität oder Gruppe bezeichneten. So setzte man z. B. das Zeichen für „Holz“ vor die Schriftzeichen für „Stuhl“ oder „Baum", ganz ähnlich wie im Chinesischen. Die Schüler lernten dann kurze Sätze, die üblichen Geschäftsformeln, typische Redewendungen, Ehrentitel. Schließlich kam man zur Grammatik, die man heute aus den Tontafeln mit Deklinationen der Substantiva und Konjugationen der Verben rekonstruieren kann. Endlich ging man zu selbständigen Schreibübungen über. Der Lehrer schrieb auf eine Seite einer weichen Tontafel einen Text, der Schüler las ihn und versuchte ihn auf der andern Seite aus dem Gedächtnis nachzuschreiben. Tafeln mit Multiplikationen und Divisionen, mit Kubieren und Wurzelausziehen, mit Übungen der angewandten Geometrie sind Zeugen des mathematischen Unterrichts. Man fand Listen von Maßen und Gewichten und Wörterverzeichnisse mit Synonymen sumerischer und semitischer Worte in parallelen Kolumnen. Die Studenten und Studentinnen, die alles das gelernt hatten, wurden häufig als Schreiber in den Tempeln selbst angestellt, wo sie Kopien alter Texte anfertigten, die Texte für die Hymnen und Litaneien niederschrieben, aber auch die umfangreiche Wirtschafts- und Handelskorrespondenz besorgten. Es gab auch gelehrte „Schreiber“, die alte Inschriften auf Ziegeln und Steinen sammelten und kopierten, Forscher, denen die moderne Orientalistik wichtige Kunde

aus noch älteren Epochen verdankt. Außer diesen „Schreibern“ wurden auch Ärzte, Architekten und andere Berufe ausgebildet. Die Statue des sitzenden Gudea, Gouverneur von Lagasch um 2400, mit dem Plan eines Tempels auf seinen Knien, und zahlreiche andere Pläne von Landgütern, Städten, Häusern und Kanälen auf Tontafeln zeugen für die Baupraxis und Baulust von König und Volk. Die Praxis der Chirurgie und Heilkunde freilich war für beide Teile von fragwürdigem Vorteil. Waren Hausmittel und Dämonenaustreibung verhältnismäßig harmlos, so waren chirurgische Eingriffe um so gefährlicher. Auf ihrem Mißlingen standen denn auch hohe Strafen. „Wenn ein Arzt mit einer Kupferlanzette das Auge eines Menschen operiert und dieser dadurch das Auge verliert, soll man auch das Auge des Arztes mit der Kupferlanzette entfernen.“ Also eine Art von „Aug-um-Aug-Zahn-um-Zahn-Justiz“, die nicht sehr berufsfördernd gewirkt haben mag.

Der wichtigste Erwerbszweig des Volkes war natürlich Ackerbau und Viehzucht. Soweit die Bewässerung reichte, war der Boden äußerst fruchtbar. Nur wer selbst einmal orientalischen Fruchtboden durchschritten hat, kann sich davon eine Vorstellung machen. Er weiß aber auch, wie emsig die Bauern sich den Tag lang auf ihren Gemüsegärten und Feldern zu schaffen machen, besonders mit der Bewässerung, von der alles abhängt, und die daher in der Zumessung des täglichen Wassers streng geregelt ist, um jedem das nötige Quantum zu sichern. Der Boden wurde mit dem Pflug bearbeitet, der eine sehr alte Erfindung ist, obgleich die älteste sumerische Darstellung eines solchen, von einem Joch Ochsen gezogen, erst aus dem 14. Jahrhundert v. d. Zw. stammt. Nach der Ernte wurde das Getreide auf einem festgestampften

runden Dreschboden im Freien aufgelegt und mit von Ochsen gezogenen Schlitten entkernt, ein Vorgang, den wir heute noch in Griechenland und anderen Ländern des Orients bis China beobachten können. Das Korn wurde zwischen Mühlsteinen gemahlen oder geröstet und zerstampft für die Bereitung von Brei und für Bierbrauen verwendet. Wein wurde aus Datteln und Reben gewonnen. Die Flüsse und Kanäle lieferten Fische. Kurz, die Sumerer waren ein autarkes Volk, soweit die Ernährung in Frage kam. Auch ihre Bekleidung gewannen sie im Lande. Es gab genügend Schaf- und Baumwolle sowie Flachs. Gab doch später Mossul dem weltberühmten Musselin den Namen. Dagegen fehlten andere wichtige Güter, wie Holz und Metalle, die aus den Bergländern herabgeflößt wurden, Zedern aus dem Libanon, Nußholz und Erze aus den armenischen Bergen. Die sumerischen Städte am Persischen Golf waren Umschlagplätze für den überseeischen Handel aus Ägypten und Indien. Dieser ging flußaufwärts bis Karkemisch, einer hettitischen Stadt nordöstlich von Aleppo, von wo die Waren mit Karawanen nach Syrien weiterbefördert wurden. Die Handelshäuser der sumerischen Städte hatten weit entfernte Agenturen, mit denen sie in Korrespondenz standen und mittels Kreditbriefen Geschäfte abschlossen. Da es noch kein gemünztes Geld gab, vollzog sich der Handel auf der Basis des Barter- oder Tauschgeschäftes. Für den Lokalhandel galt ein bestimmtes Maß Gerste als Wertmesser, für den Fernhandel Gold und Silber. Das Schekel Silber war die übliche Währungseinheit. Jedes Geschäft mußte bei Strafe schriftlich abgeschlossen und durch Zeugen erhärtet werden.

Die Religion der Sumerer war polytheistisch, ihre Götter

zahlreich. Die Hauptgötter der Städte besaßen die großen Tempel und waren Herren des Landes, die andern waren Gäste in ihren Tempelbezirken und mußten sich als solche bescheiden. Der in unnahbarer Abgeschlossenheit hoch auf den Ziggurats thronende Hauptgott stand dem Volke zu fern, dieses verehrte, jede Familie in ihrem Haus, ihre eigenen Schutzgottheiten, die auch als Vermittler nach oben fungierten. Trotz seiner unnahbaren Hoheit nahm jedoch der Hauptgott in seinem Haus, dem Tempel, teil am menschlichen Leben seiner Untertanen. Er bekam seine Mahlzeiten serviert, heiratete menschliche Frauen und hatte von ihnen Kinder. Als Ländereienbesitzer war er an der Ernte interessiert, für deren reichliche Fülle er sorgte, falls das damit verbundene Ritual entsprechend durchgeführt wurde. Die Stadtgötter zogen auch mit in den Krieg, und ein Sieg war erst dann vollständig, wenn das Standbild des feindlichen Gottes als Beute mitgebracht wurde. So wurde der Stadt- und Reichsgott Marduk, nach der Eroberung und Zerstörung von Babylon durch Tukulti-Nimurta, den Sohn des Salmanassar, im 13. Jahrhundert in effigie nach Assur übertragen und dort als Assur in einem neuen Tempel angesiedelt. Die assyrische Residenz gewann dadurch eine gewaltige Stärkung ihrer Macht. So teilten die Götter mit ihrem Volk Freude und Leid. Ihre Geltung beschränkte sich jedoch auf diese Welt, weil auch ihr Volk eine jenseitige Welt nicht kannte. Die Sumerer glaubten wohl an ein Fortleben der Seele oder des Geistes, aber in einer trostlosen und öden Unterwelt, ähnlich dem griechischen Hades. Sie gaben ihren Toten Speise und Trank mit ins Grab, um ihren Geist in Ruhe zu halten und ihn von unstätem Umherirren, das den Lebenden lästig werden konnte, zu

bewahren. Das Leben galt alles, das Jenseits nichts. „Nannar dem König brachte Ur-Nammu dieses dar um seines eigenen Lebens willen“, lauteten die üblichen Dedikationsinschriften. „Möge Nannar, mein König, sich über mein Werk freuen. Möge er mir dafür ein Lebensdekret schenken, eine erfolgreiche Regierung, einen sicher fundierten Thron; möge ich der von Nannar geliebte Hirte sein, möge mir ein langes Leben vergönnt sein.“

Alle Götter hatten ursprünglich ihre besonderen Funktionen, die erst später willkürlich vermischt wurden. Enki von Eridu war der Herr der Gewässer und der Gott der Weisheit, der die Handwerkskünste und die Kunst des Schreibens erfand, Enlil war der Herr über Regen und Wind, Nabu herrschte über die Vegetation, Nergal über die Seuchen, der Sonnengott Schamasch über die Gerechtigkeit. Ischtar war die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit und Nin-Khursag die Herrin der Geburten. Das waren ihre ursprünglichen Funktionen. Die spätere Führerschaft des einen oder anderen Gottes war eine Projektion der irdischen Erfolge seines Königs. Das tägliche Opfer von Speise und Trank teilt der Gott mit den Priestern und dem Personal. Die Mahle bestanden aus Fleischspeisen, Brot, Datteln, Milch, Wein und Bier. Zwecks Aktivierung der besonderen Kräfte des Gottes wurden besondere magische und symbolische Ritualakte durchgeführt. So goß man z. B. reines Wasser in eine Vase mit Getreideähren und Dattelzweigen, um so auf magisch-symbolischem Wege die nötige Menge Wasser für die Ernte zu sichern. In Dura am Euphrat ist eine Darstellung aus späterer Zeit einer solchen magischen Libation durch Priester für eine bestimmte, der Opferhandlung beiwohnende Familie erhalten.

Sie ist ein Beispiel für die Jahrtausende überlebende sumerische Tradition auch in magisch-religiösen Dingen. Erst das Christentum machte vielem, aber nicht allem ein Ende. Wenn am Sonnabend vor Ostern unsere Dorfpfarrer in die großen Höfe ihrer Gemeinde gehen, um die dort in Körben auch von den kleineren Nachbarbauern zusammengetragenen Speisen, Frucht ihres Bodens, zu weihen und zu segnen, so ist dies ein bis zu den Sumerern zurück verfolgbarer Akt. Das „Lamm Gottes" der christlichen Evangelien war schon in sumerischer Zeit das Symbol des Menschenopfers. Ein Lamm wurde geopfert, um den Gott günstig zu stimmen, und dazu erklärt: „Das Lamm ist der Stellvertreter des Menschen, er hat ein Lamm geopfert für sein Leben, er hat den Kopf des Lammes geopfert für seinen Kopf." Das alles war magisch gemeint und hatte nicht die geringste tiefere religiöse Bedeutung. Dementsprechend blühte auch die Wahrsagern und die Astrologie.

Der sumerische Staat war theokratisch wie der chinesische unter der ältesten Dynastie. Der Gott war eigentlich der König der Stadt, und der Gouverneur oder König nur sein sichtbarer Vertreter, der „Pächter" Gottes. Der König oder Gouverneur war daher selbst ein Priester und seine Funktion als solcher ist auf den Tontafeln oft erwähnt. Da sie im Namen Gottes regierten, war die Vergöttlichung der Könige eine natürliche Folge. Kirche und Staat waren so eng miteinander verquickt, daß der Staat als Theokratie, aber auch die Kirche als politische Institution angesprochen werden muß. Berossus, ein Priester und Geschichtsschreiber der griechischen Periode Babyloniens, nach der Eroberung Babylons durch Alexander den Großen, schildert ein Volk, dessen Menschen, halb Fisch,

halb Mensch, geführt von einem gewissen Oannes, vom Persischen Golf herkamen und sich in den Küstenstädten Sumers ansiedelten, wo sie die Kunst des Schreibens, des Ackerbaus und der Metallkunst einführten. „Mit einem Wort, alle Dinge, die das Leben verbesserten, wurden den Menschen durch Oannes vermacht, und seit dieser Zeit wurden keine weiteren Erfindungen mehr gemacht." Diesem Oannes begegnen wir als Gott noch an den Fassaden der assyrischen Paläste. Berossus fand also in seinen Tagen nichts von Bedeutung, das nicht schon von den Sumerern gekannt, erfunden und verwendet worden war. Die sumerische Zivilisation wurde von den babylonischen und assyrischen Reichen übernommen und weiterverbreitet. Die akkadischen Semiten, die Assyrier, Hettiter, Perser und noch die Griechen unter den Nachfolgern Alexanders des Großen übernahmen die von den Sumerern erfundene Keilschrift; die sumerisch-babylonische diplomatische Sprache wurde an den Höfen Syriens und Ägyptens eingeführt. Die Siegelzylinder Syriens und Kappadokiens waren mesopotamischen, d. h. sumerischen Ursprungs. Die Plastik der Assyrier, Hettiter und Phönizier hat viele sumerische Züge. Die Wölbekunst, Rundbogen, Tonne und Kuppel, die im Westen erst nach dem alexandrinischen Eroberungszug bekannt und nachgeahmt wurde, war in Ur schon in den alten Königsgräbern, also im 4. Jahrtausend, angewendet. Seither kann sie in Mesopotamien denkmalmäßig durch die Jahrtausende herab verfolgt werden.

Neben dieser materiellen wirkte die geistige Kultur der Sumerer durch ihren Einfluß in die hebräische Literatur stärker und voller bis in unsere Zeit weiter als die römische.

Horaz und Ovid kennen nur studierte Leute, das Alte Testament aber kannte seit den Bibelübersetzungen jedermann. Die Erzählungen von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Sintflut sind wohl die populärsten auf Erden und sind sumerisch, von den Hebräern in ihre Literatur übernommen. Während ihrer babylonischen Gefangenschaft wurden die Juden mit der babylonischen Geisteskultur bekannt, von der das Alte Testament voll ist. Dieser Einfluß erklärt die Weltgeltung der Bibel. Die Gesetze des Moses, die eine der stärksten Grundlagen auch der westlichen Zivilisation wurden, fußen auf sumerischen Rechtsgrundsätzen.

Leonard Woolley, dem die Welt die Wiederentdeckung der sumerischen Kultur verdankt und dessen Ausführungen in seinen Büchern wir vielfach folgten, möge dieses Kapitel mit seinen eigenen Worten beschließen: „Die sumerische Zivilisation erleuchtete eine noch tief in primitiver Barbarei steckende Welt. Die Zeiten sind vorbei, da alle Künste von Griechenland abgeleitet wurden und Griechenland wie Pallas Athene, gerüstet dem Haupte des Zeus entsprungen, gedacht wurde. Wir haben gelernt, bis zu welchem Ausmaß der griechische Genius seinen Lebenssaft von den Lydiern und Hettitern, von Phönizien und Kreta, von Babylonien und Ägypten bezogen hat. Die Wurzeln aber reichen tiefer: hinter all dem liegt Sumer. Die militärischen Eroberungen der Sumerer, Handwerk und Künste, die sie so hoch entwickelten, ihre gesellschaftliche Organisation und ihre moralischen Prinzipien sind keine isolierten Erscheinungen oder archäologischen Kuriositäten; sie verdienen unsere Beachtung, weil sie ein Teil unserer Zivilisation sind, und es gebührt ihnen unsere Bewunderung als unseren geistigen Urahnen."

DIE PALÄSTE UND TEMPEL DER ASSYRIER

Sechshundert Jahre vor der Zeitwende wurde Ninive zerstört und Assyrien ausgelöscht als Weltreich. An der Spitze einer starken Armee von Medern, Persern und Babyloniern nahm Kyaxares, der Mederkönig, die Stadt nach kurzer Belagerung ein, schleifte ihre Mauern, zerstörte ihre Paläste und verließ sie als Trümmerhaufen. Assyrien wurde dem Mederreich einverleibt, um nie mehr wieder als selbständiger Staat in der Geschichte eine Rolle zu spielen. Die Prophezeiung des Propheten war erfüllt. Eineinhalb Jahrtausende hatte das Reich gedauert und zweimal hatte es sich zum Weltreich aufgeschwungen und über Westasien geherrscht. Tukulti-Ninib hatte 1275 Babylonien erobert, Assurnasirpal (885—860) die Grenzen des Reiches geweitet und Salmanassar II. (860—825) hatte sich aufgeschwungen zum Herrn von Westasien. Die Israeliten mußten die Oberhoheit ihres Erbfeindes anerkennen. Tiglath-Pileser III. 1(745—727) machte die Verluste seiner Vorgänger wieder wett und trieb jüdische Stämme in die Gefangenschaft. Salmanassar IV. (727—722) belagerte Samaria, die Hauptstadt des nördlichen Königreiches Israel, und Sargon (722—705) eroberte und entvölkerte es, schlug die Ägypter, verkleinerte Babylonien und bekriegte Elam. Sanherib (705—681) unterwarf das unbotmäßige Babylonien nochmals, schlug die Ägypter, führte Krieg in Palästina, machte Hezekiah von Judäa zum Untertan und zerstörte endlich Babylon im Jahre 689. Esarhaddon eroberte 872 Unterägypten,

und Asurbanipal (668 bis 626) bekriegte das wiederum trotzende Nilland abermals, plünderte 666 Theben, seine Hauptstadt, und unterwarf Elam völlig. Damit war der Höhepunkt von Assyriens Macht erreicht. Von nun an ging es abwärts. Ägypten und Lydien schüttelten das lästige Joch wieder ab, und vom Osten her bedrängten die Meder das Reich. Kurz nach Asurbanipals Tode schlug Kyaxares die Assyrer und belagerte Ninive zum erstenmal. Durch eine Skytheninvasion in Schach gehalten, vereinigte er sich bald darauf mit den Babyloniern, zerstörte Ninive und gliederte Assyrien ins Mederreich ein, während Babylonien dem Nabupolasar, einem assyrischen General, zufiel, der eine neue Dynastie gründete.

Die Zerstörung Ninives war freilich nicht so vollständig, wie Lukian sie übertreibt, wenn er Merkur zu Charon sagen läßt: „Mein guter Fährmann, Ninive ist so zerstört, daß man nicht sagen kann, wo es gestanden hat, keine Spur ist übriggeblieben.“ Die Ausgrabungen haben gezeigt, daß recht viel übriggeblieben war. Auch war es nicht in einem Tag erbaut worden von einem assyrischen Despoten, der seine Kriegserfolge durch Gründung einer neuen Residenz dokumentieren wollte, sondern war schon uralt, bevor es eine assyrische Provinzstadt geworden war. Schon die Stadt der akkadischen Zeit, im 3. Jahrtausend, stand auf fünf Schichten von Kulturschutt. Schon König Hammurabi, um 1930, erwähnt den berühmten Ischtartempel, der auf einem Hügel in der Stadtmitte stand, den Tempel der allverehrten großen Göttin des Zweistromlandes, die auch Nin hieß und der Stadt den Namen gegeben hatte. In der Amarnazeit, Mitte des 14. Jahrhunderts, gehörte Ninive zum Reich der hettitischen Mitanni.

Erst später wurde es von den Königen von Assur, der ältesten Hauptstadt, dem aufblühenden Königreiche einverleibt. Aber es blieb noch Jahrhunderte eine unbedeutende Stadt. Erst unter König Sanherib, um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert, begann seine Glanzzeit. Sanherib hatte Babylon zerstört und wollte Ninive zur ersten Stadt des Orients erheben. Unter seinen Nachfolgern wurde sie die „Erhabene Stadt".

Hundert Jahre hat Ninive als die schönste und vielleicht größte Stadt des Orients die Welt mit Staunen und Schrecken erfüllt. Von hier aus zogen die siegreichen Heere und die tributfordernden Boten durch die Welt. Sie war der Mittelpunkt des Handels. „Ninives Kaufleute sind zahlreicher als die Sterne des Himmels." Sie wurde eine Hochschule chaldäischer Weisheit. Assurbanipal gründete in seinem Palast eine Bibliothek der babylonischen Literatur, aus deren Schätzen noch heute die babylonisch-assyrische Geisteswelt erforscht wird. Heute noch kennt jedes Kind, das die Biblische Geschichte gelesen hat, Ninive, während ihre Vorgängerinnen Assur und Kalchu unbekannte Namen geblieben sind. Selbst die Ausgräber der assyrischen Städte um 1850, Botta, Place und Layard, kannten ihre Namen kaum, sondern nur die volkstümlichen Bezeichnungen ihrer Schutthügel Kelle Shergat und Nimrud. Der erstgenannte Hügel ist das Grab der ältesten Residenz Assyriens und liegt vierzehn Wegstunden südlich von Ninive am rechten Tigrisufer, während Kalchu unter dem Hügel Nimrud nur drei Stunden Pferdegalopp südlich von Mosul am linken Tigrisufer, nahe der Mündung des Oberen Zab, gelegen ist. Kalchu hatte zuerst um 1300 Assur als Residenz abgelöst und wurde es wieder unter Assurnasirpal und seinen Nachfolgern. Auch Sargon residier-

te dort, bis er sich in Ninive seine eigene Residenz baute, die 706, ein Jahr vor seiner Ermordung, eingeweiht wurde.

Die Morgenröte des Zeitalters der Ausgrabungen leuchtete vor rund hundert Jahren über dem Zweistromlande auf. Die an den Erzählungen der Bibel entzündete Phantasie wurde durch die expansive Fernsehnsucht der Romantik zu Forschungen angetrieben, und langsam begannen sich die Schleier des historischen Dunkels von den weiten Steppen und Wüsten Mesopotamiens zu heben, bis die drei- und mehrtausendjährigen Tellen, die Schutthügel der versunkenen Städte ihre Geheimnisse restlos enthüllten. Wohl stehen wir heute im Zenith dieser Auferstehung der altasiatischen Kulturen, allein das Ende der Entdeckungen ist noch nicht abzusehen. Chicago, Philadelphia, New York und Berlin unterhalten in Syrien, Kleinasien und Mesopotamien ständige Expeditionen; erst vor zwei Jahrzehnten wurde das Indusland mit seinen überraschenden Aufschlüssen einer fünftausend Jahre alten Kultur in diesen Kreis mit einbezogen, und vor wenigen Jahren machte sich die chinesische Regierung daran, ihre ältesten Kulturzentren aus dem Sand zu heben. Unsere Zeit ist mitten am Werk. —

Die ersten wissenschaftlich wertvollen Nachrichten von den ihr nur durch die Bibel bekannten Städten Babylon und Ninive erhielt die westliche Welt durch *C. J. Rich*, der schon mit neun Jahren mit dem Studium der orientalischen Sprachen begonnen hatte und bereits mit vierzehn bei der chinesischen Sprache angelangt war. Nach mehrjährigem Dienst in Indien wurde der Vierundzwanzigjährige zum Konsulenten der East Indian Company in Bagdad ernannt und berichtete über seine Reisen in den Ländern des alten Babylonien und Assyrien sowie über seine Untersuchungen der Ruinenhügel in zwei Büchern.


Van
Täbris
Urmia See
PERSIEN
Khorsabad
NINIVE
Mosul
Nimrud
obere Zab
ASSYRIEN
untere Zab
Kelle
Sherghat
Diala
Hamadan
Tekrit
Khanikin
Bisutun
(Behistun)
EKBATANA
Samarra
Kermanschah
Bagdad
Kerkha
Kerbela
BABYLON
Hilla
Dizful
BABYLONIEN
Tigris
Susa
Schuster
ARABISCHE
WÜSTE
Karun
Euphrat
Kurna
Basra
Mohammera
MESOPOTAMIEN
50 0 50 100
MEILEN
1 MEILE = 1·6 KILOMETER
PERS. GOLF

Er starb schon im Alter von nur 33 Jahren 1820 an der Cholera. Als Pionier der Ausgrabungen machte sich *M. Botta*, der als französischer Konsul in Mosul stationiert war, einen Namen. Im Jahre 1842 schnitt er den Hügel von Kujundschik im Bereiche des alten Ninive mit dem Spaten an, ging jedoch bald nach Khorsabad, einige Meilen nördlich von Mosul, über, wo es ihm gelang, einen Palast *Sargons* (722—705) freizulegen. Eine daraufhin von den Franzosen ausgerüstete Campagne wurde von *Victor Place* geleitet, der 1851 bis 1855 die Ausgrabung von Khorsabad fortsetzte. Die ursprüngliche Stadt hieß *Dur Scharrukin* nach ihrem Begründer Sargon. Die vier Ecken der Stadtmauer waren nach den vier Kardinalrichtungen orientiert und die Mauern von acht Riesentoren durchbrochen, deren jedes nach einer assyrischen Gottheit benannt war. Der eigentliche Held aber dieser heroischen Epoche der Ausgrabungen in Mesopotamien wurde *Sir Austin Henry Layard*, der 1845, zwei Jahre nach Bottas erster Expedition, den Spaten zuerst am Hügel von Nimrud, dem alten Kalchu, einsetzte. Auch diese Stadt war auf einem Plateau erbaut. Die Ausgrabung des Palastes Assurnasirpals (885—860), des bedeutendsten der sieben Paläste der einstigen Residenz, ward der größte Erfolg von Layards erster, die Freilegung von Sanheribs Palast in Kujundschik der Ruhm seiner zweiten Expedition. Layard war nicht nur ein ausgezeichneter Archäologe und Ausgräber und ein erfolgreicher Diplomat, sondern auch ein ausgezeichneter Schriftsteller, dessen Enthusiasmus für Natur und Kunst, vorgetragen in einem klassischen Stil, auch heute die Lektüre seiner Bücher genußreich macht. Ihm selbst gebührt das Wort der Einführung in das Reich seiner Lebensarbeit.

„Im Herbst 1839 und im Winter 1840 war ich durch Kleinasien und Syrien gewandert und hatte kaum einen durch die Tradition geheiligten Ort oder eine durch die Geschichte gereihte Ruine unbesucht gelassen. Mich begleitete ein Mann, der nicht weniger lernbegierig und enthusiasmiert war als ich selbst. Wir kümmerten uns beide gleich wenig um Beraubung aller Bequemlichkeiten und achteten beide keine Gefahr. Wir ritten allein; unsere Waffen waren unser einziger Schutz, unser Felleisen hinter dem Sattel war unsere Garderobe, und wenn nicht die Gastfreundlichkeit der Bewohner eines turkomanischen Dorfes oder eines arabischen Zeltes uns dieses Geschäftes überhob, warteten wir unsere Pferde selbst ab. Auf diese Art von nutzlosen Luxusartikeln nicht belästigt und frei von dem Einflusse der Meinungen und Vorurteile anderer, mischten wir ins unter das Volk, nahmen ohne Zwang seine Gewohnheiten an und genossen unverkürzt die Vergnügungen, welche so neue Szenen und an Abwechslung gesellschaftlicher Verhältnisse so reiche Orte notwendig gewähren müssen.

Mit den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit und mit Vergnügen denke ich an jene glücklichen Tage zurück, wo wir frei und unbeachtet in der Morgendämmerung die bescheidene Hütte oder das gemütliche Zelt verließen und, nach Gefallen herumwandernd, ohne uns um Entfernung oder Stunde zu bekümmern, uns bei Sonnenuntergang unter einer altersgrauen Ruine, in der ein wandernder Araber seine Hütte aufgeschlagen, oder in einem verfallenen Dorf, das noch einen wohlbekannten Kamen trägt, befanden …

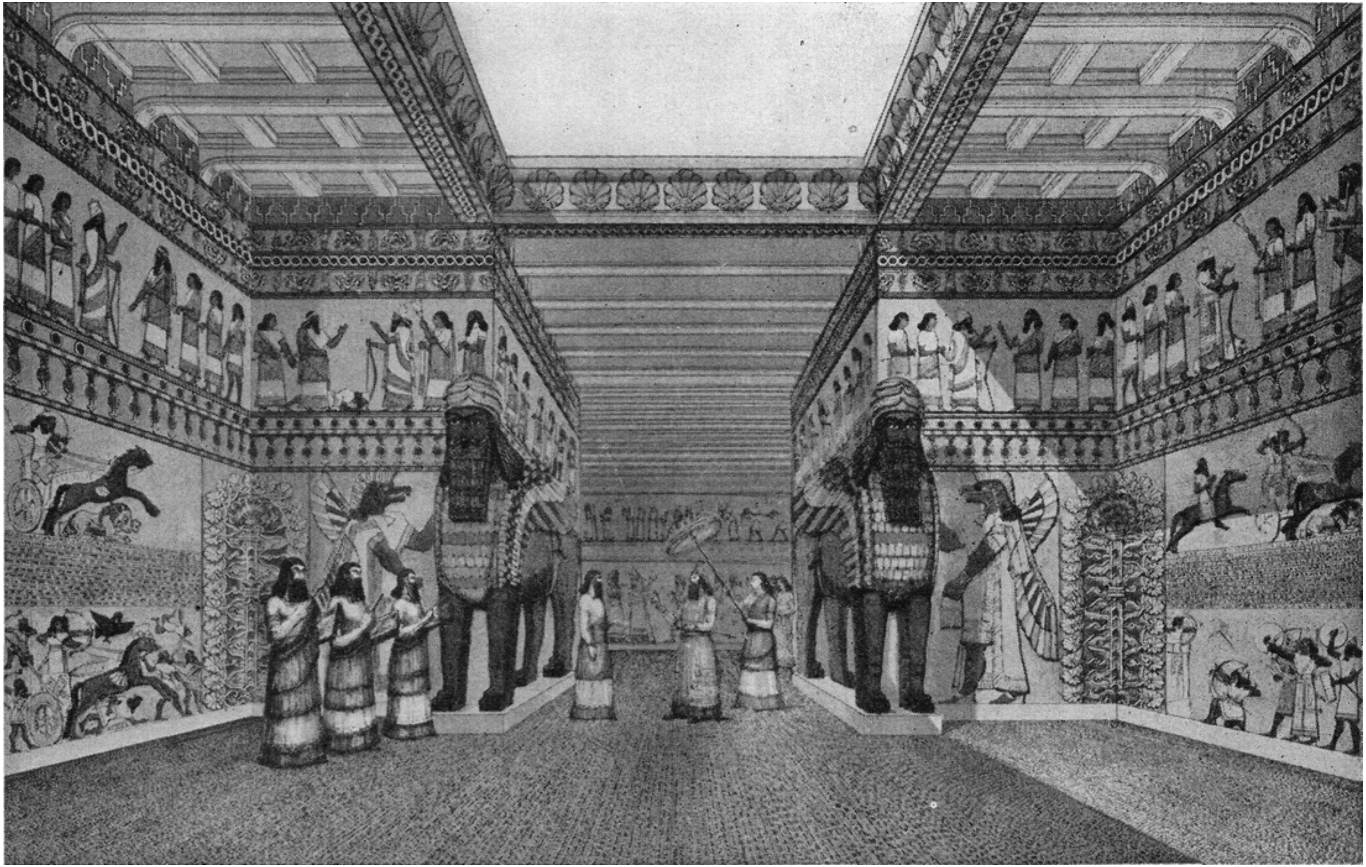
Kleinasien und Syrien hatte ich durchreist, die alten Sitze der Zivilisation und die durch die Religion geheiligten Orte gesucht. Nun fühlte ich ein unwiderstehliches Verlangen, in

die Gegenden über den Euphrat hinaus vorzudringen, welche Geschichte und Tradition als den Geburtsort der Weisheit des Westens bezeichnen. Die meisten Reisenden haben, nachdem sie die am gewöhnlichsten besuchten Teile des Orients durchwanderten, dieselbe Sehnsucht, den großen Fluß zu überschreiten und die Gegenden zu erforschen, welche von den Grenzen Syriens auf der Landkarte durch die ungeheure leere, weiße Stelle, welche sich von Aleppo bis an die Ufer des Tigris erstreckt, getrennt sind. Über Assyrien, Babylonien und Chaldäa schwebt noch ein tiefes Dunkel. An diese Namen ketten sich große Nationen und düstere Schatten der Geschichte großer Städte; gewaltige Ruinen, mitten in Wüsten, durch ihre Öde und den Mangel einer bestimmten Gestalt jeder Beschreibung von seiten des Reisenden Hohn sprechend; die Überreste großer Völkerstämme wandern noch durch das Land – in Erfüllung der Vorherkündigungen der Propheten –, durch die Ebenen, die die Juden wie die Heiden als die Wiege ihres Stammes ansehen. Nach einer Reise durch Syrien wenden sich die Gedanken natürlich nach Osten, und ohne die Überreste von Ninive und Babylon besucht zu haben, ist die Pilgerreise unvollständig.

Am 18. März verließ ich mit meinem Begleiter Aleppo. Noch immer reisten wir ohne Führer, ohne Diener. Der Weg durch die Wüste ist zu allen Zeiten unausführbar, ausgenommen für eine zahlreiche und wohlbewaffnete Karawane, und er bietet keinen interessanten Gegenstand dar. Wir zogen die Reise über Bir und Urfa vor. Von dieser letzten Stadt aus reisten wir durch die niedrigen Gegenden am Fuße der kurdischen Gebirgshügel, ein wenig bekanntes, an merkwürdigen Überresten reiches Land … Am 10. April trafen wir in Mosul ein.



Ninive



Halle eines assyrischen Palastes

Während unseres kurzen Aufenthaltes in dieser Stadt besuchten wir die großen Ruinen am östlichen Ufer des Flusses, welche man allgemein für die Ruinen von *Ninive* gehalten hat. Wir ritten auch in die Wüste und untersuchten den Hügel *Kalah Schergat*, eine ungeheure Ruine, die am Tigris, etwa 50 Meilen von seiner Vereinigung mit dem Zab liegt. Auf der Reise dahin hielten wir in dem kleinen Dorfe *Hamum Ali*, um welches herum noch Spuren einer Stadt aus dem Altertum zu finden sind, unser Nachtlager. Von dem Gipfel einer künstlichen Anhöhe aus übersahen wir eine weite Ebene, von der wir nur durch den Fluß getrennt waren. Eine Reihe erhabener Erdhügel, von denen einer in pyramidaler Form die anderen überragte, begrenzte diese Ebene im Osten. Über dieselbe hinaus ließ sich der Lauf der Gewässer des Zab nur unbestimmt angeben. Seine Lage aber macht seine Identifizierung leicht. Es war die Pyramide, welche Xenophon beschrieben hat, in deren Nähe die Zehntausend ihr Lager aufgeschlagen hatten: die Ruinen um sie herum waren dieselben, welche der griechische General vor zweiundzwanzig Jahrhunderten sah und welche schon damals die Ruinen einer alten Stadt waren. Obgleich Xenophon einen Namen, den eine fremde Völkerschaft aussprach, mit einem dem griechischen Ohre vertrauten verwechselt und den Ort Larissa genannt hatte, deutet die Tradition doch noch den Ursprung der Stadt an, und die Gründung derselben dem *Nimrud* zueignend, dessen Namen die Ruinen jetzt noch tragen, verbindet sie ihn mit den ersten Ansiedlungen des Menschengeschlechts.

Kalah Schergat war wie Nimrud eine assyrische Ruine: eine ungeheure formlose Masse, jetzt mit Gras überwachsen und nirgends eine Spur der menschlichen Hand zeigend,

außer wo die Winterregen in ihre meist senkrechten Seiten Klüfte gewaschen und dadurch den Inhalt bloßgelegt hatten. Einige wenige Bruchstücke von Tongeräten und mit Inschriften versehene Backsteine dienten als Beweis, daß seine Erbauung dem Volke zuzuschreiben sei, das die Stadt erbaut hatte, von welcher Nimrud die Überreste sind. Unter den Arabern war eine Sage im Gange, daß unter den Ruinen noch aus schwarzen Steinen behauene seltsame Figuren vorhanden seien; aber während des größten Teiles des Tages, an dem wir mit der Durchforschung der Erd- und Backsteinhaufen, welche einen bedeutenden Strich Landes am rechten Ufer des Tigris bedecken, beschäftigt waren, haben wir vergeblich darnach gesucht.

Wenn der Reisende über den Euphrat ginge, um solche Ruinen in Mesopotamien und Chaldäa zu finden, wie er sie in Kleinasien und Syrien hinter sich ließ, so würde er vergeblich suchen. Die Stelle der anmutigen, das dichte Laub der Myrte, Stechpalme und des Oleanders überragenden Säule, die stufenweise steigenden Terrassen des Amphitheaters, welche eine sanfte Anhöhe bedecken und die dunkeln, blauen Gewässer einer einem See ähnlichen Bai überschauen; die Stelle des reich ausgehauenen, von üppigen Pflanzen halb versteckten Karnieses oder Kapitells vertritt hier der formlose, düstere Erdhaufen, der wie ein Hügel über die sonnverbrannte Ebene sich erhebt; gelegentlich nur sind Töpferzeugfragmente und die ungeheure Masse von Backsteinwerk durch die Regengüsse des Winters bloßgelegt. Er hat das Land verlassen, wo die Natur noch jetzt lieblich ist, wo er im Geiste den Tempel und das Theater wieder aufbauen kann und dabei noch halb im Zweifel ist, ob sie einen angenehmeren Eindruck

auf die Sinne machen würden als die Ruine vor ihm. Für die wüsten, rohen Haufen, die er jetzt erblickt, ist er außerstande, eine Gestalt anzugeben. Jene, von deren Werken sie Überreste sind, haben, gerade entgegengesetzt denen der Römer und Griechen, keine sichtbare Spur ihrer Zivilisation und Künste hinterlassen: ihr Einfluß ist seit langer Zeit verschwunden. Je mehr Vermutungen er aufstellt, desto unbestimmtere Resultate stellen sich ihm dar. Die Szene um ihn herum ist der Ruinen, die er betrachtet, würdig: überall nur Verwüstung und Einöde. Ein heiliger Schauder folgt der Verwunderung; denn hier ist nichts, was das Gemüt beruhigen, zum Hoffen leiten oder sagen könnte, was vergangen ist. Diese ungeheuren Erdhaufen Assyriens machten einen stärkeren Eindruck auf mich, veranlaßten mich zu ernsterem Nachdenken und Überlegen als die Tempel von Balbek und die Theater Joniens."

Diese der deutschen Ausgabe von Layards einst berühmtem Buch *„Niniveh and its Remains"* entnommene Schilderung zeigt uns den Mann und die Stätten seines Wirkens. In klassischer Weise schildert er den Übergang von den Ländern im Bereich des Mittelmeers mit seinen freundlichen Ruinen antiker Baukunst in die endlosen Wüsten und Steppen Asiens und erweckt in allen seinen Nachfolgern bis heute Erinnerungen, die trotz mancher Entbehrungen und Abenteuer niemand missen möchte.

Erst 1842 kam Layard auf einer Reise nach Konstantinopel, wo er in diplomatischem Dienst stand, wieder nach Mosul. Seine unablässigen Bemühungen um Erlaubnis und Mittel für seine geplanten Ausgrabungen hatten bisher geringen Erfolg gehabt. Die Erfolge Bottas in Khorsabad, wo er erst nur

zögernd auf den Rat eines Bauern hin einen Schacht in den Hügel hatte treiben lassen, um schon in geringer Tiefe eine mit reliefierten Platten verkleidete Mauer zu finden und damit das erste assyrische Gebäude zu entdecken, das seit dem Fall des assyrischen Reiches gefunden wurde, dieser Erfolg vermehrte Layards Begierde, auch selbst Assyriens Ruinen auszugraben. Erst 1845 wurden ihm von Sir Stratford Canning, dem englischen Gesandten am Bosporus, die Mittel für seine erste Kampagne zur Verfügung gestellt. Am 8. November desselben Jahres fuhr er auf einem Floß von Mosul tigrisabwärts, um am Hügel von Nimrud sein Glück zu versuchen. Ein in die Seite des Hügels eingeschnittener Laufgraben führte bald zu einer Mauer mit Inschriften und Stücken von Reliefplatten. Nun wußte Layard, daß der Hügel Bauten enthielt. Schon am nächsten Tag war ein Gemach freigemacht, dessen Wände mit einem drei Meter hohen Sockelfries aus Orthostaten, vertikal gestellten Steinplatten, verkleidet waren. Bald erkannte man diese Art von Wandverkleidung als die übliche Dekoration des unteren Drittels der assyrischen Wände, deren oberer Teil nur verputzt und mit Malerei geschmückt wurde. Ende November fand man die ersten reliefierten Platten mit zwei horizontalen, durch einen Inschriftfries getrennten figuralen Friesen, die, wie sich bald zeigte, die Feldzüge und Belagerungen von Städten, die Bautätigkeit und Jagden der assyrischen Könige schilderten. Jedes große Museum besitzt heute einige solcher mit Basreliefs geschmückten assyrischen Orthostaten. Die Besucher werfen ihnen einen flüchtigen Blick zu und gehen daran vorüber, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie wirklich beschreibend zu betrachten und so im

Bilderbuch einer vergangenen Kultur zu lesen. Für Layard und seine Zeitgenossen war die Aufdeckung dieser Reliefkunst eine Enthüllung sondergleichen, in deren Welt sie sich staunend versenkten. Hören wir ein Stück der Layardschen Beobachtungs- und Beschreibungskunst.

„Eine Schlachtszene, in welcher zwei Wagen, jeder von Pferden, mit reichern Zaumschmuck versehen, im Galopp gezogen dargestellt waren, deren jeder eine Gruppe von drei Kriegern enthielt, von denen die Hauptperson keinen Bart hatte und offenbar ein Verschnittener war. Diese Figur war in eine vollständige Rüstung von Metallschuppen, die im Mittelpunkte mit Buckeln versehen und anscheinend an ein Hemd von Filz oder Leinen befestigt waren, gekleidet. Dieses Hemd war in der Taille durch einen Gürtel befestigt. Auf dem Kopf trug sie einen Helm mit einer Spitze, von dem mit Schuppen bedeckte Flügel herabfielen, welche die Ohren, den unteren Teil des Gesichtes und den Nacken beschützten. Der ganze Kopfputz ähnelte dem der alten Normannen. Die linke Hand hielt den vollständig aufgezogenen Bogen fest, während die Rechte die Sehne nach dem Ohre anzog mit einem zum Abschießen daraufliegenden Pfeile. Den linken Arm umgab ein kreisförmiger Besatz, wahrscheinlich von Leder, um ihn vor dem Pfeil zu schützen. Sein Schwert befand sich in seiner Scheide, deren Enden mit den Figuren von zwei Löwen zierlich geschmückt war. In demselben Wagen befand sich ein Wagenlenker, der die Pferde mit Zügel und Peitsche antrieb, und ein Schildträger, der die Pfeile des Feindes mit einem kreisrunden Schilde abhielt, welcher … von geschlagenem Golde gewesen sein mag … Mit Erstaunen beobachtete ich die Eleganz und den Reichtum der Ver-

zierungen, die treue und zarte Zeichnung der Glieder und Muskeln, sowohl bei den Menschen als auch bei den Pferden, und die Kunstkenntnis, welche im Gruppieren der Figuren und der Komposition im allgemeinen dargelegt war.“

Diese Teilbeschreibung eines einzigen Streitwagens mag eine Vorstellung geben von der Fülle des Materials, das die nach Kilometern zu zählenden assyrischen Basreliefs lieferten, als in Nimrud und Kujundschik in wenigen Jahren ein Dutzend Paläste und Tempel freigelegt oder mittels Laufgräben durchforscht waren.

Da die Reliefplatten in diesem Gebäude durch Feuer stark beschädigt waren, versuchte Layard die Nordwestecke des Hügels anzugraben, wo verschiedene Funde und Mauerreste auf den Standort eines anderen Palastes schließen ließen. Überraschende Erfolge stellten sich bald ein. Eines Morgens wurde er in großer Aufregung eilends zum Grabungsplatz gerufen, wo man Nimrud selbst gefunden haben wollte. Es war der aus Alabaster gehauene Riesenkopf eines geflügelten Löwen, dessen Körper sich später fand. „Der Kopf war bewundernswert gut erhalten. Der Ausdruck war ruhig, aber majestätisch, und der Umriß der Gesichtszüge zeigte eine Freiheit und Kenntnis der Kunst, die man an Werken einer so frühen Periode wohl schwerlich erwartet haben dürfte.“ Rasch verbreitete sich die Nachricht von dem Riesenkopf, der, vom Alter gebleicht, aus der Erde heraufgestiegen schien, unter den umliegenden zeltenden Beduinen, die sogleich auf ihren Pferden herangesprengt kamen. Sowie sie den Kopf sahen, riefen sie alle zugleich aus: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammed ist sein Prophet!“ Erst auf längeres Zureden wagte der Scheich in die Grube hinabzusteigen und sich zu

überzeugen, daß das Bild keine wunderbare Erscheinung, sondern von Stein sei. „Das ist kein Werk von Menschenhänden“, rief er aus, „sondern von jenen unglaublichen Riesen, von welchen der Prophet — Friede sei mit ihm! — gesagt hat, daß sie größer waren als die höchsten Dattelbäume. Dies ist eines der Götzenbilder, welche Noah — Friede sei mit ihm! — vor der Sintflut verfluchte.“ Dieser Meinung stimmten alle Umstehenden zu. Inzwischen war einer der Arbeiter, sobald er des Ungeheuers ansichtig geworden war, unter Zurücklassung seines Erdkorbes davongelaufen und rannte spornstreichs bis Mosul, wo er mit seiner atemlosen Nachricht, daß da unten im Hügel *Nimrud* selbst erschienen sei, den ganzen Basar in Aufregung versetzte. Die Neuigkeit gelangte bald zu den Ohren des Kadi, welcher den Mufti und den Ulema zusammenrief, um über diesen unerwarteten Vorfall zu beraten. Sie begaben sich schließlich, begleitet von einer aufgeregten Menge, zum Gouverneur und protestierten feierlich gegen solche Unternehmungen, die schroff gegen die Gesetze des Korans verstießen. Dabei wußte niemand, ob Nimrud ein echtgläubiger Prophet oder ein Ungläubiger gewesen sei. Für alle Fälle ließ der Pascha Layard sagen, daß die „Überreste“ ehrfurchtsvoll behandelt werden sollen und die Ausgrabungen vorläufig einzustellen seien. Es war nicht die erste Belästigung seitens der abergläubischen und fanatischen Bevölkerung von Mosul und ihrer Beamten, doch wußte Layard den Zwischenfall durch eine Unterredung mit dem Pascha rasch zu beheben. Ein endlich eingelangter Ferman des Sultans machte solchen lästigen Zwischenfällen ein Ende.

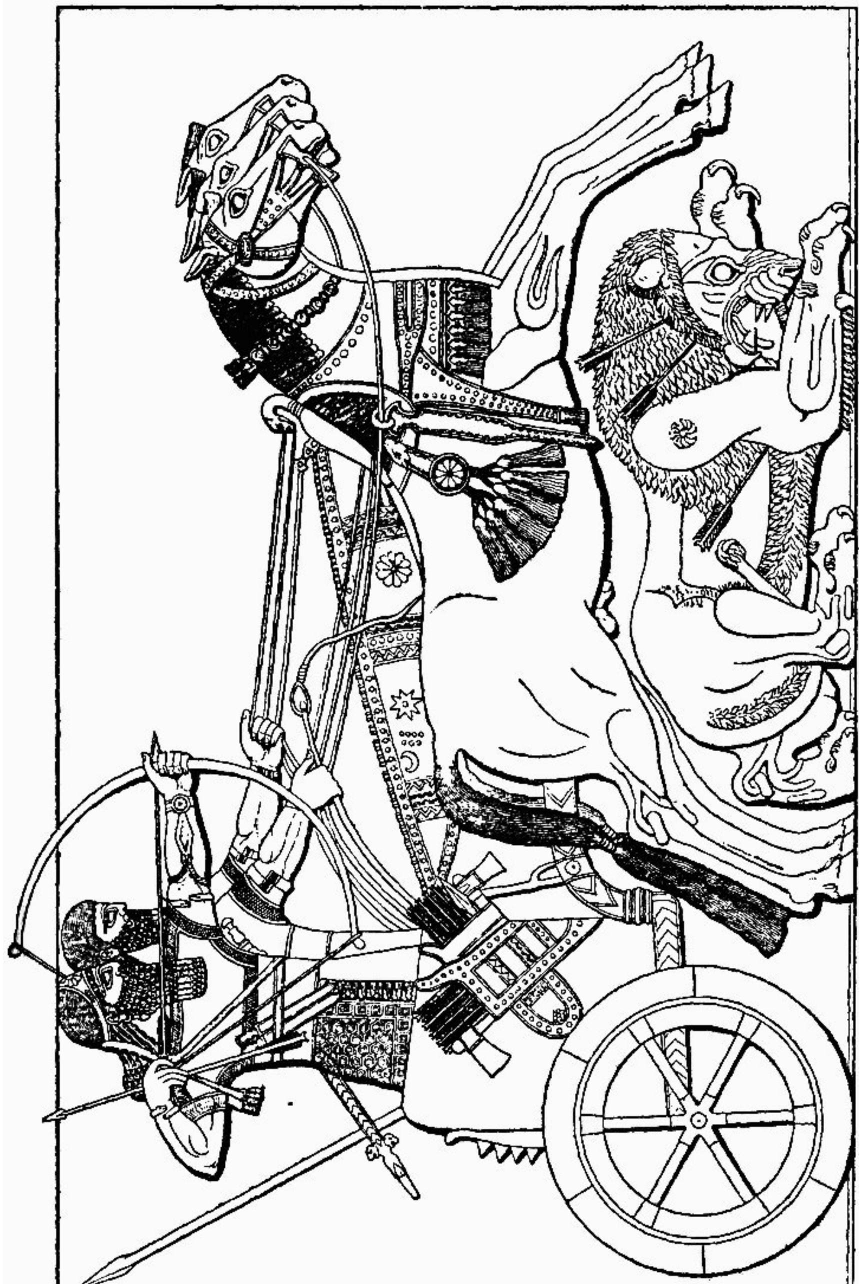
Es fanden sich bald mehrere Exemplare dieser mythischen

Tiermenschen oder Menschentiere mit Flügeln, denn sie flankierten alle Fassaden und die Portale der großen Hallen. Wir wissen heute, daß es die assyrischen Astralgötter der vier Weltecken sind: Marduk als Flügelstier, Nebo als Mensch, Nergal als Flügellöwe und Ninib als Adler. Alle Figuren zeigten noch Spuren von Farbe, waren also bunt bemalt. Layard selbst war von diesen sehr gut erhaltenen Prachtexemplaren assyrischer Kunst tief beeindruckt. „Stundenlang betrachtete ich diese geheimnisvollen Sinnbilder und dachte über ihre Bedeutung und Geschichte nach. Welche edleren Formen hätte wohl das Volk in den Tempel seiner Götter einführen können? Welche erhabeneren Bilder hätten der Natur entlehnt werden können von Leuten, welche ohne Hilfe der geoffenbarten Religion ihre Begriffe von Weisheit, Macht und Allgegenwart eines höchsten Wesens zu verkörpern suchten? Für Verstand und Kenntnis konnten sie kein besseres Musterbild finden als den Kopf des Menschen, für Kraft den Körper des Löwen, für die Allgegenwart die Schwingen des Vogels. Diese geflügelten, menschenköpfigen Löwen waren keine bedeutungslosen Schöpfungen, nicht das Erzeugnis der Phantasie nur; was sie bedeuten sollten, war darauf geschrieben. Sie hatten Geschlechter mit Ehrfurcht erfüllt und belehrt, welche vor dreitausend Jahren blühten. Durch die Portale, welche sie bewachten, hatten Könige, Priester und Krieger Opfer zu ihren Altären getragen, lange zuvor, ehe die Weisheit des Morgenlandes bis nach Griechenland vorgedrungen war und dieses seine Mythologie mit lange von den assyrischen Geweihten gekannten Sinnbildern versehen hatte. Sie mögen vor der Gründung der ewigen Stadt begraben worden und ihr Dasein unbekannt gewesen sein.

Seit 25 Jahrhunderten waren sie dem Auge des Menschen verborgen und nun erstanden sie noch einmal wieder in ihrer antiken Majestät. Wie aber ist die Szene um sie herum verändert. Der Luxus und die Zivilisation einer mächtigen Nation hat der Armseligkeit und Unwissenheit einiger weniger halbbarbarischen Stämme Platz gemacht. Der Pracht der Tempel und dem Reichtum großer Städte folgten Ruinen und gestaltlose Erdhaufen. Über der geräumigen Halle, in der sie standen, hatte der Pflug seine Furchen gezogen und die Wellen des Getreides gewogt. Ägypten besitzt nicht weniger wunderbare Monumente, aber sie standen Jahrhunderte frei da, ihre frühere Macht und ihren Ruhm zu bezeugen. Während die, die ich vor mir hatte, eben erst erschienen waren, um den Worten des Propheten Zeugnis zu geben, daß einst ‚der Assur war wie ein Zedernbaum auf dem Libanon, von schönen Ästen und dick vom Laube, und sehr hoch, und daß sein Gipfel hoch stand unter großen, dicken Zweigen … Darum ist er höher geworden denn alle Bäume im Felde und kriegte viele Äste und lange Zweige; denn er hatte genug Wasser, sich auszubreiten. Alle Vögel des Himmels nisteten auf seinen Ästen, und alle Tiere im Felde hatten Junge unter seinen Zweigen, und unter seinem Schatten wohnten alle großen Völker[5]). Denn jetzt ist Ninive öde und dürr wie eine Wüste; daß darinnen sich lagern allerlei Tiere unter den Heiden, auch Rohrdommeln und Kormorans wohnen auf ihren Türmen und werden in den Fenstern singen und Öde ist auf den Schwellen‘“[4]).

Der Nordwestpalast in Nimrud, aus dessen Schutt Layard die majestätischen Figuren der Astralgötter ausheben konnte und dessen freigelegte Gemächer ihm die schönsten Flach-

reliefs preisgaben, wurde später als der Palast des Assurnasirpal (885—860) identifiziert, des Königs, der seine Residenz von Assur hierher nach Kalchu verlegt hatte. Es war der älteste und schönste Palast der Stadt und seine reiche Ausbeute begründete den Ruhm Austin Henry Layards. Außer den zahlreichen Feldzügen, Schlachten, Belagerungen und Bauszenen stammen daraus jene berühmten Jagdbilder mit fliehenden, tödlich verwundeten und erlegten Tieren, deren pathetischer Naturalismus den Weltruhm der assyrischen Kunst begründete. Die Assyrerkönige eröffnen die tausendjährige Reihe der fürstlichen Waidmänner, deren letzte Vertreter unsere Vorkriegsherrscher waren. Das Waidwerk gab ihnen Gelegenheit, Mut und Geschicklichkeit auch in Friedenszeiten zu stählen. *Nimrud*, der mythische Gründer des Reichs, war „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn", und Ninus, der sagenhafte Erbauer von Niniveh, war durch seine Kämpfe mit den Löwen und Leoparden ebenso berühmt als wegen seiner Triumphe über kriegerische Nationen. Die Babylonier, Assyrer und Perser, die byzantinischen Kaiser und die frühen Kalifen schmückten ihre Paläste und Jagdschlösser mit Jagdgemälden. Man schmückte damit Teppiche und Gewänder. Ebenso wie heute unterhielt man auch damals Wildparks, sogenannte „Paradiese", wo allerlei Getier, vom Wildesel und der Gazelle bis zum Löwen und Tiger, gehegt wurden, um der königlichen Jagdlaune jederzeit zur Verfügung zu stehen. Die Reliefs zeigen den König stets von Kriegern begleitet, die wie zur Schlacht ausgerüstet sind, denn das Jagen war, wie später noch Xenophon von den Persern erzählt, die beste Methode, alle solche Dinge zu üben, die zum Kriege gehörten. Auf den Reliefs sehen wir den König, der von seinem Wagen aus



Assyrische Löwenjagd
(nach V. Plave, Ninive)

stehend mit seinem Bogen die oft den Wagen anspringenden Bestien erlegt, während nacheilende Krieger zu Fuß für alle Fälle bereit sind, im Falle der Gefahr dem König beizustehen. Die Jagdbilder Assurnasirpals stellen freilich nur den noch archaisch befangenen Anfang der Entwicklung dar, deren Reife erst später im Palaste Assurbanipals (668—626) in Kujundschik erreicht wurde. Von dorther stammen die ergreifenden Bilder des „Todwunden Löwen" und der „Sterbenden Löwin" im British Museum. Das Würgen der Schmerzen, der Krampf der riesigen Glieder, die Würde noch im Verenden sind meisterhaft ausgedrückt. In ihrem ungebrochenen Stolz noch im Todeskampf sind diese Tiere der reinste Ausdruck des trotzigen Geistes des assyrischen Menschen.

Nach Auffindung der Menschentiere und Löwen war es Layards Sorge, zunächst ein Paar dieser Kolosse nach London bringen zu lassen. Die drohende Gefahr der Heimsuchung dieser Gegend durch räuberische Beduinenhorden infolge einer Mißernte, die den Aufenthalt außerhalb der Mauern Mosuis unmöglich gemacht hätte, beschleunigte die Durchführung dieses schwierigen Unternehmens. Die beiden kleinsten und besterhaltenen, ein Stier und ein Löwe, wurden für den Transport ausgesucht. Ein massiver Wagen wurde in Mosul hergestellt und unter der Beteiligung der Stadtbevölkerung von ein paar Büffelochsen und einem Haufen Chaldäer und Araber zum Tore hinaus und über die verfaulte Schiffsbrücke gezogen. Um den Stier aus den Ruinen herauszuschaffen, mußte ein 30 m langer, 5 m breiter und bis zu 7 m tiefer Graben vom Standort bis zum Rande des Hügels ausgehoben werden. Unter großen Schwierigkeiten und dem ohrenzerreißenden Rufen und Heulen der an den Tauen ziehenden

Araber wurde der Koloß gesenkt und auf Walzen hinausbefördert. Nichts könnte die Einstellung der Orientalen besser und humorvoller dokumentieren als die Auslassungen des Layard befreundeten Sheikh Abd-er-Rahman, als die beiden abends zusammen heimritten. „Wunderbar! Wunderbar! Es gibt sicher nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Im Namen des Allerhöchsten, o Bey, sage mir, was du mit diesen Steinen machen willst. So viele Tausende von Beuteln für solche Dinge auszugeben! Ist es möglich, daß, wie du sagst, dein Volk Weisheit aus ihnen lernt, oder ist es, wie seine Ehrwürden, der Kadi, erklärt, sie kämen in den Palast der Königin, welche diese Götzenbilder mit den übrigen Ungläubigen anbetet? Denn, was Weisheit betrifft, so werden euch diese Figuren nicht lehren, bessere Messer, Scheren und bunte Zeuge zu machen, und in der Hervorbringung dieser Dinge zeigen ja die Engländer ihre Weisheit. Aber Gott ist groß! Hier sind die Steine, welche seit der Zeit des heiligen Noah – Friede seit mit ihm! – hier begraben gewesen sind. Vielleicht waren sie schon vor der Sintflut unter der Erde. Jahrelang habe ich in diesem Lande gelebt. Mein Vater und meines Vaters Vater haben vor mir ihre Zelte hier aufgeschlagen, sie haben aber nie etwas von diesen Figuren gehört. Seit zwölf Jahrhunderten haben sich die wahren Gläubigen – und Gott sei gelobt, sie allein besitzen die wahre Weisheit – in diesem Lande niedergelassen, und keiner von ihnen hat je von einem unterirdischen Palaste gehört, und auch die nicht, die vor ihnen kamen. Und siehe! Da kommt ein Franke aus einem viele Tagereisen entfernten Lande und geht gerade auf den Platz hin und nimmt einen Stock (hierbei erläutert er die Beschreibung mit der Spitze seiner Lanze) und

macht eine Linie dahin und eine Linie dorthin. Hier, sagt er, ist der Palast und dort, sagt er, ist das Tor, und zeigt uns, was unser Leben lang unter unsern Füßen gelegen hat, ohne daß wir etwas davon wußten. Wunderbar! Wunderbar! Hast du dies durch Bücher erlernt, durch Zauberei oder durch eure Propheten? Rede, o Bey. Sage mir das Geheimnis der Weisheit."

Der Erfolg dieses Tages wurde die Nacht über mit Schmaus, Musik und Tanz gefeiert. Nächsten Morgen begann der zweite Akt dieser dramatischen Aktion, der Transport des mit dem Flügelstier beladenen Wagens zum Fluß. Da die erst vorgespannten Büffel völlig versagten, mußte der Wagen von den Männern allein gezogen werden. Voran ritt Layard mit dem Scheich, um den Weg zu- weisen. Dann kamen die Trommler und Pfeifer, die aus Leibeskräften trommelten und pfiffen. „Ihnen folgte der Wagen, den an 300 Menschen zogen, die aus Leibeskräften schrien und von den Kawassen und Aufsehern angetrieben wurden. Die Frauenzimmer, die durch ihr gellendes Geschrei die Araber im Enthusiasmus erhielten, schlossen den Zug. Abd-er-Rahmans Reiter übten verschiedene Reiterkunststücke um die Gruppe herum aus, sprengten vor- und rückwärts und lieferten Scheinschwertgefechte." Zweimal blieb der Wagen stecken, bevor man das Ufer des Flusses erreicht hatte. Der geflügelte Mannslöwe folgte den gleichen Weg. Endlich lagen beide Lamassu nebeneinander am Ufer des Tigris zur Verflößung nach Basra bereit. Damit begann der dritte Akt der Komödie. Die bisher von Layard nach London gesandten Wandorthostaten hatten mit ihrem relativ geringen Gewicht keine Schwierigkeiten verursacht. Sie waren von Mosulschiffern bis Bagdad geflößt worden, wurden dort um-

geladen und von Bagdadschiffern nach Basra weitergebracht und auf die Seeschiffe verladen. Dieser Umladeprozeß hätte mit den Kolossen zu große Schwierigkeiten verursacht, weshalb Layard auf die direkte Verschiffung bis Basra drang. Davon wollten die Mosulschiffer, die sich noch nie über Bagdad hinausgewagt hatten, als echte Orientalen, die nie gegen ihre Tradition handeln, nichts wissen. Endlich fand sich unter dem Druck seiner Schuldenlast, für die ihm der Kerker bevorstand, ein Mann aus Bagdad bereit, die direkte Verflößung durchzuführen.

Die erste Kampagne ging nun zu Ende und Layard bereitete seine Abreise von Nimrud vor. Vorher ließ er die bereits aufgedeckten Wände mit ihren geflügelten Torhütern und reliefierten Orthostaten wieder zuschütten, um sie vor der mutwilligen Beschädigung durch die „Rechtgläubigen", die den Menschenköpfen mit Vorliebe die Augen ausstechen, um ihnen alle dämonischen Möglichkeiten zu nehmen, zu schützen. Bevor er aber seine Ausgrabungen wieder zudeckte, wollte er den Leser seines Buches „Niniveh und seine Überreste" noch einmal durch die Ruinen des Hauptpalastes führen, der der Ruhm seiner ersten Kampagne werden sollte.

„Man denke sich, wir kämen aus meinem Zelte in die Ebene, in der Nähe des Dorfes. So wie man sich dem Ruinenhügel nähert, kann man, eine kleine, aus Lehm für meine Chaldäer erbaute und mit Rohr bedeckte Hütte ausgenommen, keine Spur von einem Gebäude sehen. Wir steigen den künstlichen Hügel hinauf, aber noch immer sehen wir keinen Stein aus dem Grunde hervorstehen; nur eine breite, ebene Plattform befindet sich vor uns, die entweder mit einer üppigen Gerstenernte bedeckt oder gelb und vertrocknet ist, ohne eine

Spur von Vegetation zu zeigen, wovon wir hier und da ein ärmliches Büschchen von Kameldorn sehen. Niedrige schwarze Haufen, umgeben von Reisholz und getrocknetem Gras, aus deren Mitte eine dünne Rauchsäule emporsteigt, wird man wohl hier und da sehen. Dies sind die Zelte der Araber; um sie herum kriechen einige erbärmlich aussehende alte Weiber, die Kamelmist oder trockene Zweige sammeln. Ein oder zwei Mädchen wird man mit festem Schritt und aufrechter Haltung, den Wasserkrug auf den Schultern oder ein Bündel Reisholz auf dem Kopfe, vielleicht gerade den Gipfel des Hügels erreichen sehen. Von allen Seiten scheinen Reihen von wild aussehenden Wesen mit fliegenden Haaren, die Gliedmaßen nur durch das leichte, weite, kurze Hemd bedeckt, aus der Tiefe hervorzukommen, einige springend und possenreißend, alle aber wie Verrückte hin und her laufend. Jeder von ihnen trägt einen Korb, und so wie er an den Rand des Ruinenhügels kommt, leert er ihn aus und erzeugt eine Wolke von Staub. So schnell er nur kann, läuft er dann zurück, tanzend, wie vorher schreiend und den Korb über dem Kopf hin und her schwenkend. Dann verschwindet er wieder so plötzlich in die Tiefe, als wie er herauskam. Dies sind die Arbeiter, die den Schutt aus den Ruinen tragen.

Auf einer roh in die Erde gemachten Treppe wollen wir nun in den vorzüglichsten Laufgraben, der sich am westlichen Rande des Hügels befindet, hinabsteigen … Wir steigen etwa zwanzig Fuß tief hinunter und befinden uns plötzlich zwischen einem Paar geflügelten, menschenköpfigen Löwen, die ein Portal bilden. In dem unterirdischen Labyrinthe, das wir jetzt betreten haben, herrscht Unruhe und Verwirrung. Araber rennen in verschiedenen Richtungen umher; einige tragen mit

Erde gefüllte Körbe, andere bringen ihren Gesellschaftern Wasserkrüge. Die Chaldäer in ihren gestreiften Anzügen und sonderbaren kegelförmigen Mützen hauen mit Hacken in den zähen Boden und machen bei jedem Hiebe eine dicke Wolke von feinem Staub. Von einem entfernten Hügel erklingen wohl dann und wann die wilden Melodien kurdischer Musik, und sobald die arbeitenden Araber die Musik hören, stimmen sie als Chor ihr Kriegsgeschrei an und arbeiten mit erneuter Energie. Wir gehen zwischen den Löwen hindurch in die Ruinen der vorzüglichsten Halle. An beiden Seiten sehen wir geflügelte gigantische Figuren, einige mit Adlerköpfen, andere ganz wie Menschen, die mysteriöse Symbole in den Händen tragen. Zur Linken ist ein anderes Portal, das auch von geflügelten Löwen gebildet wird. Einer von ihnen ist aber quer vor den Eingang gefallen, und wir finden gerade noch soviel Raum, unter ihm hindurchzukriechen. Über dieses Portal hinaus steht eine geflügelte Figur und zwei Platten mit Basreliefs; sie sind aber sosehr beschädigt, daß wir kaum eine Spur des auf ihnen befindlichen Gegenstands ausfindig machen können, Weiterhin ist keine Spur von einer Mauer mehr zu erkennen, obgleich ein tiefer Graben fortgeführt ist. Die entgegengesetzte Seite der Halle ist auch verschwunden, und wir sehen nur eine hohe Erdwand. Wenn wir sie genauer untersuchen, können wir Anzeichen von Mauerwerk entdecken, und wir finden, daß es eine aus Ziegel von ungebranntem Lehm solid erbaute Mauer ist, die jetzt freilich dieselbe Farbe wie das sie umgebende Erdreich hat, von dem sie kaum zu unterscheiden ist.

Die Alabasterplatten, die von ihrer Stelle herabgefallen waren, sind aber wieder aufgerichtet worden, und wir treten in ein Labyrinth von kleinen Basreliefs, die Wagen, Reiter,

Schlachten und Belagerungen darstellen. Vielleicht richten die Arbeiter eine Platte zum erstenmal auf, und wir erwarten mit ungeduldiger Neugierde, welches neue, wichtige Ereignis der assyrischen Geschichte oder welcher unbekannte Gebrauch, welche religiöse Zeremonie die hier unten liegende Skulptur erklären wird.

Sobald wir etwa hundert Fuß unter diesen zerstreut liegenden Ruinen alter Geschichte und Kunst herumgewandert sind, kommen wir an einen andern Torweg, den zwei gigantische, geflügelte Stiere von gelbem Kalkstein bilden. Der eine ist noch ganz, sein Begleiter ist aber herabgefallen und in mehrere Stücke zerbrochen – der große Menschenkopf liegt zu unseren Füßen.

Wir gehen weiter, ohne uns in den Teil zu wenden, in den das Portal führt. Darüber hinaus sehen wir eine andere geflügelte Figur, die eine zierliche Blume in der Hand hält, die sie, wahrscheinlich als eine Opfergabe, dem geflügelten Stier darreicht. Zunächst dieser Figur finden wir acht schöne Basreliefs. Da ist der König auf der Jagd, wie er über den Löwen und wilden Stier triumphiert, und die Belagerung einer Burg mit dem Sturmbock. Wir haben nun das Ende der Halle erreicht und sehen eine ausgesucht schön gearbeitete Skulptur vor uns: zwei Könige, die vor dem Emblem der höchsten Gottheit stehen und von geflügelten Figuren begleitet sind; zwischen ihnen steht der heilige Baum. Vor diesem Basrelief befindet sich die Steinplattform, auf der in alten Zeiten der Thron des assyrischen Monarchen gestanden haben mag, wenn er gefangene Feinde oder seine Höflinge empfing.

Zur Linken ist ein vierter Ausgang, den zwei Löwen bilden. Wir passieren sie und befinden uns am Rand einer tiefen

Schlucht, von welcher nördlich sich die erhabene Ruine hoch über uns erhebt. Figuren von Gefangenen, welche Tributgegenstände – Ohrringe, Armbänder und Affen – tragen, sieht man an den Mauern in der Nähe dieser Schlucht, und zwei ungeheure Stiere sowie zwei geflügelte, über vierzehn Fuß hohe Figuren liegen fast an seinem Rande.

Da die Schlucht die Ruinen an dieser Seite begrenzt, müssen wir zu den gelben Stieren zurückkehren. Sobald wir durch den von ihnen gebildeten Eingang gekommen sind, treten wir in ein von adlerköpfigen Figuren umgebenes Gemach; an dem einen Ende befindet sich ein von zwei Priestern oder Gottheiten bewachtes Tor, und in der Mitte ein anderes Portal, an welchem zwei geflügelte Stiere stehen. Welche Richtung wir nun auch einschlagen mögen, so befinden wir uns in einer Menge von Zimmern, und ohne eine Bekanntschaft mit dem Gewirr dieses Ortes werden wir uns bald in dem Labyrinthe verirren. Da der angehäufte Schutt gemeiniglich in der Mitte der Zimmer liegen gelassen worden ist, so besteht die ganze Ausgrabung aus einer Menge von engen Durchgängen, die an der einen Seite mit Alabasterplatten eingefaßt sind; auf der andern Seite beengt sie ein hoher Erdwall, in dem man hier und da eine zerbrochene Vase oder einen mit glänzenden Farben glasierten Backstein halbbegraben sehen kann. Wohl ein bis zwei Stunden können wir durch die Galerien wandern und die merkwürdigen Skulpturen oder die zahlreichen Inschriften besehen, die uns umgeben. Hier sehen wir lange Reihen von Königen in Begleitung ihrer Eunuchen und Priester, dort ebensolange Reihen von geflügelten Figuren, welche, Fichtenzapfen und religiöse Embleme tragend, anscheinend in Adoration vor dem mystischen Baume begriffen sind.

Andere Eingänge, ebenfalls von Löwen und Stierpaaren gebildet, führen uns zu andern Zimmern. In jedem finden Neugier und Erstaunen neue Gegenstände. Ermüdet gehen wir endlich durch einen Graben, auf der entgegengesetzten Seite dessen, durch den wir eintraten, aus dem verschütteten Gebäude wieder heraus, und finden uns wieder auf der nackten Plattform. Vergeblich sehen wir uns nach Spuren der wunderbaren Überreste, die wir eben gesehen haben, um, und sind halb und halb geneigt zu glauben, daß wir einen Traum gehabt oder der Erzählung eines orientalischen Romans zugehört hätten. Manche, die vielleicht später den Ort betreten werden, wenn das Gras wieder über die Ruinen der assyrischen Paläste gewachsen sein wird, werden Verdacht haben, als sei es eine Vision, was ich erzählt habe."

Schon im folgenden Jahre, im Herbst 1849, begab sich Layard wiederum nach Mosul, um seine zweite Kampagne in Angriff zu nehmen. Er ließ diesmal in beiden Hügeln, in Kujundschik und Nimrud, graben. In Kujundschik wurden unter anderen auch die indessen durch häufige Abbildungen sehr bekannt gewordenen Reliefplatten mit Darstellungen des Transportes der Flügelkolosse und großer Steinblöcke gefunden. Die mit Flügelstieren und menschlichen Figuren in Hochrelief geschmückte Südostfassade des Palastes wurde freigemacht und dieser als Palast des Königs Sanherib (705—681) identifiziert. Von Nimrud wurde wiederum ein Mannlöwenpaar nach Basra und von dort nach London verschifft. Layard betraute einen erprobten Mann mit der Oberaufsicht der Ausgrabungen in Kujundschik, bereiste andere Ruinenstädte in Mesopotamien und Kurdistan und begab sich schließlich auf einem Kellek tigrisabwärts. Ein großes Floß, mit Kunstschätzen



Belagerung einer Stadt
(nach V. Place, Ninive)

aus Ninive beladen, begleitete ihn. Layards Ziel waren die Ruinen von Babylon, die bei der Stadt Hillali am Euphrat gelegen ist und die man von Bagdad aus erreicht, indem man die sumpfige und von zahlreichen Kanälen durchzogene Ebene vom Tigris südwestlich bis zum Euphrat durchquert.

Die eigentliche Auferstehung der assyrischen Kultur und Kunst für die westliche Welt fand nicht am Tigris, sondern im Kristallpalast bei London statt, der im Jahre 1854, nach seiner Überführung vom Hyde Park, wo er 1851 die Weltausstellung beherbergt hatte, nach Sydenham, als Museum eingerichtet worden war. Neben dem ägyptischen, griechischen, römischen und Alhamra „Court“ wurde auch ein „Niniveh Court“ eingebaut. Sein Zweck war, durch Rekonstruktion einer Fassade und zweier Räume dem Beschauer ein möglichst getreues Bild der Palastwände und Räume in ihrer ursprünglichen Erscheinung zu geben. Sie waren nicht für den Archäologen, sondern für das große Publikum berechnet. Die Flügeltiere und Reliefplatten wurden abgegossen und in ihrer einstigen Farbenpracht gezeigt. Die große Halle war als Rekonstruktion einer Zeremonienhalle gedacht, während der kleinere Raum ein königliches Gemach in einem assyrischen Palast wiedergeben sollte. In die Fassade, die mit geflügelten Menschenstieren und Figuren des löwenwürgenden Gilgamesch ausgestattet wurde, stellte man für die flankierenden Torhüter zwei Originalkolosse ein, während die übrigen Figuren von den im Louvre befindlichen Originalen aus Kujundschik und Khorsabad abgegossen wurden. Der Eingang zur großen Halle war von zwei Menschenstieren, Abgüssen nach den Originalen aus Nimrud, flankiert, und die Decke war mit dem Lebensbaum, der pfeilschießenden Flügelfigur im Sonnenrad und der

geflügelten Kugel, beide Embleme der assyrischen Götter, bemalt. An den Wänden standen die Figur eines Königs zwischen geflügelten Göttern mit Pinienzapfen und Wassereimer, den Symbolen von Feuer und Wasser, adlerköpfige Gottheiten und Tributbringer. Die Wand über den Figuren war mit farbig glasierten Ziegeln geschmückt, wovon in den Ruinen zahlreiche Reste gefunden worden waren. Für die ornamentalen Friese wurden Rosetten und Flechtband, zwei beliebte assyrische Ornamente benützt. Das innere Zimmer war mit Abgüssen nach Relieforthostaten aus dem Palaste Assurnasirpals in Nimrud geschmückt. Da sah man den König auf der Jagd nach dem wilden Stier, dem er wie ein spanischer Matador mit einem kurzen Schwert den Todesstoß in den Nacken versetzt. Ein zweiter Stier liegt von Pfeilen durchbohrt unter den Pferdehufen. Der Wagenlenker treibt die drei Pferde mit der Peitsche zur äußersten Schnelligkeit an. Hinter dem Wagen führt ein Reiter mit Speer und Bogen ein Handpferd am Zügel, um gegebenenfalls für den König bereit zu sein. Das untere Relief derselben Platte zeigt den König nach dem Sieg über den wilden Stier mit einem Becher in der erhobenen Rechten unter seinen Ministern und Höflingen stehend, den erlegten Stier zu Füßen. Die nächste Platte zeigte den König auf der Löwenjagd. Er zielt mit seinem Bogen auf ein schon von mehreren Pfeilen durchbohrtes, aufs höchste gereiztes Tier, das den Wagen anspringt, während ein zweites im Todeskampf unter den Hufen der Pferde liegt. Zwei Krieger zu Fuß eilen mit gezogenem Schwert und erhobenem Schild dem König zu Hilfe. Die untere Hälfte stellt wiederum die Dankesfeier über den gefällten Löwen dar. Eine Belagerungsszene und der darauffolgende Empfang der Kriegsgefangenen

füllte die zwei nächsten Platten. Daran schloß sich auf vier Platten eine große Schlachtszene, in der der König auf seinem Wagen kämpfend eingeführt erscheint. Über seinem Haupt schwebt das Emblem des großen assyrischen Schutzgottes, ein Mann in einer geflügelten Scheibe, der über dem Monarchen wacht. Auch der Gott schießt einen Pfeil gegen den Feind ab. In der Nähe hackt bereits ein Adler, Symbol des Sieges, auf die Gefallenen ein. Vor dem König kämpft die assyrische Kavallerie, teils zu Pferde, teils auf Streitwagen stehend, mit gespannten Bogen gegen den Feind. Auf dem unteren Reliefstreifen sah man den Übergang des Königs und seiner Armee über einen Fluß: der Herrscher in einem Boot auf seinem Wagen stehend, andere Boote folgend. Auf den folgenden Platten endlich war die siegreiche Rückkehr des Königs dargestellt. Die Originale dieser einst im — mittlerweile durch Brand zerstörten — Kristallpalast aufgestellten Abgüsse befinden sich im British Museum. Sie gehören noch der archaischen Periode Assurnasirpals an und zeichnen sich durch die minutiöse Wiedergabe des Details aus, das eine Fülle von Aufschlüssen über die Kostüme der Beteiligten, die Panzerausrüstung der Krieger, die Ausstattung der Streitwagen, das Zaumzeug der Streitrosse und über die landschaftliche Umgebung vermitteln. Die Wandmalereien dieses rekonstruierten Herrschergemachs über dem Orthostatenfries stellten den König dar, der, umgeben von seinen Beamten und Garden, seinen Wesir empfängt — ein häufig gemalter Gegenstand im Palaste Assurnasirpals in Nimrud-Kalchu, dessen spärliche Reste dem Rekonstrukteur Anhalt für Zeichnung und Farbe geben mußten.

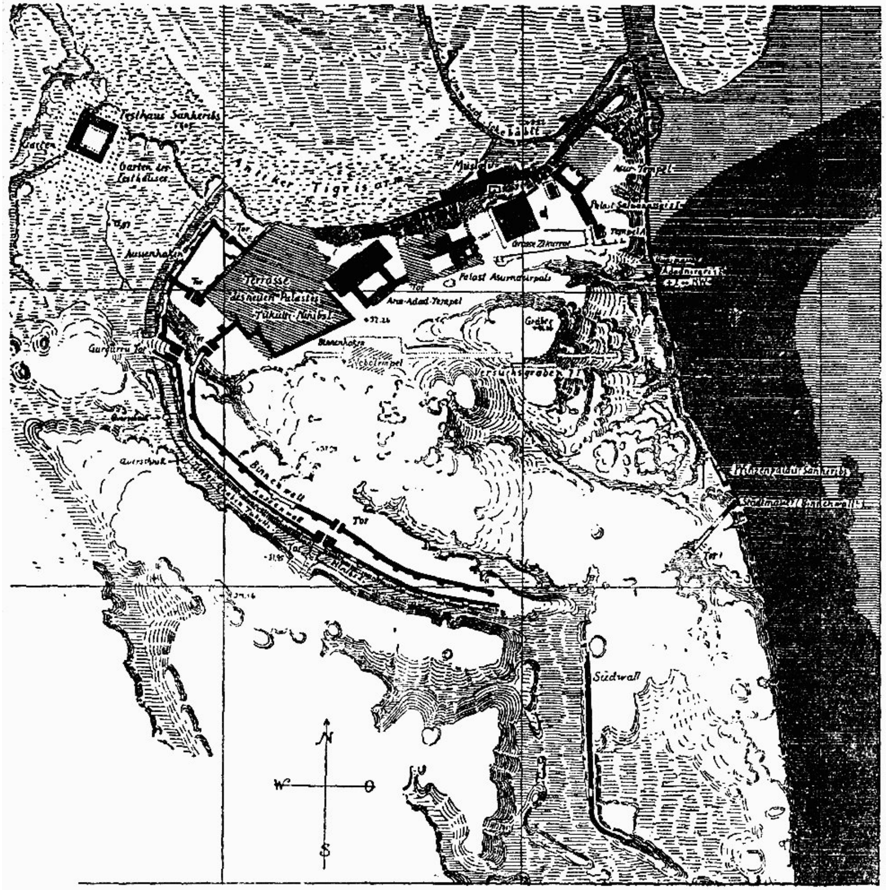
Ein halbes Jahrhundert nach den Ausgrabungen der assy-

rischen Paläste und Tempel durch Layard und seine Nachfolger sowie durch. die französischen Archäologen beschloß die Deutsche Orientgesellschaft die Ausgrabung der ältesten Hauptstadt *Assur*, die im Hügel von *Kelle Schergat* begraben lag. Die Kampagne wurde von Robert Koldewey, dem Ausgräber Babylons, 1903 eröffnet und von Walter Andrä und seinen Mitarbeitern bis 1914 durchgeführt. Während eines Zeitraumes von zehn Lustren hatte sich die Ausgrabungstechnik von dilettantischen Anfängen zu einem wissenschaftlichen Fach entwickelt. Die Grabungen werden heute mit einem Stab geschulter Spezialisten vorgenommen. Ingenieure, Architekten, Epigraphiker, Numismatiker, Keramiker, Chemiker, Zeichner und Photographen sind am Werk. Schicht für Schicht wird vorsichtig aufgedeckt und sorgfältig untersucht, um die aufeinanderfolgenden Perioden von jahrtausendealten Städten festzustellen und zu datieren. Nicht der kleinste Scherben darf weggeräumt werden, ohne vom Spezialisten begutachtet worden zu sein. Jede neue Kulturschicht wird in möglichster Unberührtheit Photographien und bis ins kleinste registriert, das Erdreich gesiebt, die Reste gesammelt und sortiert, klassifiziert und jedes Stück mit seiner Gruppe deponiert, bevor man das Erdreich für die nächste Schicht wegräumt. Verglichen mit dieser modernen Ausgrabungstechnik waren die Arbeiten Layards und seiner Zeitgenossen eine Art von Raubbau, vergleichbar mit dem Bergbau unserer Vorväter, die die ergiebigsten Goldadern hastig ausbeuteten, um dann Schächte und Stollen dem Verfall zu überlassen, aus denen die Goldwäschereien von heute oft noch reiche Ausbeute gewinnen können. Damals wußte man oft nicht einmal, wann und von welchem König die Paläste

und Tempel erbaut worden waren, von deren Wänden man das Beste wegführte und den Rest seinem Schicksal überließ, dem Wind und Wetter, die die aufgerissenen Flanken eines Ruinenhügels bald wieder mit Flugsand und abgeschwemmtem Erdreich füllten, bis, wie Layard oben sagte, „das Gras wieder über die Ruinen der assyrischen Paläste gewachsen sein wird“. Ruinenstätten, wie Niniveh, Kalchu und Khorsabad, die dem Ausgräber nach geringen Anstrengungen imposante Schaustücke preisgaben, sind Ausnahmen; die meisten Ausgräber müssen sich mit weit weniger, ja vergleichsweise mit sehr wenigen begnügen und damit die Devise erfüllen: „Ex ungue leonem.“ Auch Assur gab nicht annähernd soviel her als Layards Residenzen, trotzdem kennen wir es heute viel besser, kennen es so gut, daß sein Ausgräber mit der gleichen Berechtigung wie Koldewey in Babylon ein Buch über „*Das wiedererstandene Assur*“ schreiben konnte. Dieses wiedererstandene Assur wollen wir unter Andräs Führung betrachten.

Die Stadt, die den Namen des göttlichen Führers Assyriens trägt, liegt auf einer im Norden steil aus der Ebene und dem alten Flußbett des Tigris aufragenden Felsenscholle, deren Ostseite ebenso steil, nur für Kletterer erklimmbar, zum Westufer des heutigen Tigris abfällt, während sie sich gegen Westen und Süden in seichten Stufen gegen die Ebene senkt. Die Zugänge zur Ursiedlung, die sich — ein Schulbeispiel für die Platzwahl prähistorischer Siedlungen — in diesen von zwei Steilrändern natürlich geschützten Plateauwinkel hineingeschmiegt hatte, waren daher im Westen und Süden, und an diesen Seiten befanden sich auch die Tore zur historischen Stadt: das Südtor, das Westtor und das Gurgurri-Tor, das zum

Palast- und Tempelviertel am Nordrand der Stadt führt. Stolz reihten sich entlang des nördlichen Steilrandes, weithin sichtbar, die Fronten der Tempel und Paläste: der Assur-

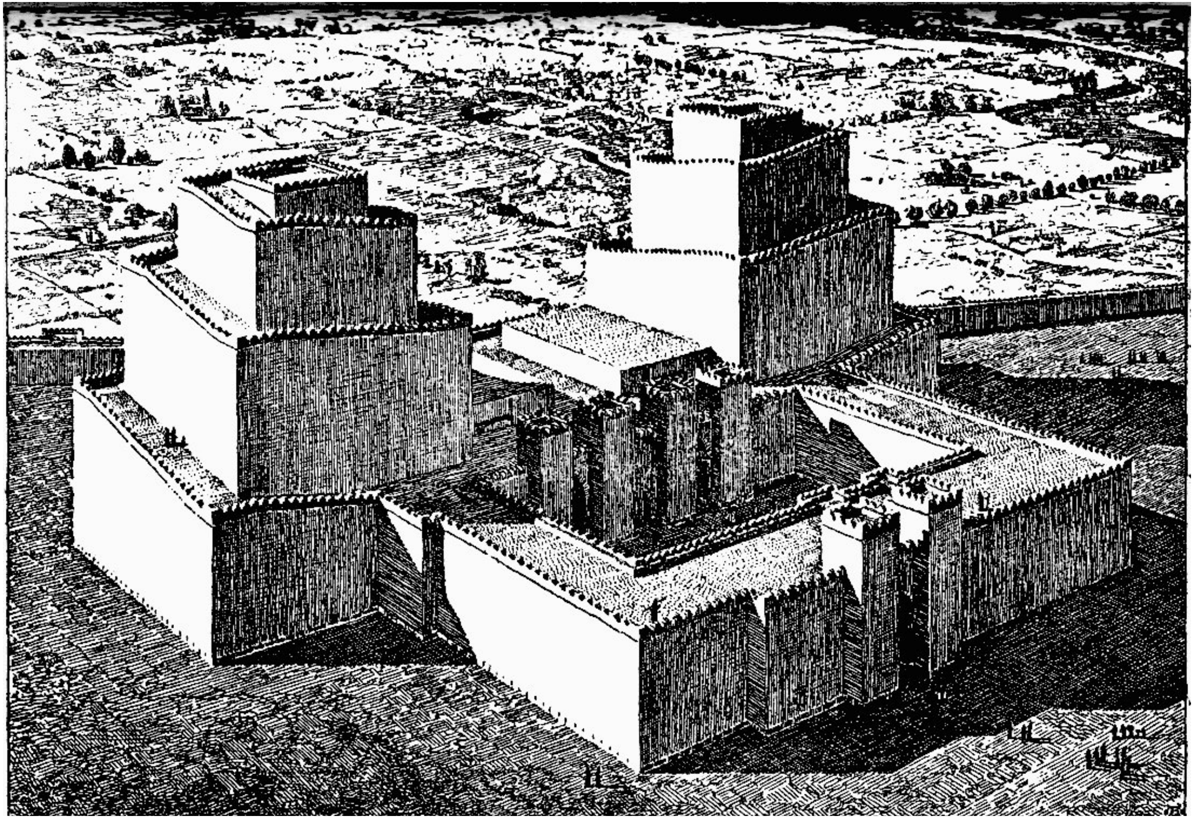


Stadtplan von Assur
(nach W. Andrae)

Tempel, der Assur-Enlil-Turm, der Alte Palast, der Anu-Adad-Tempel und der Neue Palast. Hinter dieser Front lagen der Ischtar-Tempel und der Sin-Schamasch-Tempel. Außerhalb der Stadt aber, unten am alten Flußbett, einen halben

Kilometer vom Gurgurri-Tor entfernt, lag das Assur-Festhaus. Diese Bauten stammten aus verschiedenen Perioden, wurden wiederholt restauriert, von der Zeit der akkadischen Priesterkönige im 3. Jahrtausend angefangen, über die Periode des assyrischen Nationalstaates bis 2000, dann über die Hammurabi-Zeit, als Assur zu Babylon gehörte, weiterhin im fünfzehnten, dreizehnten, zwölften bis neunten Jahrhundert, endlich unter den spätassyrischen Herrschern im achten und siebenten Jahrhundert, die Assur letzten Glanz und Gestaltung gaben bis zum Untergang um 600. Aber auch darüber hinaus, in der babylonischen, persischen, seleukidischen, parthischen und sasanidischen Periode wurde Assur noch bewohnt und mit Neubauten versehen.

Am nördlichen Hochrande der Stadt also wohnten die Götter Assurs in Hoch- und Tieftempeln, in luftigen Turmgemächern oder in dunklen Hofzimmern und blickten auf die Stadt hernieder und weit über sie hinaus in die Ebene: Assur, der König der Götter, der assyrische Nationalgott, Anu und Adad, die Götter des Himmels und des befruchtenden Regens, Enlil, der „Herr der Länder“, Sin und Schamasch, der Mond- und Sonnengott, und Ischtar, die weibliche Erscheinung der Gottheit schlechthin, die „Herrin der Götter“ und „Muttergöttin“. Hoch ragten die zinnengekrönten Fassaden ihrer Tempel und über die flachen Tempeldächer noch hinauf die Terrassen der Ziggurats. Die Wände waren mit vertikalen Rillen orgelpfeifenartig rhythmisiert und mit Schmelzfarbenziegeln strahlend gemacht. Die Stadt war durch eine zinnenbekrönte Turmmauer geschützt, die gegen die nach Süden und Westen offene Landseite doppelt gezogen war, ein frühes Vorbild der heute noch existierenden Landmauer Konstantinopels.



Der Anu-Adad-Tempel in Assur
(Wiederherstellungsversuch von W. Andrae)

Doppelt waren daher auch die Stadttore, innere und äußere. Eng waren die Gassen der Stadt. Die Wohnhäuser waren aus Lehmziegeln gebaut, flach gedeckt, mit Vorhof und Innenhof, die durch das Männergemach getrennt waren. Die Wände waren rot gestrichen und von schwarz-weißen Streifen begrenzt. In Nischen befanden sich die Altäre für den häuslichen Kult. Im inneren Hof mit den umliegenden Räumen lebte die Frau des Hauses mit Kindern und Dienerschaft. Ihr Wohnraum glich in Größe und Einrichtung dem Männergemach und war umgeben von Bade- und Schlafzimmern und Nebengelassen. Der einfache Mann mußte sich mit einem kleinen Haus mit Hof und Wohnraum begnügen. Hohe Lehnstühle mit Kissen, Schemel und Bänke dienten als Sitze, Liegestätten mit gekurvtem Ende als Ruhelager. Die Fußböden waren mit Matten oder Teppichen belegt. Nachts genoß man die Kühle auf dem Dach und deutete die Sterne, aus denen die Götter herabzublicken schienen.

Die Tempelfronten erstrahlten im Glänze der farbig emaillierten Ziegelbilder: Löwen und Sphinxe sowie geschichtliche Darstellungen, zum Teil neue Einführungen des Zeitalters Sanheribs (705—681) schmückten die Wandsockel. Die Alabasterplatten der nördlichen Residenzen waren hier durch glasiertes Ziegelmosaik ersetzt, dessen Heimat Babylonien war. Die Kriegszüge, Belagerungen und Tributzüge waren in dieser neuen, farbenfreudigen Technik hergestellt. Wie noch zweieinhalb Jahrtausende später an den persischen Moscheen, gab es hier schon weiße Inschriften auf türkisblauem Grund. Und wie dort noch, wurden auch hier schon Schwarz, Gelb und Dunkelblau als Farben bevorzugt. Das Innere der Tempel bestand aus mehreren Höfen mit anliegenden Breiträumen.

Der Kultraum der Götter lag nach Art der altmodischen Wohnräume vergangener Generationen mit der Breitseite am Hofe, oft zwei Räume hintereinander. Das Kultbild aber stand nicht am Ende der Mittelachse, wie es sonst allgemein üblich war, sondern in einer Nische der Schmalwand. Diese Verwinkelung der Achsen war eine Eigenart der assyrischen Architektur.

Wie in allen vorderasiatischen Kulten wurde auch hier am Neujahrsfest das jährliche Sterben des Gottes und seine Wiedergeburt gefeiert. Unter klagenden Hymnen trug man das verhüllte Gottesbild in feierlicher Prozession vom Assur-Tempel hinab zum Wasser und von da hinaus zum Festhaus. Ihm folgten, begleitet von der Priesterschaft, die Bilder aller anderen Götter aus der Stadt. Der Tigrisarm war ein willkommenes Symbol für den Fluß der Unterwelt. Alle Götterbilder, Assur voran, wurden unter goldfunkelnden Baldachinen in Boote gestellt, die auch Priester und Priesterinnen bestiegen, und lautlos glitt nun die Bootskarawane auf dem ruhigen Wasser zum Festhaus. Dort angelangt, bewegte sich die Prozession in das Innere, einen baumbestandenen Hof, und die Götterbilder wurden von den Priestern in den ihnen zugeordneten Räumen aufgestellt. Dieses Festhaus war eine Neuheit in Assyrien und unterschied sich vom assyrischen Tempel durch die axiale Anordnung aller Räume. Sanherib, der im Jahre 689 das rebellische Babylon zerstört hatte, übertrug den Kult des „besiegten“ Marduk, des Hauptgottes Babylons, nach Assur und beschenkte damit den assyrischen Nationalgott, dessen Macht dadurch bedeutend verstärkt wurde. Gott Assur-Marduk erhielt nun auch eine Kultstraße, wie Marduk sie in Babylon hatte, und ein Festhaus.

DER TURM VON BABEL

Auch du warst am Anfang nur eine Handelsexpositur von Eridu und Ur, den beiden großen sumerischen Handelsemporien an der Mündung des Euphrat, aber du hast sie und alle andern Städte im Zweistromland überflügelt und hast deinem Namen Ewigkeit verliehen! Schon die Wahl deines Namens war selbstbewußt und in die Zukunft weisend, *Bab–ilu*, „Pforte des Herrn“! Deine Feinde und Eroberer, die kriegsgeübten Bergvölker, Assyrier, Kassiten, Churri und Hettiter befriedetest du durch deinen Geist und ließest sie zu deinem Ruhm beitragen. Du warst widerspenstig und aufwieglerisch, stets begierig, das fremde Barbarenjoch abzuwerfen, wofür du oft und bitter gebüßt hast mit Blut und Ruinen. Es straften dich die Assyrerkönige Tukulti-Ninib, Sargon, Sanherib, Assurbanipal und der Perser Xerxes. Und jeder von ihnen zerstörte auch den Hochtempel deines großen Schutzgottes, des Marduk, der deine Triumphe ebenso wie deine Mißgeschicke mit dir geteilt hat, mit dir groß wurde, aber auch mit dir in die assyrische Gefangenschaft ging. Denn, wie die irdischen Könige mit dem Titel auch die Macht der unterjochten Herrscher usurpierten, so eigneten sich ihre Siegesgötter auch die Machtbezirke der unterjochten an, und so kamst du, Marduk, in Besitz von Anus Macht, des Königs der Götter, Ellils Macht, des Herrn der Länder, und Bels Macht, des Herrn des Luftreiches.

„Dein Name ist überall im Munde der Menschen glückbringend.
Marduk, großer Herr, auf dein erhabenes Gebot
Möge ich gesund und heil sein und so deine Gottheit verehren,
Wie ich es wünsche, möge ich es erlangen.
Lege Wahrheit in meinen Mund,
Laß gute Gedanken in meinem Herzen sein,
Gewähre doch Anrufen, Anhören und Erhören:
Das Wort, womit ich anrufe, werde, sowie ich anrufe, erhört!
Marduk, großer Herr, schenke mir Leben!
Leben meiner Seele befiehl!
Vor dir fröhlich zu wandeln, daran möge ich mich sättigen!

Weithin über die Euphratauen glänzte dein blaugoldenes Kulthaus von der Höhe des Stufenturmes dem Reisenden entgegen, o König der Götter! Wahrlich ein stolzer Bau, den dir die Assyrerkönige bauten, Asarhaddon, Assurbanipal und Nabupolassar, würdig deiner Niederlassung! Neunzig Meter maß der Riesenbau im Geviert und neunzig Meter seine Höhe, dreiunddreißig Meter das erste, achtzehn Meter das zweite und je sechs Meter das dritte, vierte, fünfte und sechste Geschoß, fünfzehn Meter aber das Wohnhaus des Gottes auf der obersten Terrasse, von wo es, mit blauglasierten Ziegeln bekleidet und mit Gold bedeckt, den Glanz seines Herrn das Volk tief unten ahnen ließ. In diesem Haus pflegte der Gott, auf seiner goldenen Kline ruhend, von der dargebotenen Opferspeise zu essen. So gestaltet war *Etemenanki*, das „Haus des Fundaments Himmels und der Erde“, der Hochtempel, der sich emporschraubte über den Tieftempel *Esagila*, wo, um einen Innenhof gereiht, Marduk den anderen Göttern Gastwohnungen einräumte, Nebo, Taschmetu, Ea, Nuski Anu und Sin. „Weite Völkerscharen … aus der Menge

aller Länder, der Gesamtheit aller Nationen … bot ich auf zum Bau von Etemenanki“, schrieb Nebukadnezar auf die Tontafeln seiner Taten. Kein Wunder, daß es der Welteroberer Alexander nicht fertigbrachte, diese gewaltige Ziggurat vom Schutt zu befreien, in dem sie seit der letzten Zerstörung durch Xerxes lag, obwohl er zwei Monate lang zehntausend Menschen daran arbeiten ließ, und schließlich sein ganzes Heer. Der frühe Tod verhinderte ihn am geplanten Wiederaufbau des Tempels. Was von seinen Nachfolgern wieder aufgebaut wurde, war nur ein Schatten einstiger Größe …

In allen Tempeln wurden das Jahr hindurch Kultfeste begangen. Welchen Einfluß sie auf die christlichen Kirchenfeste, wie sie heute noch gefeiert werden, ausgeübt haben, möge die Schilderung des babylonischen Neujahrsfestes zeigen, dem Hauptfeste des Jahres, das zur Zeit der Frühlingstag- und Nachtgleiche gefeiert wurde, die in Babylonien in die ersten Tage des Monats Nisam fiel. In den frühen Morgenstunden begab sich der Oberpriester des Tempels Esagila in die allerheiligste Kapelle des Marduk, zog den Vorhang, der das Götterbild verhüllte, zurück und richtete an den Gott ein Huldigungsgebet, das als „Geheimnis von Esagil“ bezeichnet wird:

„Herr, der in seinem Grimme nicht seinesgleichen hat,
Herr, gütiger König, Herr der Länder!
Der da Heil schaffte den großen Göttern,
Herr, der durch sein Anstieren die Starken niederwirft;
Herr der Könige, Licht der Menschen, der die Lose verteilt;
O Herr, Babel ist dein Sitz, Borsippa deine Krone,
Die weiten Himmel die Gesamtheit deines Leibesinnern!
O Herr, mit deinen Augen beschaust du das All …

Mit deinen Armen packst du die Starken …
Mit deinem Blicke gewährst du ihnen Gnade,
Lassest sie Licht schauen, so daß sie deine Machttaten verkünden,
Herr der Länder, Licht der Igigi, der da Segen ausspricht!
Wer verkündet nicht deine, ja deine Machttaten,
Spräche nicht von deiner Erhabenheit, rühmte nicht deine Herrschaft?
Herr der Länder, der in E-ud-ul wohnt, der den Gefallenen bei der Hand ergreift:
Deiner Stadt Babel gewähre Erbarmen,
Esagil, deinem Tempel, wende dein Antlitz zu,
Den Bewohnern Babels, den Schützlingen, schaffe ihre Freiheit!“[5])

Jeden Morgen richtet der Oberpriester ein anderes Huldigungsgebet an Marduk und am dritten Tag auch an seine Gattin, die „Madonna“, die barmherzige Fürsprecherin *Szarpanitu*:

„Gewaltig, göttlich ist sie, die erhabenste unter den Göttinnen,
Szarpanitu, glänzendste unter den Sternen, die da E-ud-ul bewohnt.
Strahlendste unter den Göttinnen, deren Kleid Licht ist …
Szarpanitu, deren Standort am Himmel hoch ist!
Glänzend ist meine Herrin, erhaben und hoch
Unter den Göttinnen gibt es nicht ihresgleichen!
Die da Anklage erhebt und Fürsprache einlegt,
Die den Reichen arm, den Armen reich macht,

Die den Feind zu Boden wirft, der nicht fürchtet ihre Gottheit,
Die den Gefangenen rettet, den Gefallenen bei der Hand ergreift!
Den Knecht, der deinen Namen segnet, segne du,
Den König, der dich fürchtet, dessen Geschick bestimme!
Den Bewohnern Babels, den Schützlingen schenke Leben,
Vor dem Götterkönig Marduk leg Fürsprache für sie ein,
Auf daß sie deinen Ruhm verkünden, deine Herrschaft erhöhen,
Deine Machttaten verkünden, deinen Namen preisen!
(Mir) dem Knechte, der dich segnet, gewähre Gnade,
In Not und Gefahr ergreif ihn bei der Hand,
In Krankheit und Leiden schenke ihm Leben!
Auf daß er einhergehe beständig in Freuden und Jauchzen,
Auf daß er verkünde deine Machttaten den Menschen allüberall!“

Darauf begab sich der Oberpriester in den großen Tempelhof hinaus, über dem die Sterne funkelten, und sprach, sich nach Norden, dem aufgehenden Sternbild des Widders zuwendend, dreimal eine Segnung für Esagil aus: „Widdergestirn, Ebenbild von Himmel und Erde!“ Denn das Sternbild des Widders ging in diesen Tagen nach langer Unsichtbarkeit wieder über Babylon auf, täglich früher, daher immer länger sichtbar, und wurde daher als das Symbol des Neujahrs- und Frühlingsfestes verehrt. Widder, Stier und Zwillinge sind ja auch unsere Tierkreiszeichen für die Monate März bis Juni. Am Abend dieses selben Tages rezitierte der Oberpriester vor der Götterstatue des Marduk das *Weltschöpfungsepos*, das

mit den Worten beginnt:

„Einst, als droben der Himmel nicht benannt war,
drunten die Erde einen Namen nicht trug,
Als noch Apsu, der uranfängliche, ihr Erzeuger,
Mummu, Tiamat, die sie alle gebar,
ihre Wasser in eins zusammenmischten …“,

das Lied, in dem das Entstehen der Götterwelt geschildert wird, ihre Genesis, und in dem der tödliche Zwiespalt zwischen den Urgöttern und der zweiten Generation, vergleichbar dem Kampf der griechischen Götter gegen die Titanen, erzählt wird; der Kampf des Urzeugers Apsu und der Urmutter Tiamat gegen die neuerstandenen Götter Ea und seine Gattin Damkina, die das Wunderkind erzeugten, das künftig den Sieg über die chaotischen Mächte erringen und die gegenwärtige Welt bauen wird. Dagegen gebiert Tiamat, „die Mutter der Tiefe“, elf furchtbare Ungeheuer, die zum Teil wie chaotische Urbilder der späteren Tierkreisfiguren erscheinen, Skorpionmenschen, Fischmenschen, Schlangen, Drachen und Molche. Marduk, das inzwischen herangewachsene Wunderkind, wird von den ratlos gewordenen Göttern gebeten, den Kampf gegen die Urgötter und ihre Helfer aufzunehmen. Er verspricht es unter der Bedingung, daß nach seinem Sieg er selbst die Stelle eines Götterkönigs einnehmen soll, was ihm bei einem feuchtfröhlichen Festmahl zugesichert wird, dessen menschlich-gemütliche Schilderung die olympischen Feste Homers vorwegnimmt:

„Die großen Götter alle, welche die Welt lenken,
traten ein, hin vor Anschar, füllten den Saal,
küßten einander, standen zusammen,
unterhielten sich, setzten sich zum Mahle.
Sie aßen Brot, mischten Wein,

Der süße Trank berauschte ihren Sinn,
beim Trinken des Getränks wurden sie voll im Leibe,
sie wurden ganz trunken, ihr Herz ging hoch,
Marduk, ihrem Helfer, übertrugen sie die Weltleitung."

Gibt es ein köstlicheres Zeugnis für die Beharrung des menschlichen Verhaltens durch die Jahrtausende, für die Gleichheit des Tierisch-Menschlichen durch alle Rassen und Zeiten? Die Götter wurden also weinselig, umarmten und küßten ihn, den starken Marduk, und übertrugen ihm leichtfertig nichts geringeres als die oberste Weltmacht:

„Du seist der geehrteste unter den großen Göttern,
Dein Los sei ohnegleichen, dein Gebot allmächtig!
Von Stund ab sei unabänderlich dein Befehl,
Erhöhen und Erniedrigen liegen in deiner Hand!
O Marduk, da du unser Rächer willst sein,
so geben wir dir das Königtum über das gesamte All!"

Darauf zieht Marduk wohlausgerüstet gegen Tiamat, tötet sie und erschafft aus ihrem in zwei Teile gespaltenen Leichnam Himmel und Erde mit Sonne, Mond und Sternen, Pflanzen, Tieren und den Menschen. Mit einem großen Lobeshymnus auf Marduk schließt das Schöpfungslied. Es folgte sodann die große Tempelreinigung und die Vorbereitungen zum Auszug des Marduk. Vorher findet die symbolische Übergabe der Machtinsignien des Königs an Marduk statt, die ihm der Oberpriester nach der Rezitierung eines Bußgebets wieder zurückgibt. Der König nahm so die Rolle eines Büßers für das ganze Land auf sich und erhielt die Begnadigung des Gottes. Am 6. Nisan erfolgte die Ankunft des Gottes Nebo aus der Schwesterstadt Borsippa. Nebo, ursprünglich selbst „Hüter der Welt" und „Herr der Welt", mußte diese Würde an Marduk abgeben

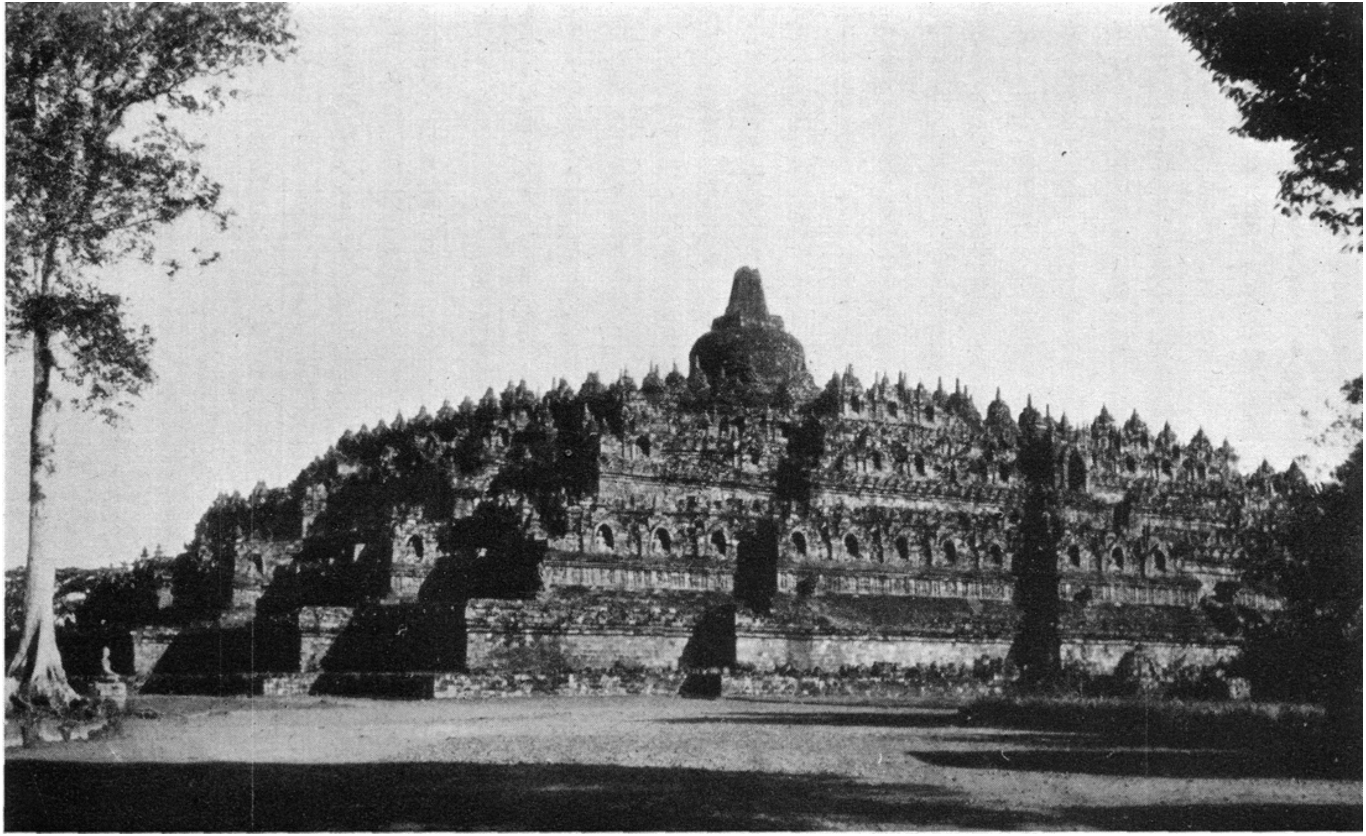
und wurde als Erfinder der Schreibkunst der „Schreiber der Geschicke“. Übrigens war er der babylonische Hermes, der Gott der Geschäfte. Sein Standbild wurde in seiner eigenen Kapelle im Tempel Esagila aufgestellt. Viele andere Götterbilder wurden aus den Kultorten herbeigebracht, aus Kisch, Uruk, Nippur, Kutha, Sippar und anderen Städten.

Das Neujahrsfest war mit Festspielen verbunden, in denen uns Bel-Marduk auch als der leidende, erniedrigte Gott, der zur Unterwelt hinabgesunken ist und von dort erst wieder zum Lichte emporstieg, ähnlich wie Tammuz-Ischtar es erdulden mußten, und alle die Mythengötter, die mit dem Eintritt der dunklen, winterlichen Jahreszeit sterben und mit dem Beginn der lichten Jahreshälfte wieder auferstehen. Auch diese Kultspiele waren altsumerische Tradition, die die babylonische Priesterschaft für Marduk übernahm, und es erscheint sehr wahrscheinlich, daß die Sumerer den Lichtmythos, der im Euphratlande kaum eine fühlbare Basis hatte, aus ihrer mehr nördlichen Gebirgsheimat mitgebracht hatten. Wie später der christliche Heiland mußte auch Bel-Marduk seine Passion erleiden, wurde nach Mißhandlungen getötet und erstand wieder vom Grabe, der über die Mächte der Finsternis siegende Lichtgott …

Ein besonders wichtiger Akt der babylonischen Neujahrsfeier war die *Schicksalsbestimmung*, die am achten und elften Tage des Nisan im *Schicksalsgemache* stattfand. Dort ließ sich der König der Götter, Himmels und der Erde, Marduk, nieder und nahm die Huldigung der anderen Götter entgegen, worauf er die Geschicke des kommenden Jahres bestimmte. Diese wurden von Nebo, dem „Schreiber des Alls“, auf Tafeln verzeichnet. Dann erst kam der große



Relief der Gesetzesstele Hammurabis



Der Borobodur bei Java

Auszug, die berühmte *Neujahrsprozession* mit den Götterbildern vom Schicksalsgemach in Esagil aus, die sich längs der Prozessionsstraße durch das Ischtartor zum Fluß begab und von dort aus mit Schiffen zum außerhalb der Stadt gelegenen Festhaus. Die Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft unter Koldewey haben diese Prozessionsstraße völlig freigelegt und deren mächtigsten Teil, das die Stadtmauer durchbrechende Ischtartor mit den Löwen, Stieren und Drachen aus buntfarbig emaillierten Ziegeln in Relief, wurde im Vorderasiatischen Museum in Berlin aufgestellt. Während am Fluß Station gemacht wurde, um die Götterbilder von den Wagen auf die Schiffe umzuladen, wurden an die mitgeführten Götter Hymnen gerichtet. So — mit leise anklingender Ironie — an Marduk:

„O Herr, warum sitzest du nicht in Babel, ist dein Thron in Esagil nicht hingestellt,
Nennt man dich nicht mehr Herr von Babel, ruft dir Szarpanitu solches nicht mehr zu?"

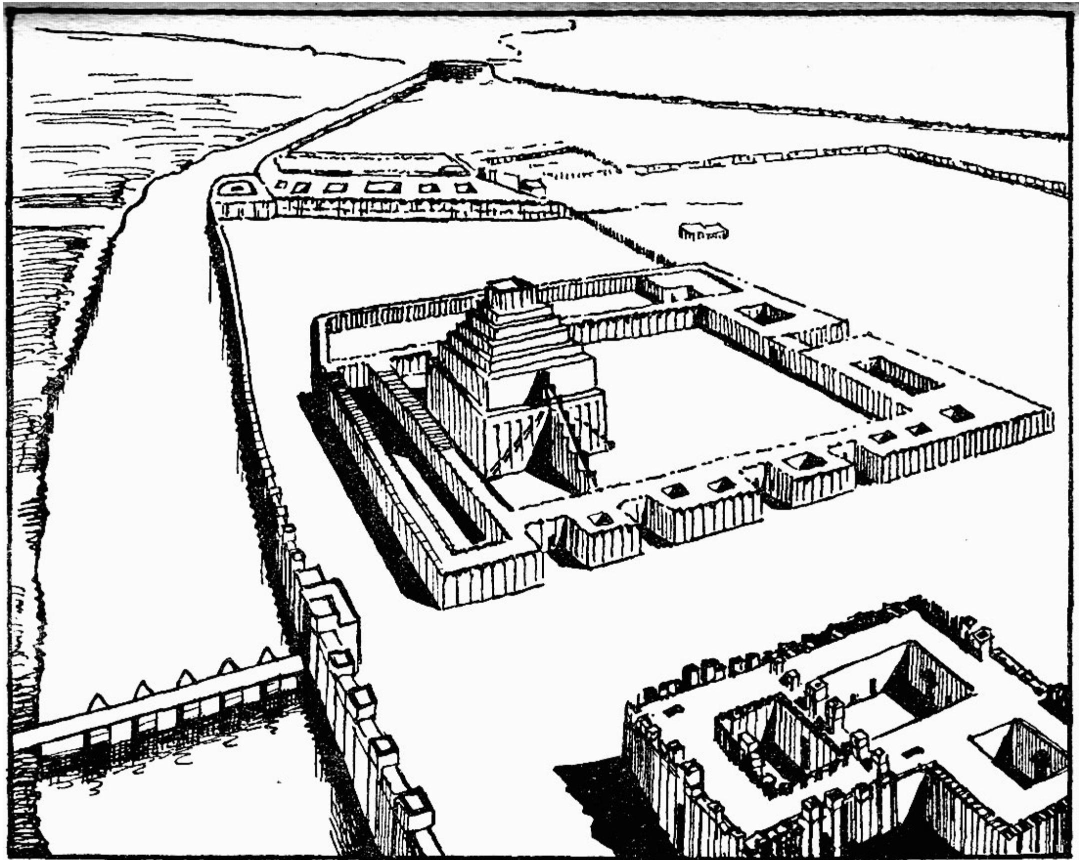
Vielleicht sang man auch bei dieser Gelegenheit diesen schönen Hymnus an Ischtar:

„Hoheitsvolle, Ischtar, die zum Kampfe gerüstet ist,
Herrin, die mit Glanz bedeckt, mit Wut bekleidet ist!
Eine tönende Flöte von schönem Klang, eine Wildkuh, die in die Weltgegenden stößt,
Ein Brandscheit, das einen Kampf kämpft, Himmel und Erde bedrängt.
Hohe Ischtar, die die Weltgegenden beherrscht,
Gewaltige Ischtar, die die Menschen erschafft;
Die da einzieht vor dem Vieh, die den Hirten liebt, von allen

Ländern, der Gesamtheit des Alls ihre Hirtin!
Hirtin des Viehs, vor dir kniet man, sucht dich auf, den Mißhandelten und Zerschlagenen machst du heil, verschaffst ihnen Recht …“

Die Götterbilder verblieben in einem heiligen Gemach des Neujahrsfesthauses außerhalb der Stadt drei Tage. Wiederholt wurden Hymnen an sie gerichtet und reiche Opfer ihnen dargebracht. Am 11. Nisan erfolgte der Heimzug nach Esagil, wo nach einer abermaligen Versammlung der Götter im Schicksalsgemach das Neujahrsfest sein Ende fand.

Im alten Quartier der Stadt, wo sich längs des östlichen Euphratufers die Paläste der früheren Herrscher und anschließend der weiträumige Tempel Esagila mit dem Etemenanki reihten, fand Nebukadnezar nicht mehr Raum für seinen neuen Palast. Auf der Basalttafel, die auf einem der Ruinenhügel gefunden wurde und die einen Bericht über die Bautätigkeit des Königs in Babylon und Borsippa gibt, erklärt der Herrscher, er habe sich gescheut, des Gottes Marduk heilige Wohnstätte, die Prozessionsstraße und den Kanal Arachtu anzutasten, der das Palast- und Tempelviertel gegen Osten abgrenzt, und er habe sich daher draußen vor den Toren der Stadtmauern den Platz für seinen Palastneubau gewählt. Dort, am Nordende der Stadt, ließ der König am Ostufer des Flusses mächtige Substruktionen errichten und erbaute auf diesen seinen Palast und die prächtigen Terrassengärten, die der Nachwelt als die „hängenden Gärten der Semiramis“ bekannt wurden. Es war, wie der König selbst mit Stolz hervorhebt, ein Bau, „zum bewundernden Anschauen gemacht, von allen Menschen angestaunt ob seiner ver-



Der babylonische Turm „Etemenanki“ von Esagila-Heiligtum zu Babylon. Am Nordende der Stadt deutet der Schutthügel den Standort des Palastes des Nebukadnezar an. (Widerherstellungsversuch von Th. Dombart)

schwenderischen Pracht, umflossen von Luxus und Glorie und ehrfurchterweckender Hoheit, von wahrhaft majestätischem Glanz". Hoch wie eine Burg, ragte er über die Mauern der Stadt empor, deren Tempel und Häusermeer, umflossen vom Euphrat und dem Nilkanal, man von seinen Terrassen aus überschaute und darüber hinaus die Palmenpflanzungen und Obstgärten der von Kanälen bewässerten Oase, bis hinüber zum Stufenturm von Borsippa. Da sah man zunächst im Süden des Palastes die innere Stadtmauer, dahinter die mächtigen Mauern des alten Königspalastes und weiter, emporragend aus einem von Kanälen durchzogenen Garten, die Zinnen des Tempels Esagila mit dem. hochragenden Tempelturm Etemenanki. Alle diese Gebäude spiegelten sich in den von zahllosen Fahrzeugen mit malerischen Segeln belebten Fluten des Euphrat. Und weiter stromabwärts sah man die vom König auf mächtigen Pfeilern erbaute Euphratbrücke, welche die östliche Stadthälfte, die Stadt der Paläste und Tempel, mit der westlichen Stadthälfte jenseits des Flusses verband. Man begreift die stolzen Worte Nebukadnezars: „Ist das nicht die große Babel, die ich erbaut habe zum Königssitz in der Macht meiner Stärke und zur Ehre meiner Majestät?" Der baulustige König hatte recht: dieses neue Babel, das sich phönixgleich aus den Ruinen der Assyrer zu neuem Glanz erhob, wenn auch von seinem Vater Nabupolassar angelegt, war zum größten Teil sein Werk. Marduk schenkte ihm dafür eine lange, acht Lustren überdauernde Regierung. Als der Perserkönig Cyrus 20 Jahre später die Stadt kampflos nahm, verbot er jede Plünderung und Zerstörung. Sosehr beeindruckte ihn die stolze Stadt, daß er sie als Winterresidenz Susa vorzog. Und sein Grabmal in der von

ihm gegründeten Sommerresidenz Pasargadae oben am iranischen Plateau baute er in der Gestalt einer Miniatur-Ziggurat, ein Giebelhaus auf einem sechsstufigen Unterbau, umgeben von einem Park — ein kleiner Etemenanki.

Babylonien erlebte zwei große Glanzzeiten, die erste unter Hammurabi (1947—1905), die zweite unter Nebukadnezar (604—562), der eine Renaissance der ihm historisch wohlbekannten Hammurabizeit anstrebte. Fast anderthalb Jahrtausende liegen dazwischen, mit den Einfällen der Hettiter und der Kassiten und der assyrischen Oberherrschaft, ein Zeitraum gleich dem zwischen Kaiser Augustus und Karl V. Allein so fest begründet war beider Reiche, des römischen und des babylonischen, Organisation, daß sie die jahrhundertelange Fremdherrschaft überdauerten und sich beide in glänzenden Renaissancen erneuerten. Ja, diese beiden Weltstädte des alten Europa und des alten Asien hatten manches gemeinsam. Sie waren beide gleich erfolgreich im „Nehmen" wie im „Geben". Sie erfanden nicht, aber sie organisierten das schon Geschaffene. Ihre Kraft lag im Organisieren und Zivilisieren. Sie assimilierten die älteren Kulturen der Iranier und Sumerer, der Etrusker, Punier und Griechen und bauten daraus weltbeherrschende Zivilisationen auf. So übernahmen die Babylonier die sumerische Keilschrift, die sonst wahrscheinlich eine Lokalschrift geblieben wäre, und verwendeten sie zur Niederschrift ihrer eigenen Sprache, die eine Weltsprache wurde. Die Tontafelfunde von Tell-el-Amarna in Ägypten zeigten, daß um die Mitte des 2. Jahrtausends v. d. Zw. der gesamte vordere Orient sich der sumerisch-babylonischen Keilschrift bediente und daß ein mißhandeltes Babylonisch in der Art des heutigen Levante-Französisch oder

Pidgin-Englisch als lingua franca der orientalischen Völker diente. So übernahmen sie die altsumerischen Rechtsgrundsätze und machten daraus den Codex Hammurabi, der auf einer Dioritstele in dreitausendsechshundert Zeilen zweihundertachtzig Gesetzesparagraphen aufzeichnete, ein Vorgänger und Vorbild des Codex Justinianus und des Codex Napoleon.

Ein Einfluß wie der Babylons auf sämtliche anderen alten Kulturen der Erde, dessen Erkenntnis vor vier Jahrzehnten zur Theorie des „Panbabylonismus" führte, steht in der Geschichte der Menschheit einzig da. Wie ist er zu erklären? Zunächst daraus, daß schon in einer weit zurückliegenden, prähistorischen Zeit reger Verkehr zwischen den Stämmen und Völkern der Erde stattgefunden hat, der erklärt, wieso wir schon bei den nichtschreibenden, sogenannten „Naturvölkern" an allen Ecken und Enden der Erde Reste anderer Kulturen finden, so daß eigentlich primitive Völker heute nicht mehr zu finden sind. Nehmen wir dazu die natürliche Gleichheit der menschlichen Geistesanlage und der menschlichen Einstellung zu den kosmischen Vorgängen und Elementarereignissen und suchen wir nun eine Kultur, die dieses Verhältnis des Menschen zur Natur in einer jahrtausendelangen steten Arbeit in ein folgerichtiges System gebracht hat, so ist die Verbreitung eines solchen Systems auf benachbarte Völker und von diesen weiter zu den nächsten und so um den Erdball erklärlich.

Der stärkste, erschütterndste Eindruck auf die primitive Menschheit war der gestirnte Himmel. Die Erklärung seiner ebenso wunderbaren wie furchterregenden Phänomene war der natürliche Ausgangspunkt für die Entwicklung eines „*Weltbildes*". Ein solches nun wurde von den Babyloniern

zuerst entwickelt, und zwar so klar und folgerichtig, daß sich kein anderes Volk jener Zeit seinem Einfluß entziehen konnte. Ausgangspunkt des babylonischen Weltbildes und damit der babylonischen Kultur war die Entwicklung der *Himmelskunde*. Wie weit sie zurückreicht, wissen wir ebensowenig, wie wir wissen, woher ihre Urheber, die Sumerer, gekommen sind und wann sie in das Euphrattal einwanderten. Ihre Geschichte beginnt erst nach 3500, und da war das astrale Religionssystem in seinen Grundsätzen schon ausgebildet. Die Sumerer waren die Schöpfer des *Gestirnkultes*, ihre Götter waren die Gestirne, die Grundlage der Gottverehrung war der Kult von Sonne, Mond und Sternen, in denen sich die Götter offenbarten. Die Entwicklung dieses Kultes zielte auf eine planmäßige, feste und zuverlässige Bindung des menschlichen Schicksals an das göttliche. „Wie oben, so auch unten!" Was die Götter tun, müssen auch wir tun! Wir sind der Mikrokosmos jenes Makrokosmos am Himmelszelt! Diese freiwillige Unterwerfung unter den Willen der Götter befriedete die Menschen, gab ihnen das Gefühl der Geborgenheit, beruhigte ihre Welt- und Lebensangst und damit eines der Urgefühle aller Menschen. Ein solches Weltbild, zur Religion erhoben, war dazu angetan, Schule zu machen und fand daher weltenweite Verbreitung. Es verdrängte das ursprünglich totemistische System der Ägypter und machte seinen Weg nach Indien, China und Zentralamerika: *es wurde ein planetarisches Weltbild*. Mit ihm verbreitete sich auch seine mythologische Einkleidung und die von den Himmelsvorgängen vorgeschriebene Kalenderkonstruktion. Damit war der Ablauf der Zeit organisiert und der Eintritt in die Geschichtlichkeit ermöglicht. Die *Astronomie* war also die

kulturgründende, vornehmste Wissenschaft der Sumerer und Babylonier und ihre praktische, mantische Anwendung lehrte die *Astrologie*. Ihre Stellung als die wichtigste Wissenschaft nicht nur in Babylonien, sondern bei allen alten Kulturvölkern erklärt sich zwingend aus der Stellung des Menschen zu den Gestirngöttern. Wollte man ihren Willen erfahren, so mußte man die Sterne genau und dauernd beobachten. Ein ethisches Verhältnis zur Gottheit war den alten Kulturen noch unbekannt, ebenso wie der Begriff der Sünde. Wichtig war nur die genaueste Befolgung der durch die Gestirne und ihre Konstellationen gewiesenen und daher vorgeschriebenen „*Etikette*", wie sie vornehmlich durch die Astrologie gelehrt wurde, vergleichbar dem Hofzeremoniell, das ebenfalls an den babylonischen Höfen, deren Könige Söhne und Abbilder der Götter waren, seinen Ursprung hatte und das bis heute genau befolgt wird, soweit Könige noch existieren. Das irdische Leben wurde als eine Widerspiegelung des überirdischen gestaltet und nach den festen Normen eingerichtet, die von den berufenen Auslegern des göttlichen Willens, den Priestern, vorgeschrieben wurden. Die Religion maßte sich die Funktion an, das *ganze* menschliche Leben zu regeln, das geistige und das materielle, da ja die Erde und ihre Bewohner als Widerspiegelungen der himmlisch-geistigen *und* der kosmisch-materiellen Erscheinungen aufgefaßt wurden. Das Wohlergehen des Menschen war abhängig von seiner Anpassung an die vorausbestimmten Regeln des Weltenlaufes, die durch den Lauf der Gestirne offenbart wurden. Die vornehmsten Repräsentanten des Himmels, Dolmetscher des göttlichen Wollens, waren die *Planeten*, Mer-

kur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, Mond und Sonne, die sich in der Bahn des Tierkreises bewegen. Wie die Erde, so bestand auch der Himmel aus den drei Reichen Luft, Erde und Wasser (Ozean), die von Norden nach Süden angeordnet vorgestellt wurden, entsprechend der Lage Babyloniens mit den himmelstürmenden Bergen im Norden und dem Meer im Süden. Der zwischen dem Luft- und Wasserreich gelegene Teil war im Himmel der „Himmelsdamm", der der Erde entspricht. Wie in der babylonischen Flußlandschaft Dämme als Verkehrsstraßen dienten, so wandelten oben, über dem durch den Tierkreis markierten „Himmelsdamm", die Planeten.

War so der Himmel ein Abbild der Erde im großen, so mußten nun auch die einzelnen Länder Abbilder himmlischer Bezirke sein. Und nur solche Länder, die diesen Nachweis bringen konnten, galten als *„Land"*, d. h. ein in sich geschlossenes Ganzes, dessen König den Anspruch auf die Herrschaft hatte, wie der Gott im entsprechenden himmlischen Land, den ja unten der König verkörperte, dessen Ursprung göttlich, der „von Gottes Gnaden" König war. Diese Entsprechung hat sich, bis in unsere Zeit herab, in mehreren asiatischen Reichen, in Birma, Siam, China und Japan, erhalten, solange sie selbständig waren oder Kaiser hatten, was heute nur mehr in Japan der Fall ist. Dieses letztgenannte Reich aber ist ein lebendiges Beispiel für die dynamische Kraft, die ein Volk aus dem Glauben an seine himmlische Sendung ziehen kann. Jedes Kind dieses Inselreiches wächst mit der unerschütterlichen Überzeugung auf, daß Japan das einzige göttliche Land, Japans Kaiser der einzige göttliche Kaiser, Japans Volk das einzige göttliche Volk sei und daß deshalb Japan berufen sei, das Licht der Welt zu sein. Diese

Überzeugung ist so alt wie Japan, lebte wohl schon im prähistorischen Land. Die älteste historische Verkündigung dieses Standpunktes wird dem Kaiser *Jimmu* in den Mund gelegt, der bei der Gründung des japanischen Kaiserreiches vor 2600 Jahren gesagt haben soll: „Wir wollen unsere Hauptstadt weltbeherrschend gestalten und die ganze Welt uns untertänig machen", wozu das moderne japanische Militärtextbuch bemerkt: „Dieser Ausspruch wurde uns als ein ewig geltender kategorischer Imperativ gegeben…" So fühlte einst auch Babylonien und nach ihm der welterobernde Islam.

Der babylonische Himmel also stellte im großen wie im kleinen ein Abbild der Erde dar. Auch oben flossen ein Euphrat und ein Tigris, auch dort lagen alle die großen babylonischen Städte, deren jede der Sitz eines der großen Götter war, die im himmlischen Babylon, Sippar, Eridu, Nippur herrschten, wie ihre Stellvertreter in deren irdischen Abbildern. Jede der großen Städte und besonders wieder ihre Tempel stellten also auf Erden einen *kosmischen* Ort dar[6]).

Die drei Reiche wurden verkörpert durch *Anu*, den nördlichen Himmel (Uranos), mit dem Polarstern als Sitz; *Bel*, den Herrn des himmlischen „Festlandes", also des Tierkreises, und „Herrn der Länder" (Kronos), und *Ea*, den Gott der Wassertiefe, Poseidon. Aber weniger diese — nach dem Sturz der oben in der Schöpfungsgeschichte erwähnten „Titanen" — erste Generation der Götter, als vielmehr die zweite, *Sin*, der Mondgott, *Schamasch*, der Sonnengott, und *Ischtar*, der Planet Venus, waren von aktueller Bedeutung und die eigentlichen Regenten des Weltalls. Als Bel in seiner Herrschaft von feindlichen Mächten bedrängt wurde, setzte

er die drei ein, um den „Himmelsdamm“ zu regieren. Daher regieren sie auch dessen irdisches Abbild, die Erde, und ihr Kult nimmt deshalb überall die erste Stelle ein. In Babylon wurde Marduk für Schamasch substituiert. Ihre Abzeichen, die drei Scheiben von Mond, Sonne und Venusstern, stehen an der Spitze jeder konstellatorischen Darstellung. Zu diesen drei Hauptplaneten kamen die vier anderen, den vier Sonnenvierteln entsprechend, Marduk-Jupiter als Frühjahrsgott bis zur Sonnenwende; Ninib-Mars, der Sommergott, von der Sonnenwende bis zum Herbstpunkt, Nebo-Merkur, die Herbstsonne, bis zum Wintersolstitium, und Nergal-Saturn, die Wintersonne. So ergibt sich die Siebenzahl der siebentägigen Woche, deren Tage noch heute die alten Planetennamen führen.

Diese Siebenereinteilung ist aber nur eines der babylonischen Zahlensysteme, deren weitere wir hier nicht erörtern können, die aber alle bis heute ihre Geltung behalten haben. In das Fünfersystem gehören die fünf Planetenfarben, blau, schwarz, gelb, weiß und rot, der vier kleinen Planeten und der Venus, die auch an den Stockwerken der Stufentürme verwendet wurden, wo sie durch das Silber und Gold von Mond und Sonne die Siebenzahl der Stufen erreichten. Der Fünfzahl waren ferner die Minerale und Metalle unterworfen, nebst vielen anderen Dingen des Alltags und Lebens. Ein anderes, bis heute bestehendes babylonisches System sumerischen Ursprungs ist die Sexagesimalrechnung, nach der wir bis heute die Stunde in 60 Minuten und diese in 60 Sekunden, den Kreis in 360 Grade einteilen.

Der eigentlich schicksalhafte Einfluß aber der Babylonier auf die westliche Menschheit war ganz anderer Natur: es war

der hinfort in das Leben von Millionen tief einschneidende Fluch des *Aberglaubens*. Mehr oder weniger harmlos, soweit er sich in der *Astrologie* auslebte, wirkte er verheerend in den Formen der *Zauberei* und des *Hexenwahnes*. Von dem unter Nebukadnezar in Babylon sich blähenden Gezücht der Sternseher und „Weisen", Zauberer und „Chaldäer" wußten wir seit jeher aus dem Buche Daniel des Alten Testaments. Aber erst nach Babylons Untergang begann die Afterweisheit der babylonischen Astrologie und Wahrsagerei auch die mediterrane Welt zu vergiften. Rom stand jahrhundertelang unter ihrem Bann, und wir Menschen von heute bekommen Horoskope der törichtesten Art noch in den Tageszeitungen vor gesetzt, wenn auch nicht mehr in Deutschland, so doch in den Vereinigten Staaten von Amerika, und bis vor kurzem wurden sie noch zum Preis von einer Mark auf der Straße verschleißt! Der Ursprung des folgenschweren Hexenwahnes war die Ohnmacht der babylonischen Ärztekunst gegen die Krankheiten und Seuchen, die die Menschen oft so plötzlich überfielen. Da man weder ihre Ursache noch Mittel dagegen kannte, schrieb man sie der Wirkung böser Dämonen und Teufel zu, die den Menschen entweder unmittelbar oder durch das Medium von Weibern quälen und vernichten. Durch einen auf acht Tafeln verzeichneten Keilschrifttext, der „*Verbrennung*" betitelt ist, ist der babylonische Ursprung dieser Geißel der Menschheit dokumentarisch festgestellt. „Die Hexe kann durch ihr Zauberwort, ihren Blick, ihren Speichel über Körper, Haus und Habe des Menschen jegliches Unheil jählings heraufführen. Sie treibt sich auf den Straßen umher, dringt in die Häuser, raubt dem Manne die Zeugungskraft, dem Weibe die Empfängnis, hindert beide in ihren ehelichen Pflichten, sie

behaftet den Menschen mit Krankheit, vertreibt den guten Gott aus seinem Leibe und setzt den Teufel an seine Stelle. Schon ein Bild des betreffenden Menschen, das sie aus Ton, Wachs oder sonst welchem Stoffe bildet, genügt ihr, jenen zu schädigen, zu vernichten, indem sie es einem Toten mit in den Sarg gibt, in einem Torweg, auf einer Brücke niederlegt, wo es die Menschen zertreten usw. Nur *ein* Mittel gibt es, die unheilvolle Wirkung der Hexe aufzuheben: da ist das *Feuer*. Da es aber selten gelingen will, die Hexe auf frischer Tat zu fassen, so genügt es dem Babylonier zumeist, sie in effigie zu verbrennen. Die meisten der babylonischen Hexenverschwörungen gipfeln in einem Gebet an den Feuergott, dem die Hexe überantwortet wird, nachdem ihr in aller Form der Prozeß gemacht worden“[7]). Während man sich in Babylonien zumeist mit der Verbrennung des Bildes der Hexe begnügte, führte dieser Aberglaube in Europa unter der Führung der Kirche zum grausamen Tod auf dem Scheiterhaufen. Während in Babylonien schon Hammurabi im § 2 seiner Gesetzessammlung jeden, der jemanden unschuldig der Hexerei anklagt, mit dem Tode und der Konfiskation seiner Güter bedroht, wurden im Abendland Millionen von unschuldigen Opfern auf dem Scheiterhaufen verbrannt, darunter Persönlichkeiten wie Huß, Giordano Bruno und Jeanne d’Arc. Haben die Hexenverbrennungen seit der „Aufklärung“ in Europa aufgehört, so lebt der Teufelsglaube in den Kirchenreligionen unverändert fort …

Die in den Ruinenhügeln Babylons gefundenen Tontäfelchen vermitteln uns nicht nur Worte der Könige und Hymnen der Priester, Kaufverträge und Prozeßakte, sie geben uns auch Einblick in das Gefühlsleben und das Ressentiment des Durchschnittsbürgers. „Ich bin ein Mann aus niedrem Stande,

den Vater hat das Geschick überwältigt, die Mutter, die mich gebar, ist zurückgekehrt ins Land ohne Heimkehr.“ „Unter meinem Fluche liege ich gebeugt, mich, den gemeinen Mann, verachtet der Reiche und Üppige. Der Starke ist weise, Besitzer der Besonnenheit; knurrt dein Leib, behandelst du den Gott ungerecht! Das Herz Gottes ist wie die Mitte des Himmels weit entfernt … Paß auf, mein Freund! Erfahre meinen Rat! Behalte meinen erlesenen Spruch! Man hält hoch das Wort des Angesehenen, der morden gelernt hat, man erniedrigt den Schwächling, der nicht gesündigt hat. Man zeugt für den Bösewicht, dessen Frevel schwer ist, man verfolgt den Rechtschaffenen, der den Rat Gottes sucht, man füllt mit Pasallu die Tasche dessen, dessen Name Räuber ist, es leeren die Gewaltigen den Beutel dessen, dessen Nahrung dürftig ist. Man gibt Macht dem Siegreichen, dessen Gerichtsversammlung, Frevel ist, man vernichtet den Schwachen, ihn verfolgt der Reiche. Auch mich, den Geschwächten, verfolgt der ‚Herzog‘.“ „Schaust du hin, so sind die Menschen insgesamt blöde. Des Reichen Geist haben sie hochgehalten und zu einem gewaltigen gemacht. Den glänzenden Herrn des Reichtums, wer hat ihn je betrübt? Derjenige, der das Antlitz eines Gottes trägt, besitzt einen Schutzgott, den Betrübten, auch wenn er die Göttin fürchtet, schlägt das Grab nieder.“ Aus solchen Sätzen spricht das Babylon des Alltags, der Massen mit ihren Klagen, Geständnissen und Axiomen, die uns fast erschrecken durch ihre Zeitlosigkeit, vor der fünftausend Jahre zerronnen sind wie ein Tag, ohne an der Not des Menschen Wesentliches geändert zu haben. Dieses ist das Vermächtnis Babylons vom Menschen zum Menschen.

ES KÜNDET KÖNIG DAREJAWOSCH ...

Aus den Nachrichten auf assyrischen Tontafeln wissen wir, daß seit der Mitte des 9. Jahrhunderts arische Stämme durch die Tore des Kaukasus und das Becken des Urmiasees in Iran einwanderten. Auch aus den Steppen östlich vom Kaspischen Meer erreichten arische Clans über das nördliche Randgebirge Irans das Hochland. Zwei ihrer Stämme allen voraus organisierten sich zu festeren, staatenfähigen Gemeinschaften. Die Mada besetzten den nordwestlichen Teil des heutigen Königreiches Iran, der durch die Städte Teheran, Hamadan, Kaschan und Kazwin gekennzeichnet ist, während die Parsa südlich davon in den Zagrostälern bis hinab in die Provinz Fars ihre Sitze hatten. Von skythischen Stämmen, die indessen auch diesseits des Kaukasus erschienen waren, und von den Babyloniern unterstützt, besiegten die Meder im Jahre 612 v. d. Zw. die Assyrer und beendeten deren Herrschaft für immer. Ninive wurde zerstört. Allein schon Astyages, der Sohn des Eroberers Kyaxares, verfiel in seiner Residenz Egbatana beim heutigen Hamadan der von den gealterten Assyrern übernommenen Verweichlichung und wurde von Kyros seines Thrones beraubt. Kyros oder Kurusch, wie ihn die Perser nannten, kam 559 auf den Thron und besiegte 550 die Meder. Er unterjochte darauf Lydien, das Land des Kroisos, durch die Einnahme der Hauptstadt Sardes im Jahre 546 und Babylon im Jahre 539. So hatte er binnen zwanzig

Jahren ganz Vorderasien unterjocht. Den Plan, Ägypten zu erobern, konnte Kyros nicht mehr durchführen, da er 530 in Ostiran, wo er gegen eindringende arische Stämme focht, starb. Sich auf sein eigenes Volk, die Perser, als herrschendes Volk stützend, hatte Kyros ein Nationalreich gegründet. Er befreite sie von allen Abgaben und verpflichtete sie nur zur Heeresfolge, für die er sie mit Ländereien in den eroberten Ländern belohnte. Mit den Satrapien bildete das persische Stammland einen Bundesstaat, in dem es auch gesamtstaatliche Organisationen, wie einen königlichen „Obersten Gerichtshof“, gab, dem die Rechtsprechung und Erklärung der Gesetze oblag. Er bestand aus sieben persischen Richtern, die, analog unseren „Geheimräten“, den Titel „Wohltäter des Königs“ führten. Die Eroberung Ägyptens wurde von Kyros' Sohn Kambyses durchgeführt, der jedoch schon auf der Heimkehr aus Ägypten starb, so daß der erst zwanzigjährige Dareios, welcher der jüngeren, zweiten Linie der Achämeniden angehörte, die Armee heimführen mußte. Dort war ein gegen das Königshaus gerichteter, allgemeiner Aufstand ausgebrochen, angezettelt durch den medischen Magier Gaumata, der sich als der, wie er vorgab, nur gerüchtweise ermordete Bruder des Kambyses, Bardija, ausgab und die Herrschaft an sich reißen wollte. Von seinen treuen Stammesfürsten unterstützt, gelang es Dareios, den Gaumata zu besiegen. Aus Eifersucht aber über die Auszeichnungen und Belohnungen, die eisernen Getreuen gab, brach gleich nach seiner Thronbesteigung (522) abermals eine nahezu allgemeine Empörung aus, und zwar gleichzeitig in allen Ländern, von Babylonien bis Baktrien, das ebenso wie die Länder jenseits des Euphrat treu blieb. Erst im Jahre 518 war die Ruhe im ganzen Reich wieder-

hergestellt, und Dareios konnte nun zur straffen Organisierung seines Weltreiches schreiten.

Das Reich wurde in zwanzig Satrapien, Verwaltungs- und Steuerbezirke, eingeteilt. Die Satrapen wurden aus den edelsten Familien des Herrenvolkes, der Perser, gewählt. Sie hatten eine ebenso glänzende wie verantwortungsvolle Stellung, es oblag ihnen die Steuereintreibung ebenso wie die Sorge für den Wohlstand ihres Landes. Das Zentrum der Reichsverwaltung, die Residenz, war Susa, das Herz des Straßennetzes, dessen Adern das ungeheure Reich durchliefen. Die schon bestehenden Straßen, die wie die alte assyrische Heer- und Handelsstraße von Assur und Ninive durch die Engpässe der Zagrosketten hinauf aufs Hochland und weiter nach Ekbatana führten, wurden wiederhergestellt und mit anderen verbunden. Die „Königsstraße“ stellte die Verbindung zwischen Ionien, Lydien und Susa her und nahm ihren Ausgang von Ephesus am Ägäischen Meer. Ihre Gesamtlänge betrug vierhundertfünfzig Parasangen (2683 km) mit einhundertundelf Stationen und Rasten und Herbergen. Die Reise von Ephesus über Sardes dauerte dreiundneunzig Tagereisen. Die reitende Post bestand aus einem Relais von Kurieren, deren Geschwindigkeit mit dem Flug der Kraniche verglichen wurde und deren einer dem andern den Befehl oder Brief übergab. Die mit dem königlichen Siegel versehenen Dienstbriefe gingen ohne Aufenthalt vom Ausgang zum Ziel, wogegen alle Privatbriefe der Zensur durch eigene Beamte unterlagen. Erst im Mongolenreich des Tschinghis Khan gab es wieder einen so raschen und sicheren Postverkehr durch die Steppen Asiens.

Außer der ständigen Reichshauptstadt Susa, die unten im Tiefland lag, baute der König am Hochland eine zweite Re-

sidenz, die „Perserstadt", von den Griechen Persepolis genannt. Was in diesen Palästen aus Holz und Ziegel war, ging im Jahre 330 auf Befehl des mazedonischen Eroberers in Flammen auf, das Rahmenwerk aus Stein jedoch und zahlreiche Säulen stehen noch heute und machen Persepolis zum stolzesten und schönsten Ruinenplatz auf Erden. Die achämenidischen Könige nahmen dort am Nouruz, dem Neujahrsfeste, den Tribut der Satrapien entgegen, und dieser alljährliche Festzug ist auch auf den Wänden der riesigen Terrasse, auf der die Paläste stehen, in Relief dargestellt. Zum Bau von Persepolis berief Dareios Baumeister aus Ägypten und aus anderen eroberten alten Kulturländern, denn wir finden neben ägyptischen auch assyrisch-babylonische, medische und ionische Einflüsse. Es erstand eine eklektische Reichsarchitektur, an der alle westlichen Satrapien Anteil hatten, die aber trotzdem ein harmonisches Ganzes von einzigartiger Pracht und Größe war. Die Assyrer und Babylonier pflegten ihre Paläste und Tempel auf Terrassen zu bauen, hier oben am gut fundierten steinigen Hochland wäre es nicht nötig gewesen. Die beiden Palasttypen, der Wohnpalast und die Thronhalle, bestehen aus einem Säulenportikus, der von zwei geschlossenen Ecktürmen flankiert ist, und einem Säulenhof dahinter, der in den Wohnpalästen von Wohn- und Wirtschaftsräumen umgeben ist. Dieser Haustypus ist, ebenso wie die Säulen und Kapitelle chaldisch-medischen Ursprungs und geht auf das alte Bauernhaus des nachmals medischen Berglandes zurück. Die Hohlkehlen der Türstürze mit Palmfächerriefelung sind ägyptisch. Die Chimären des Torbaus des Xerxes, geflügelte Stiermenschen und Sphinxe, sind babylonisch und assyrisch, ebenso die Tradition der Orthostatenreliefs am Gelände der Freitreppen.

Diese Anleihen tun jedoch dem Wert und der Schönheit des Ganzen nicht den mindesten Eintrag. Sie liegen vielmehr auf der Linie der normalen Kunstentwicklung. Oder dürfen wir Vertreter der europäischen Kunst mit unseren wiederholten Renaissancen der griechisch-römischen Kunst einen Stein erheben? Noch kein Herrscher auf Erden hat es vermocht, während seiner Regierung einen neuen Stil ohne vorherige Gegebenheiten zu schaffen, denn ein Stil muß wachsen. Dareios aber müssen wir bewundern, daß er in seiner sechsunddreißigjährigen Regierungszeit (522—486) einen, das persische Königtum repräsentierenden Stil schaffen konnte, den wir immer bewundern werden. Auf der Burg der am Fuß des westlichen Randgebirges am Flusse Kerka gelegenen Reichshauptstadt Susa, der früheren Hauptstadt des elamitischen Reiches, haben Dareios und seine Nachfolger ebenso eifrig gebaut. Neben dem Steinbau herrschte unten im Tiefland der mesopotamische Ziegelbau. Unter dem Einfluß Babylons wurden die schreitenden Krieger und Chimären aus glasierten Ziegeln zusammengesetzt.

Auch die Felsengräber der Achämeniden folgen einem alten, von den Chaldern und Medern geschaffenen Vorbild. Hoch über dem Erdboden in die vertikale Felswand gehauen, zeigen sie die Scheinfassade einer viersäuligen Palastvorhalle, durch deren Tor, das übrigens ursprünglich durch eine Steinplatte verschlossen war, man in die Grabkammer gelangt, wo der Sarg in einem vertieften Felsgrab beigesetzt war. Über der Eingangsfassade ist die Estrade des königlichen Thrones in den Fels gemeißelt, eine auf vier Beinen ruhende Platte, die symbolisch von zwei Reihen von Männern getragen wird, den Repräsentanten der Völker des Reiches. Oben auf der Plattform der Estrade steht auf einem dreistufigen Podest der

„König der Könige". Mit der linken Hand auf den Bogen gestützt, hebt er die Rechte anbetend zum Sinnbilde Ahura Mazdas empor, der als geflügelte Sonnenscheibe mit der Halbfigur des Gottes, eine Variation des uralten sumerischen Sonnengottsymbols, vor ihm schwebt. Dem König gegenüber steht der Feueraltar mit der lodernden Flamme. Rechts oben erscheint außerdem die Scheibe mit dem aufnehmenden Mond, der wohl anzeigt, daß die Anbetung des Feuers bei Nacht stattfand. An den beiden Seitenwänden der Felsnische zu beiden Seiten der Thronestrade stehen, in drei Reihen übereinander angeordnet, die Priester und Großen des Reiches als Zeugen der heiligen Handlung. Auf den Wänden der Eingangsfassade ist zwischen den Säulen ein inschriftlicher Bericht des Königs eingemeißelt. Vor den vier nebeneinander liegenden Felsgräbern der Achämeniden Dareios I., Xerxes, Artaxerxes I. und Dareios II., in Naksch-i-Rustam am Rande der Ebene, auf der Persepolis liegt, steht der Feuertempel des Reiches, in dem auch die Reichsstandarte aufbewahrt wurde. Es ist ein viereckiger turmartiger Bau mit flachem Dach und mit Scheinfenstern versehen, da das heilige Feuer im Dunkeln glimmen mußte.

Mit der Schaffung der neuen Reichsorganisation war auch die Einführung eines prunkvollen Hofzeremoniells verbunden, wofür vor allem das assyrische als Vorbild benützt wurde. Das Gefolge des Königs bestand aus mehreren tausenden edlen Persern. Es galt als höchste Ehre und zugleich als besonderes Zeichen der Gnade, dem Hofstaat des Königs anzugehören. Der persönliche Zutritt zum Herrscher war jedoch sehr erschwert und nur wenigen Auserlesenen gewährt. Wer ohne Erlaubnis vor den König trat, verfiel dem Tode. Davon waren

nur die persischen Stammesfürsten ausgenommen, und auch für diese war es immer ein Wagnis. Fünfzehntausend Personen (die Zahl dürfte, wie meistens, übertrieben sein) hatten täglich die Ehre, mit dem König zu speisen, natürlich mit entsprechender Distanzierung und Abstufungen. Das erforderte einen täglichen Aufwand von vierhundert Talenten Silber.

Die Regierung des Dareios hat auch den Grund gelegt für das Aufblühen der Feld- und Gartenwirtschaft, die im regenarmen Iran völlig von der künstlichen Bewässerung abhängt, deren meilenlange, meist unterirdische Kanäle nur auf Gemeinschafts- oder Staatskosten gebaut werden konnten. Der König selbst bereiste die Satrapien, um sich vom wirtschaftlichen Fortschritt zu überzeugen, und belohnte die Provinzgouverneure für ihre Förderung des Volkswohles. So äußerte er in einem Dekret an den Satrapen von Magnesia in Kleinasien seine Zufriedenheit über die Einführung von Pflanzen aus Babylonien in seinen Amtsbezirk. Er mutet uns in solchen Angelegenheiten wie ein ferner Vorläufer Friedrichs des Großen an. Sein größtes Verdienst aber um das Gemeinwohl war seine Erziehung des persischen Volkes. Das Keilalphabet der persischen Inschriften wurde schon unter Kyros aus der babylonischen Silbenschrift abgeleitet, fand aber nun durch die zahlreichen Inschriften des Dareios erst allgemeine Verbreitung. Diese Inschriften sind, wie uns Bagistan zeigt, literarische Dokumente ersten Ranges, mit ihnen beginnt die persische Literaturgeschichte. Die Söhne der Perser wurden in der Reitkunst, in Kriegsübungen, Wahrheitsliebe und alten Gesängen unterrichtet. Diese am persischen Königshof in Susa organisierte geistige und körperliche Erziehung der Jugend wurde von Plato und anderen griechischen Schriftstellern bewundert. Nach dem Muster von Susa wurden

von den Satrapen die Erziehungsanstalten in den Hauptstädten der Provinzen eingerichtet. Es gab eine Dareios-Jugend. Obwohl die Griechen die Heere der Perser besiegten, bekannten sie, daß durch den Eifer, womit alle die Befehle des Großkönigs befolgten, noch mehr als durch die vortreffliche Verwaltung, das persische Reich groß und mächtig sei.

Der Oberste Gerichtshof, der bereits von Kyros eingesetzt worden war, bestand weiter, und die Gerechtigkeit der sieben Richter wird durch mehrere Anekdoten erhärtet. Der große Fortschritt der persischen Rechtspflege bestand in der Abschaffung der Privatrache. In öffentlichen wie in privaten Angelegenheiten durfte niemand mehr Selbstrache und Selbsthilfe üben, die grundlegende Basis jedes Rechtsstaates, der die Römer erst spät folgten. Über das Strafrecht dagegen wollen wir uns lieber nicht verbreiten, es war hart und grausam wie überall und immer in Asien, allein, auch hier, welcher gute Europäer wollte einen Stein erheben angesichts der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des Fünften?

Darejawosch – so lautet der persische Name des Großkönigs – gab in seinen Inschriften Bericht über seine Taten. Auf zwei Felswänden ließ er seine Selbstbiographie aufschreiben, in Bagistan und auf seinem Grabmal in Naksch-i-Rustem.

Bagistan, heute Bisutun, ist ein steil aufragender zweigipfliger Felsberg in der seit Urzeiten heiligen Landschaft Bagastana, der „Götterlandschaft“, die in früheren Jahrtausenden den babylonischen und assyrischen Göttern heilig war und an der alten Handelsstraße von Hamadan über Kermanschah hinab nach Babylonien liegt, am „Tore Asiens“. Mehrere Felsendenkmäler früherer Könige liegen an dieser alten Heeresstraße. Etwas abseits der Straße ließ Dareios in die vertikal abfallende

Felswand, unerreichbar für Zerstörer, etwa fünfzig Meter über dem Talboden, Bilder und Inschriften anbringen zur Verherrlichung seiner Siege. Das Relief, sofern wir es unkorrekt so nennen dürfen, denn es besteht aus frei stehenden Figuren, die auf einem eingefügten Steinbalken vor der Felswand stehen, zeigt den Großkönig, der, wie auf seinem oben beschriebenen Grabmal auf den Bogen gestützt, mit erhobener Rechten vor dem Emblem des Ahura Mazda steht, hier aber den linken Fuß auf den niedergestreckten Gaumata gesetzt hat. Hinter ihm steht ein adliger Perser mit Bogen und Köcher und ein zweiter, der mit beiden Händen eine Lanze hält. Vor ihm stehen, mit auf dem Rücken gefesselten Händen und mit einem Halsstrick miteinander verbunden, die mit Namen bezeichneten neun „*Lügenkönige*“, die vom König besiegten Aufrührer. Zu beiden Seiten und unterhalb dieses Steinbildes ist in vierzehn Kolumnen der Bericht des Königs in drei Sprachen, Altpersisch, Elamisch und Babylonisch, in Keilschrift in den Fels gemeißelt. Der Anfang lautet:

Es kündet König Darejawosch:
der mächtige König,
König der Könige,
König in Parsa,
König der Länder,
Sohn des Wischtaspa,
Enkel Arschama's,
der Hahamanischija.

Es folgen die Genealogie des Königs, die Liste seiner Länder und die Grundsätze seiner Regierung; die Geschichte

des persischen Reiches vom Tode des Kambyses bis zum skythischen Feldzug, die hauptsächlich über die Niederwerfung des Betrügers Gaumata, der sich als Bruder des Kambyses ausgegeben hatte, sowie der neun aufständischen „Könige“, der „Lügenkönige“, handelt. Alle Siege und Aufstände werden- nochmals zusammengefaßt. Die Wahrheit des Berichteten wird betont und Warnungen vor der „Lüge“ sowie andere Regierungsgrundsätze sind angefügt.

Es kündet König Darejawosch:
König, der du Herrscher bist,
einst in Zukunftstagen
vor dem Truge trotzig schirm
und schütze dich.
Streng bestraf den Lehnsmann,
der dem Trug verfällt.
Tu’s, wenn du im Sinne hast:
„Heil bleib Land und Reich mir.“

Es kündet König Darejawosch:
Nur darum halfen mir Oramazda
und sämtliche anderen Götter des Alls,
weil kein Gefolgsmann des Bösen ich war,
weil kein Gefolgsmann des Truges ich war,
weil keine Gewalttat ich je getan,
nicht ich, noch meine Sippe je.
Die speerschaftsgrade Straße,
den graden Weg wählt ich.
Keinem Ritter, keinem Knecht
hab je Gewalt ich angetan.

Den Lehnsmann, der mit mir gezimmert mein Haus,
den hielt als Träger des Hauses ich hoch –
den Lehnsmann aber, der mindert mein Haus,
den straft ich streng nach Satzung und Recht.

Es kündet König Darejawosch:
Du, der du in Zukunftstagen
diese Inschrift sehen wirst,
die in den Fels ich hämmern ließ,
diese Menschenbilder hier –
tilge und zerstöre nichts!
Sorg, solang du Samen hast,
unversehrt sie zu erhalten![8])

Die Form dieser Königsannalen geht auf die assyrischen Königsinschriften zurück. Der Text wurde den am Hofe laufend auf Tontafeln geschriebenen Annalen der Reichsgeschichte, die in erster Linie eine Geschichte der Könige war, entnommen und in der für solche Zwecke üblichen diplomatischen Form in die Felswand eingemeißelt. Der König hätte von sich selbst kaum so ruhmredig gesprochen, als er es durch seine Hofhistoriographen für die kommenden Jahrtausende hat tun lassen. Entscheidend für den Charakter der Inschrift ist die Gleichsetzung des königlichen Hauses mit dem persischen Reichsgebiet, dem gesamten Länderkomplex, der in Diensten des Hofes stand und für den Hof arbeitete. Daher werden auch nur die Geschehnisse behandelt, die für die Geschichte des königlichen Hauses von Wichtigkeit waren. So erklärt sich zunächst die Bedeutung des Begriffes „Trug“ oder

„Lüge“, altpersisch „droga“, der immer wiederkehrt, und der „Lügenkönige“. Der Trug ist das Chaos, die Unordnung und „Gewaltherrschaft“, die der König beim Antritt seiner Regierung vorfand, hervorgerufen durch die Verschwörung des falschen Bardija und in der Folge wiederholt durch die separatistischen Bestrebungen der Lehensfürsten. Die Bevölkerung wurde durch dieses „Chaos“ nicht sosehr berührt, da es sich auf die herrschenden Klassen beschränkte. Der Bauer ging wie seit je und immer unbekümmert um diese Streitigkeiten der Regierenden meiner friedlichen Feldarbeit nach und hatte nur den einen Wunsch, dabei nicht gestört oder durch zu harte Steuern bedrückt zu werden.

Wiederholt betont der Großkönig, daß er die Herrschaft über seine Länder vom Gotte Ahura Mazda (Oramazda) erhalten habe:

Es kündet König Darejawosch:
Oramazda übergab mir diese Erdenherrschaft.
Oramazda lieh mir Beistand,
daß ich diese Herrschaft errang und festhielt.
Nach dem Willen Oramazdas
halte ich fest diese Erdenherrschaft.

Dieses Gottesgnadentum des Darejawosch ist nicht wie bei späteren Herrschern ein konventionelles Anmaßungsattribut, sondern wurzelt in der Prophezeiung des Propheten, dessen Lehre der Großkönig durch die Tötung des mazdaistischen Erzfeindes Gaumata befreite. In einem der Gathas forderte Zarathustra den kommenden rechtmäßigen König auf, den Magier zu ermorden:

„Die Betrüger sollen die Betrogenen sein, die im Stich gelassen sein werden, sollen laut aufschreien: mit treuen Satrapen soll er Mord und Blutbad anrichten und Frieden vor ihnen schaffen den befriedigten Geschlechtern; Qual soll er über sie bringen samt der Fessel des Todes, und der Großkönig in Bälde soll er sein. Den Betrügern haftet Verwesung an, sie trachten nach Erniedrigung der Berechtigten, das Himmelslicht verletzend. Wo ist der himmelslichtige Fürst, der sie des Lebens beraube und der Freiheit? Denn, Mazda, dein ist das Reich, durch das du den rechtlebenden Schwachen das Bessere geben wirst!“

Durch die Vernichtung des Magiers und durch seine Bekennung zu Zarathustras Lehre hatte Dareios das Frasam, die *„Lichtwerdung“*, verwirklicht und so Zarathustras Sendung erfüllt. Daher verkündet er in einer Inschrift zu Susa:

„Durch den Willen Ahura Mazdas tat ich dies, daß ich auf der ganzen Erde die Lichtwerdung verwirklichte.“

Indem Ahura Mazda Dareios mit dem Herrschertum bekleidet hat, hat er der Menschheit den Frieden des achämenidischen Weltreichs geschenkt, der über 200 Jahre dauerte, und in diesem Kommen des Reichs ist die *„Lichtwerdung“* der Welt sichtbar geworden, die nach des Propheten in den Gathas überlieferten Worten durch die Annahme und Verbreitung seiner Lehre eintreten sollte. Der aus den Inschriften erhellende Stolz des Dareios war berechtigt: er war der Saoschiyant, der Sotēr, der Befreier Irans[9]).

DIE IRANISCHE LICHTRELIGION

Statt etwas von der Geschichte der arischen Vergangenheit und Kultur zu hören, lernte unsere Jugend in den Schulen bis zu unseren Tagen herab in der Biblischen Geschichte die Vergangenheit des jüdischen Volkes kennen und hörte dabei widerwillig von Dingen, die ihr unbegreiflich blieben und bleiben mußten, weil sie uns blutfremd sind. Und so kam es, daß Friedrich Nietzsche in seinem Buch „Also sprach Zarathustra" den Namen der größten Persönlichkeit der arischen Überlieferung als herrenlos aufnehmen und als Schlagwort für seine Weltanschauung benutzen konnte, welche das gerade Gegenteil dessen ist, was Zarathustra Spitama gelehrt und gefordert hat. Denn niemand außer einigen Spezialisten wußte damals von dem großen Reformator der iranischen Religion viel mehr als den Namen. „Während Nietzsche jenseits von Gut und Böse steht, vom einen aus immer über das andere hinauskommen, stets neue Werte erobern und alte verlachen will, gibt der Mazdaismus den Begriffen Gut und Böse feste, aus der Gesinnung und den Bedürfnissen des iranischen Volkes bestimmte Inhalte, so daß von jedem Dinge Wesen und Tun klar ist, zu welcher Seite es gehört, und wie der Mensch, der den Sieg des Cuten will, sich dazu verhält. Für Nietzsche sind Wahr und Falsch verrückbare Werte, ja es ist ihm höchste Weisheit, zu erkennen, wie sehr sie das sind; für den Mazdajasna, den Verehrer des Ahura Mazda und den Feind des

bösen Ahriman, ist die *Wahrheit* das einzig Wesentliche, die *Lüge* der Kern alles Übels. Nietzsche stellt den einzelnen als-einzigen in die Mitte der Welt, die nun einer ins Göttliche gesteigerten Willkür ausgeliefert wird; der Mazdajasna hingegen verlangt vom einzelnen Gemeinsinn und restloses Eintreten für das Gute und Wahre aus freier, sittlicher Wahl[10]."

Um den Unterschied der iranischen Hochlandsreligion von der semitischen Tieflandsreligion zu erfassen, vergegenwärtigen wir uns vorerst das Wesen der sumerischen und babylonischen Kulte. Als Belohnung ihrer Gottesfurcht, ihrer Tempelbauten und ihrer Verwaltung des Staates erhofften sich die Sumerer außer Nachruhm ein langes Leben, eine beständige Regierung, Gehorsam der Untertanen, Reichtum, Macht und Zufriedenheit, vor allem aber ein langes Leben. Die babylonischen Könige waren schon einen bedeutsamen Schritt weiter. Sie rühmten sich in ihren Inschriften nicht mehr sosehr ihrer Tempelbauten, sondern verweisen auf die großen Gebiete, die sie unter die Einheit des Staates gebracht hatten, daß sie fremde Pflanzen und Tiere in ihr Land verpflanzt und Städte gegründet, Gärten und Bewässerungsanlagen angelegt haben. Im übrigen aber flüchten sie aus ihren Zweifeln und ihrem Schuldbewußtsein gegenüber der Gottheit zu den Freuden des Lebens. Eine endgültige Einsicht könne der Mensch ja doch nicht erreichen. Der Genuß des vergänglichen Lebens blieb daher ihr letzter Trost. „Was mich, Sarrukin, anbelangt, der diesen Palast bewohnt — ein Leben langer Tage, Gesundheit, frohen Mut und fröhlichen Sinn möge er (Assur) zu meinem Schicksale bestimmen; es möge hervorgehen aus seinem strahlenden Munde. Die reiche Habe der Feinde, die Gaben der Menschen, den Reichtum der Welt-

gegenden, die Erzeugnisse der Berge und Meere, so viele ich darinnen aufgespeichert habe … möge ich genießen.“ Das Nationalepos der Babylonier von den Taten und dem vergeblichen Suchen des Gilgamesch nach dem ewigen Leben spiegelt die Weltanschauung der Babylonier wider:

> Gilgamesch, warum rennst du herum?
> Das Leben, das du suchst, wirst du doch nicht finden.
> Als die Götter die Menschen schufen,
> Haben sie den Tod den Menschen auferlegt
> Und das Leben in ihren Händen behalten.
> Du, Gilgamesch, fülle deinen Bauch,
> Tag und Nacht freue du dich,
> Täglich mache ein Freudenfest;
> Tag und Nacht sei ausgelassen und vergnügt.
> Sauber mögen deine Kleider sein;
> Rein sei dein Kopf, wasch dich mit Wasser.
> Schau auf den Kleinen, der deine Hand ergreift,
> Dein Weib freue sich in deinem Schoße …

Ob die in der Literatur überlieferte Grabschrift des Sardanapal nun wahr ist oder eine boshafte Erfindung der griechischen Historiker, jedenfalls gibt sie das Wesen der babylonischen Lebensweisheit wieder: „Iß, trink, ergötze dich, denn nur das verlohnt sich.“ Cicero hielt den Spruch voll Entrüstung eher eines Ochsen würdig als eines Königs. Wer aber zählte dann die Ochsen, die von Sardanapal bis heute die gleiche Einstellung zum Leben hatten?

Mehr verwundert uns die Grabschrift, die eine Ägypterin ihrem Manne setzte: „O mein Genosse, mein Gemahl! Höre

nicht auf zu trinken und zu essen, trunken zu sein, der Liebe der Frauen zu genießen, Feste zu feiern. Folge deinen Wünschen bei Nacht und bei Tage. Gönne den Sorgen keinen Raum in deinem Herzen. Denn das Totenreich ist ein Land des Schlafes und der Finsternis." Neben diesem Glauben an fast völlige Vernichtung gab es auch in Ägypten sehr trostreiche Lehren von dem Fortleben der Seele nach dem Tode. Mächtiger aber und verläßlicher als die Götter schienen dem Volke doch zumeist die Zauberkundigen, die mit ihren Amuletten und Zaubersprüchen auch die Götter täuschen und ihren Klienten den Himmel ergaunern zu können vorgaben. Darf man aus solchen vereinzelten Inschriften auch nicht gleich auf die Völker als Ganzes schließen, so geht aus ihnen jedenfalls der Mangel einer geschlossenen, sittlichen Weltanschauung hervor, die ihr Leben bestimmt hätte.

Die iranische Hochlandsreligion war vor dem Auftreten Zarathustras ein Zweig der den Indoariern gemeinsamen Kulte, eine Verehrung der kosmischen Mächte, der „Planeten" und „Elemente", also von Sonne, Mond und Sternen, Erde, Feuer und Wasser. Kulte dieser Art treffen wir zuerst um 1500 v. d. Zw. bei den ersten arischen Ankömmlingen auf kleinasiatischem Boden und später bei den arischen Indern. In beiden Ländern, bei den indogermanischen Schichten der Hettiter und Mitanni und bei den Indern, wurde ein höchster Gott, Dyausch pitar, ein vergöttlichter Pater familias, und mehrere kosmische Machthaber, wie Mitra, Varuna, Indra und andere verehrt. Über ihre ursprüngliche kosmische Funktion hinaus waren sie bereits zu Hütern der rechtlichen und sittlichen Ordnung avanciert, ganz besonders Mitra, der Walter der „Weltordnung" und Beschützer der Verträge und Bündnisse.

Eine zuverlässige Quelle über den Stand der iranischen Religion etwa fünfzig Jahre nach dem Auftreten Zarathustras besitzen wir im Berichte Herodots, der um 460 Westiran besuchte. Der Vater der Geschichtsschreibung berichtet (I, 131), daß die Perser seit alter Zeit die Sonne, den Mond, die Erde, das Feuer, das Wasser und die Sterne verehrten. Sie „huldigen der Sitte, auf die höchsten Gipfel der Berge zu steigen und dort dem Zeus Opfer darzubringen, wobei sie den ganzen Kreis des Himmels Zeus nennen“. Dieser Zeus ist der oben genannte indoarische Gott Dyausch, dessen Lichtcharakter nun besonders betont erscheint. Zarathustras Name ist Herodot noch unbekannt, und die persischen Priester nennt er immer Magier. Er schildert also als persische Religion gerade den von Zarathustra bekämpften Devakult und hebt die ebenso bekämpften Unsitten der „magischen“ Perser, die Trunksucht, die Aussetzung der Leichen, Tieropfer, Tiervernichtung und Hundekult, als allgemein verbreitet hervor. Daraus erhellt, daß die Reformen des Propheten in der magischen Priesterschaft und im Volke Westirans noch nicht Fuß gefaßt hatten und auf den König und die Hofkreise beschränkt geblieben waren. Für die Achämeniden war Ahura Mazda der „Weise Herr“, seit der Annahme der reformierten Lehre des Zarathustra durch den ostiranischen König Vischtaspa, Hausgott und erwählter Protektor ihres Herrschertums. Erst nach dem Besuch Herodots, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, mußten die Magier mehr und mehr ihren Widerstand gegen die Reformen Zarathustras aufgeben. Daraus erklärt sich die starke Mischung der zoroastrischen Lehre mit magischen Traditionen im jüngeren Awesta.

Die Einstellung der arischen Inder und Iranier zum Leben

basierte auf dem obersten Prinzip einer *Weltordnung* (urtam). Erste Pflicht des Menschen war es, dieser Weltordnung gemäß zu leben. So wird es noch in der Bhagavatgita, dem berühmten Lehrgedicht, das eine Episode des indischen Nationalepos Mahabharata bildet, gefordert. „Wer, ohne die Vorschriften des Gesetzes zu beachten, nach eigenem Belieben handelt, der gelangt nicht zur Vollkommenheit, nicht zur Seligkeit, nicht zum höchsten Ziel. Darum sei das Gesetz dir zur Richtschnur bei der Feststellung dessen, was zu tun und was nicht zu tun ist. Das Werk, das du in den Vorschriften des Gesetzes angeordnet findest, sollst du hier (auf Erden) tun" (Garbe).

Der oberste Herr dieser sittlichen Weltordnung war nach der Lehre des Zarathustra Spitama „*Ahura Mazda*", der „Weise Herr". Um in der diesseitigen Welt zu wirken, bedient sich die in ihm personifizierte Göttliche Weisheit (Sophia) geistiger Kräfte, die von ihm ausstrahlen und deren wichtigste der Heilige Geist ist. Dieser bekämpft den Geist des Bösen, der vom Anfang an in der Welt ist. Hier liegt der scheinbare Dualismus der Lehre des Zarathustra, der jedoch kein wirklicher ist, da beide Kräfte dem Ahura Mazda untergeordnet sind und die Bekämpfung des Bösen nur eine Nebenfunktion des Heiligen Geistes ist. Mit dieser ethischen Lehre des arisch-iranischen Reformators befinden wir uns mit einem Schlag auf christlich-europäischem Boden, es ist eine Lehre unseres Blutes und das Christentum hat sie von Iran übernommen. Der für die Geschichte der Menschheit bedeutsame Schritt von der sumerischen und semitischen Weltanschauung zur arischen wurde von Zarathustra getan. Die Erkenntnis, daß diese Welt nicht die beste aller Welten sei, die sich dem iranischen Menschen besonders deutlich fühlbar machte, drängte zur Annahme ei-

nes Bösen Prinzips. Aus der Tätigkeit dieser beiden Prinzipien konnte der Prophet die Schöpfung des Kosmos und seiner Elemente, des Lichtes, der Finsternis, des Wassers, der Erde und der Pflanzen, erklären, die alle vom Guten Geist geschaffen wurden, während der Böse sie zu zerstören sucht. Diese Lehre auf den Menschen anwendend, der ja beide Kräfte in sich wirksam fühlt, konstruierte Zarathustra den praktisch-ethischen Teil seiner Religion und zog daraus die Konsequenzen für den Pflichtenkreis des iranischen Ackerbauers und Viehzüchters. An die Seite des Guten Prinzips treten in dieser Welt sechs ethische Abstraktionen als assistierende Kräfte und bilden mit Ahura Mazda eine heilige Sieben: die Wahrheit oder sittliche Rechtsordnung, der gute Sinn oder die gute Gesinnung, die Herrschaft oder das Reich, und zwar das diesseitige und jenseitige, die Unsterblichkeit, die Vollkommenheit, das Heilsein oder die Frömmigkeit. Diese Abstraktionen heißen die *Ahura* oder Herren und werden mit dem obersten Prinzip als „Mazda und die Ahura" zusammengefaßt. Später wurden sie *Amescha Spenta*, die Unsterblichen Heiligen, genannt und wurden Schutzgottheiten der Elemente, Tiere und Menschen. Die wichtigste Abstraktion auf der Seite des Bösen ist der *Drug*, die Lüge oder schlechte Gesinnung. Der Wettstreit der beiden, das stoffliche Dasein, Natur und Menschen erfüllende Mächte sind als Kampf gedacht, aus dem später der Mythus vom Streit der Götter und Dämonen entstand. Dieser Kampf spielt sich bekanntlich in jedem Menschen ab. Im Menschen selbst liegt daher die Verantwortung, er selbst muß die Wahl zwischen Gut und Böse treffen, seinen Weg wählen … Diese Betonung des freien Willens und der persönlichen Verantwortung für ein Leben der guten Gedanken, Worte und

Werke trennt die zarathustrische Lehre von der orientalischen Welt und stellt sie an die Seite Griechenlands und der arischen Welt des Abendlandes. Die Entwicklung der ethischen Persönlichkeit, nicht deren Auslöschen wird als Ziel gesetzt. Die gute Gesinnung, das Recht und die Wahrheit, die fromme Andacht, die richtige Herrschaft, die Vollkommenheit und Ganzheit, mit der man sich einer Aufgabe widmen soll, der Gehorsam gegenüber den Forderungen des Guten und die aus der Befolgung aller dieser Forderungen sich ergebende Unsterblichkeit sind die ethischen Gebote für den Menschen. Ein geordneter, seßhafter Lebenswandel unter einer guten Herrschaft einsichtsvoller Fürsten gilt als das beste Tun, daher predigte Zarathustra Abkehr vom Nomadentum. Denn der Nomade war der Erbfeind des Bauern, Anhänger der Lüge und des schlechten Tuns, der das Vieh stahl und sich an den Leuten des Viehzüchters vergriff. Sie raubten das Gras von den Weiden und erhoben die Waffen gegen die Bauern. Zarathustra wurde so ein Reformator der iranischen Gesellschaftsordnung.

Die Grundlage seines Systems bildet die Seelenlehre. Er nahm eine Lebenskraft, Vitalitätsenergie an, die mit dem Leib vereinigt erst das körperliche Leben, das physische Dasein ergibt. Dieser Lebensodem ist aber noch nicht die Seele, die sich vielmehr als ein geistiges Prinzip dem Körper gesellt. Außerdem wurde noch ein denkendes Ich, die Instanz der menschlichen Willensentscheidung und ein Verstand, Geisteskraft und die Einsicht oder Erkenntnis angenommen. Der Prophet unterschied also auch auf seelischem Gebiet eine Anzahl abstrakter Kräfte. Allen jenen, die den rechten Weg einschlagen und sich für das rechte Tun entscheiden, winkt schon auf

Erden reicher Lohn und Segen, sie erreichen das „Beste Dasein“, während den Anhängern des Drug das „Schlechteste Dasein“ in Aussicht gestellt wird. Für sich selbst erwartet Zarathustra als Lohn zehn Stuten, einen Hengst und ein Kamel, einen bescheidenen Wohlstand also. Segensvolle Fülle verspricht er dem pflichtgetreuen Viehzüchter und Bauern und seinen Beschützern, den guten Herrschern oder Gaufürsten seiner Zeit. Die Fortsetzung der Belohnung erfolgt im Jenseits, wo dem Guten ein zweites, geistiges Leben im Himmel, dem Schlechten in der Hölle bevorsteht. Himmel und Hölle sind für den Propheten seelische Zustände, die auch nach Beendigung des physischen Lebens weiter bestehen. Sie gipfeln für den Guten im Weiterleben im geistigen Sinn, für den Bösen im Nichtleben, dem wirklichen Tod. Die endgültige Scheidung aber von Guten und Bösen wird durch ein Seelengericht besorgt. Diese Abrechnung findet in einer ganz kaufmännischen Weise statt, die ein geordnetes Rechnungswesen der iranischen Stämme zur Zeit des Propheten voraussetzt. Nur wenn die Summe der guten Taten die der schlechten überwiegt, wird der Mensch des ewigen Heils teilhaftig, sonst verfällt er der Verdammnis und damit dem Nichtleben.

Man wird schwer eine zweite Religion finden, die so folgerichtig organisch aus den Gegebenheiten des Bodens und den Bedürfnissen eines Volkes herausgewachsen ist und zu einem vollkommenen, sozialen System von höchster Ethik ausgebaut wurde wie die zarathustrische. Sofern sie die Seßhaftigkeit predigt, preist und belohnt, war sie eine wirkliche Bauernreligion und fand deshalb auch Anhängerschaft bei den ostiranischen Stämmen. Anderseits ging sie weit über den beschränkten Bauernverstand hinaus und entbehrte jene Äußer-

lichkeiten, die das einfache Volk anziehen, wie Aufzüge, Zeremonien und Heiligenkult. Einen Feuerkult und Feuertempel hat es in der Religion Zarathustras nicht gegeben, ebensowenig die dafür notwendige Priesterschaft. Daher hatte diese reine Lehre von einer die Welt regierenden göttlichen Weisheit ebensowenig Bestand wie später die reine Lehre Gautama Buddhas oder Christi. Ein Kern von ihrem hohen Idealismus aber hat sich in Iran trotz aller späteren Entstellungen durch die Priester und trotz des Islam und der fremden Eroberer des arischen Landes bis heute erhalten, und wer das Glück hat, in Yäzd Vertreter der Parsenreligion kennenzulernen, sieht sich den ethisch höchststehenden Menschen Asiens gegenüber. Es wäre also ganz falsch, die Lehre Zarathustras mit der Lehre Irans zu identifizieren, in der sie nur eine, wenn auch bedeutsame und reinigende Phase bildete.

Die arische *Weltordnung*, das urtam, von dem wir oben sprachen, ist viel älter als Zarathustra, war alte arische Volksethik. Wir finden sie daher nicht nur, wenigstens teilweise, in den religiösen Texten der Iranier, dem Avesta (d. h. „Text"), sondern auch in den indischen Veden. Noch aus einer so späten Fassung der indoarischen Tradition, wie der Bhagavatgita, können wir die Grundlagen der indoiranischen Weltordnung ablesen. Dort verkündet im 16. und 17. Gesang der Gott Krischna dem Helden der Pandavas, Ardschuna, sehr viel davon. Er verlangt von ihm Furchtlosigkeit, Reinheit des Innern, Beharrlichkeit, Freigebigkeit, Selbstbeherrschung, Opfer, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Entsagung, Ruhe, Nichtverräterei, Milde, Schamhaftigkeit, Stetigkeit, Energie, Nachsicht, Entschlossenheit, Lauterkeit, Wohlwollen, Demut und manches andere.

Alle diese guten Eigenschaften, die heute genau so erwünscht sind wie damals, sind jedoch schon ethische Ableitungen einer mehr urtümlichen Weltordnung, der zunächst eine *Opferordnung* entsprach. Das Opfer war nicht mehr eine ausschließlich von den Priestern besorgte Bestechung oder Bußgabe für die Gottheit, wie bei den Nichtariern, sondern eine festliche Veranstaltung, an welcher die Götter, ferner die Ahnen und der Stamm nach Abstufung seiner Geschlechter und Familien teilnahmen. Ein gemeinsames Mahl und mimische Aufführungen des Mythos, der selbst wieder die Weltordnung verkörperte, fanden statt. Das Mahl wurde über dem heiligen Feuer gar gekocht und berauschender Homatrank wurde nach bestimmtem Ritus getrunken, alles gemäß der Opferordnung. Der Altar, auf dem die Opfer dargebracht wurden, ist zugleich der heilige Herd des Stammes und Sinnbild der Rechtsordnung. Weltordnung, Festordnung und Rechtsordnung sind eins. Auch das Feuer am Herd ist heilig und wird bei der Begründung des Hausstandes feierlich entzündet, wie wir aus den brahmanischen Vorschriften der indischen Arier wissen. Nach altem indischen Brauch spendete der Hausvater täglich ein vierfaches Opfer: 1. an sämtliche Götter; 2. an die Eltern und Manen; 3. an die Heroen, aus deren Verehrung sich der Begriff des Vaterlandes entwickelt hat, und 4. an die Gäste und Hilfsbedürftigen. Nach alter, persischer Auffassung ist die Beobachtung dieser Opfer eine Pflicht der *Dankbarkeit*. Wenn sie jemand undankbar sehen, berichtet Xenophon (Paid. I) von den Persern, obgleich er Dank erweisen könnte, bestrafen sie ihn streng. Sie meinen nämlich, die Undankbaren würden auch die Götter vernachlässigen, ferner die Eltern, das Vaterland und die Freunde. Auch pflege Undankbarkeit von

Schamlosigkeit begleitet zu sein, wie überhaupt gerade sie zu allen Schändlichkeiten verleite. Der griechische Heerführer und Historiker des fünften Jahrhunderts v. d. Zw. bestätigt also die indoarische Tradition als auch in Iran geltend. An diese vier religiösen Gebote schlossen sich fünf Gebote der Lebensführung, woraus sich die folgenden *neun arischen Gebote* ergeben: 1. Ehrung des Gottes, 2. der Eltern, 3. des Vaterlandes, 4. der Gastfreunde, 5. der Reinheit, 6. Verbot der Schändung, 7. Verbot des Mordes und 8. des Diebstahls, 9. Gebot der Wahrhaftigkeit und Treue. Die auffallende Ähnlichkeit mit den biblischen „Zehn Geboten" erklärt sich aus der Entlehnung der arischen Reihe seitens der Bibelverfasser[11]).

Neben dieser altarischen Tradition, die die Inder mit den arischen Iraniern und anderen arischen Völkern gemeinsam hatten, fragen wir nun aber nach den Opfern der späteren avestischen Iranier. Darüber geben uns die *Yascht*, die hymnenartigen Opferlieder des Avesta, Aufschluß.

Es sagte der Herrscher Mazda zu Spitama Zarathustra: „Verwalte das Amt des Herrn und des *Ausstrahlers* des Lichtes des Heils! Dem Mond sowohl, wie der Wohnstätte und der Opfergabe bringen wir Opfer dar, auf daß sich mir die das *Siegesfeuer* (hvarnah) besitzenden Sterne gesellen und voran der Mond. Sie teilen den Männern das *Siegesfeuer* zu. Ich will opfern dem Zuteiler der Wohnstatt, dem Sterne *Tischtriya* (Sirius, dem Regenstern), mit Opfergaben." (Yascht, 8, 1). Nach Yascht 8 bringt Tischtriya den Regen dadurch hervor, daß er in den „breit buchtigen See" springt, so daß dieser überflutet. „Wenn nun die Gewässer ausströmen, Spitama Zarathustra, aus dem breitbuchtigen See,

und das von Mazda gespendete *Siegesfeuer*, dann treten die mächtigen Fravaschi (die Schutzgeister) der Besitzer des ‚Lichtes des Heils' vor, viele, viele Hunderte, viele, viele Tausende, viele, viele Zehntausende, alle das heilige Wasser suchend für ihre Verwandtschaft, für ihr Dorf, für ihren Gau, für ihr Land, also redend: ‚Soll *unser* Land herunterkommen und vertrocknen?'" (Yascht 13, 65/6). „Die Fravaschi sind ursprünglich die Sterne, als solche zugleich Spender des Regens und des Zeugungsfeuers wie des Siegesfeuers, also Besitzer des Reichtums und Kämpfer. Sie sind mächtig und rings leuchtend, und müssen Mazda zu Hilfe kommen, der durch ihren Reichtum und durch ihr Siegesfeuer den Himmel über der Erde gestützt hat, deren Reichtum und Siegesfeuer das Quellwasser laufen, die Pflanzen wachsen, die die Wolken schwemmenden Winde wehen, die Frauen empfangen und gut gebären, Söhne empfangen läßt, besonders solche, die zu siegreichen Disputanten werden; deren Reichtum und Siegesfeuer den Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne ermöglicht (Yascht 13, 14—16). Sie verleihen ihren Verehrern ein leuchtendes Siegesfeuer und damit Sieg, Reichtum, Gesundheit, unverletzliche Kraft, unverwundbare Leiber, echte, leuchtende, gelehrte, in der Versammlung beredte, kriegstüchtige Nachkommenschaft (Yascht 13, 134)"[12])

In diesen aufschlußreichen Stellen der avestischen Yascht wird Zarathustra von Ahura Mazda als Verwalter und Ausstrahler des Heilslichtes eingesetzt. Die iranischen Lichtgötter erscheinen, die ausstrahlenden, ferner die Vorstellung von einem *Siegesfeuer* (hvarnah), einer mystischen, schöpferischen Kraft, zeugend und strahlend, die bei den sie besitzenden Herrschern als Gloriole sichtbar werden kann. Das Sie-

gesfeuer wohnt nicht nur den himmlischen Lichtgöttern und dem himmlischen See inne, sondern auch den irdischen Gewässern, namentlich dem Hamun-See in Sistan und seinen Zuflüssen, die die Helmund-Landschaft befruchten. „Zu ihm (dem Hamun-See) fährt hin, sich mit ihm zu vereinigen, der Hätumant (das ist der mit Dämmen versehene Heimund), der Besitzer des Reichtums, der Besitzer des Siegesfeuers, welcher leuchtende Wellen leuchten läßt, der viele Überschwemmungen aus sich niederströmen läßt. Ihm gesellt sich des Rosses Kraft, gesellt sich des Kameles Kraft, gesellt sich des wehrhaften Mannes Kraft, gesellt sich das königliche Siegesfeuer. Und in ihm befindet sich, o Besitzer des ‚Lichtes-des-Heils', Zarathustra, so viel königliches Siegesfeuer, daß es hinreichen würde, hier die nichtarischen Völker auf einmal hoch (zu überfluten) und wegzuspülen. Dann werden sie dort hinfahren, indem sie Hunger und Durst verspüren, indem sie Frost und Hitze verspüren. Das ist das königliche Siegesfeuer, welches die arischen Völker und das fünf Eigenschaften besitzende Rind beschützt zur Hilfe für die Männer, welche das ‚Licht des Heils' und das den Mazda-Opferern eignende Erkenntnislicht besitzen." (Yascht 19, 67—69, Hertel). In Yascht 15, 56 verspricht der Wind dem Zarathustra: „Wenn du mir Opfer darbringst, so will ich dir Worte künden, von Mazda gespendete, Siegesfeuer enthaltende, heilende, so daß dich nicht überwinden soll der finstere Geist, der viele tötende, nicht der Zauber und der Besitzer des Zaubers, nicht ein Deva und auch kein Sterblicher." Das avestische Siegesfeuer hatte aber auch die magische Kraft wirklicher Feuerwirkung. Durch Fluchformeln beschworen, ward es ausgesendet „zwischen die Erde und den Felsen", damit es verbrenne und entferne

den finsteren Geist samt seinen Geschöpfen, den Besitzer der bösen Geschöpfe, den viele tötenden … Die Texte sind also *Feuer*, welche die Mächte der Finsternis *verbrennen*, und diese Wirkung beruht auf ihrem Gehalt, insbesondere an hvarnah, „Siegesfeuer".

Die in diesen Opferliedern stets wiederkehrende Offenbarung des Ahura Mazda an Zarathustra ist eine rhetorische Formel der nachzarathustrischen Texte. Die hymnische Verherrlichung des Lichtes und Feuers aber, in allen möglichen Arten, ist altarisch. Die Anschauung, daß Feuer die Welt umgibt und bis in jedes Einzelwesen hinein durchdringt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach schon indogermanisch. „Indogermanisch ist auch die Gleichsetzung des Feuers mit dem Verstand, der Weisheit, Vernunft und Klugheit, und mit der Kraft. Die indogermanischen Verkörperungen des Lichthimmels sind zugleich Gewittergötter, Spender des Regens und des Feuers und Verkörperungen der höchsten Weisheit und Macht. Ihre Gegner sind die Mächte der Finsternis. So ist auch der Dualismus schon indogermanisch und nicht etwa erst zarathustrisch." Die Lehre des Zarathustra gründet sich auf die arische Weltanschauung, ist aber mehr Philosophie als Religion. Der Prophet behielt die alte Anschauung vom Himmelsfeuer, das zugleich im Menschenherzen brennt und geistige Fähigkeiten, Willen, Kraft und Macht verleiht, ebenso bei wie seine Verkörperung, den Himmelsgott. Diesen aber entkleidet er aller naturalistischen Attribute, und läßt ihn nur als die Verkörperung der Weisheit und der Macht gelten. „Mazda", der Verstand, hat nach Zarathustra die Welt geschaffen und regiert sie. Er wirkt durch mehrere andere Wesen, denen er als ahura, „Herrscher", übergeordnet ist. Die wichtigsten von ihnen sind

manah, „das Denken“, und khschathra, die „Herrschaft“, „Regierung“, letztere teils kosmisch, teils irdisch-politisch gedacht. Man unterscheidet zwischen einem „guten“ und einem „schlechten Feuer“. Das gute Feuer ist zugleich Herzensfeuer, ebenso wie das indische brahman Himmel- und Herzensfeuer ist. Denn auch hier gelten, wie in allen alten Weltanschauungen, die Entsprechungen zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos. Das Himmelslicht, hvarnah, das Sonne und Mond spenden, besiegt die Devas, die Mächte der Finsternis, bricht die Macht des von ihnen gesendeten Winters und bringt den Wohlstand zurück. Denn der Reichtum der Arier beruhte auf ihren Viehbeständen. Wenn aber das Hvarnah sogar die unsterblichen Mächte der Finsternis, die nicht nur Nacht und Winter, sondern auch Krankheit, Tod und alle übrigen Übel verursachten, besiegte, so mußte es erst recht gegen die sterblichen Feinde wirksam sein. Deshalb wohnte es in den arischen Königen und Kriegern. Durch sie brachte es Beute und Herrschaft. So kam Hvarnah zur Bedeutung „Siegreiches Himmelslicht“, Siegesfeuer. Es bezeichnet aber auch das Himmelsfeuer, das die Fruchtbarkeit und damit den Reichtum gewährleistet.

Wie immer diese mystische Kraft nun in den avestischen Texten genannt wurde, ob Zarathustra sie Xschathra, das jüngere Avest sie Hvarnah, die Inder sie Brahman nennen, jedenfalls ist sie die allen arischen Religionen gemeinsame Zentralkraft, in welcher diese in Religionsphilosophie ausmünden und gipfeln. Keine andere Religionsphilosophie seither ist über die Erkenntnis dieser Schöpferkraft, dieses in allen Geschöpfen der Natur brennenden Feuers, dieser nie endenden Zeugungskraft hinausgekommen, die wir *Gott* nennen.

AM HOFE DER SASSANIDEN

„Mein lieber Padhgospan! Nichts macht die Menschen so ängstlich als der Mangel eines Führers, dessen Abwesenheit sie um ihres Wohlergehens willen fürchten, weil Unruhen ausbrechen könnten und alle Arten von Übeln die besten Menschen treffen könnten, sie selbst, ihre Diener, ihre Habe und alles, was für sie Wert hat. Kurz, wir finden keinen stärkeren Grund zur Furcht und keinen ärgeren Mangel, wodurch das Volk empfindlicher leiden würde, als die Abwesenheit eines guten Königs[13])."

So schrieb der junge König Khusro I. (531—579) bald nach seiner Thronbesteigung an einen seiner Gouverneure. Er spielte dabei wohl auf seinen verstorbenen Vater an, den König Kawadh (485—531), der zu lange Zeit die Mazdakisten hatte wüten lassen und so das Reich an den Rand des Abgrunds gebracht hatte. Diese Sekte strebte eine gleiche Verteilung aller Güter an, auch der Frauen, die Aufhebung der Standesvorrechte und das Verbot, lebende Wesen zu töten: kurz, eine jener utopischen Ideologien, wie sie die Menschheit bald da, bald dort heimsuchen. Erst kurz vor seinem Tode erkannte der König seine Verblendung und schlug die Sekte nieder. Die enormen Schäden aber, die diese Leute angerichtet hatten, konnten nicht rasch repariert werden. Das von den Mazdakisten geraubte Privateigentum wurde den früheren Besitzern zurückerstattet, ebenso die geraubten Frauen ihren

legitimen Männern. Die vorher unverheirateten Frauen mußten die Entführer heiraten, falls sie ihrem Stand angehörten, andernfalls mußten sie sich trennen und von den Entführern eine doppelte Mitgift ausgezahlt erhalten. Für die ihres Gatten und Vaters beraubten Familien der Großen des Reiches und vornehmen Geschlechter wurde von Staats wegen gesorgt. Die Mädchen wurden standesgemäß verheiratet und bekamen ihre Ausstattung aus einem staatlichen Fonds. Die Söhne wurden für den Staatsdienst erzogen. Auf diese Weise schuf sich Khusro eine neue, ihm ergebene Adelsklasse.

Auch die Grundbesitzer wurden beim Wiederaufbau ihrer zerstörten Häuser und der Wiederherstellung der verschütteten Kanäle staatlich unterstützt. Sie erhielten Vieh zur Aufzüchtung ihrer geraubten Herden. Zerstörte Dörfer wurden wieder aufgebaut, Brücken ausgebessert und an gefährdeten Orten Festungen gebaut. Ein neues Steuersystem wurde eingeführt, dessen Einheiten nach den Ausmaßen der bebauten Äcker und der Anzahl der Fruchtbäume berechnet wurden und das sich so gut bewährte, daß es später vom Kalifat übernommen wurde. Persönliche Steuern wurden allen Männern im Alter von zwanzig bis fünfzig Jahren auferlegt, ausgenommen die Vornehmen und Großen, die Soldaten und Priester, die Sekretäre und Hofbeamten. Die Steuern mußten vierteljährig erlegt werden. Diese neue, administrativ gut organisierte Steuerordnung brachte dem. Staat bedeutend höhere Einnahmen als bisher und füllten die Staatskassen für den Fall eines Krieges, für den Khosru gewappnet sein wollte.

Er führte zu diesem Zweck außer der fiskalischen auch eine militärische Reform durch. Bisher war der niedere Adel verpflichtet, in der Armee – deren Kern er ausmachte – ohne

Sold zu dienen und sich auf eigene Kosten zu equipieren. Khusro ließ die Listen dieser Krieger überprüfen und gab jenen, die kein Vermögen besaßen, Pferde oder Rüstung, und setzte ihnen eine Besoldung aus. Die komplette Rüstung eines Kavalleristen bestand damals aus einem Pferdeharnisch, einem Panzerhemd, einem Brustharnisch, Beinschienen, Schwert, Lanze und Rundschild, einer am Gürtel angehängten Keule, einem Beil, einem Köcher mit zwei Bogen mit Sehnen und dreißig Pfeilen und zwei geflochtenen Reservesehnen, die rückwärts am Helm befestigt wurden. Lanze und Bogen waren die Hauptwaffen, die die arischen Iranier seit den ältesten Zeiten meisterhaft handhabten. Der Stamm dieser berittenen Truppe waren die Kavaliere, die Ritter unseres Mittelalters, Männer von Adel, aus denen sich die Garden des Königs rekrutierten.

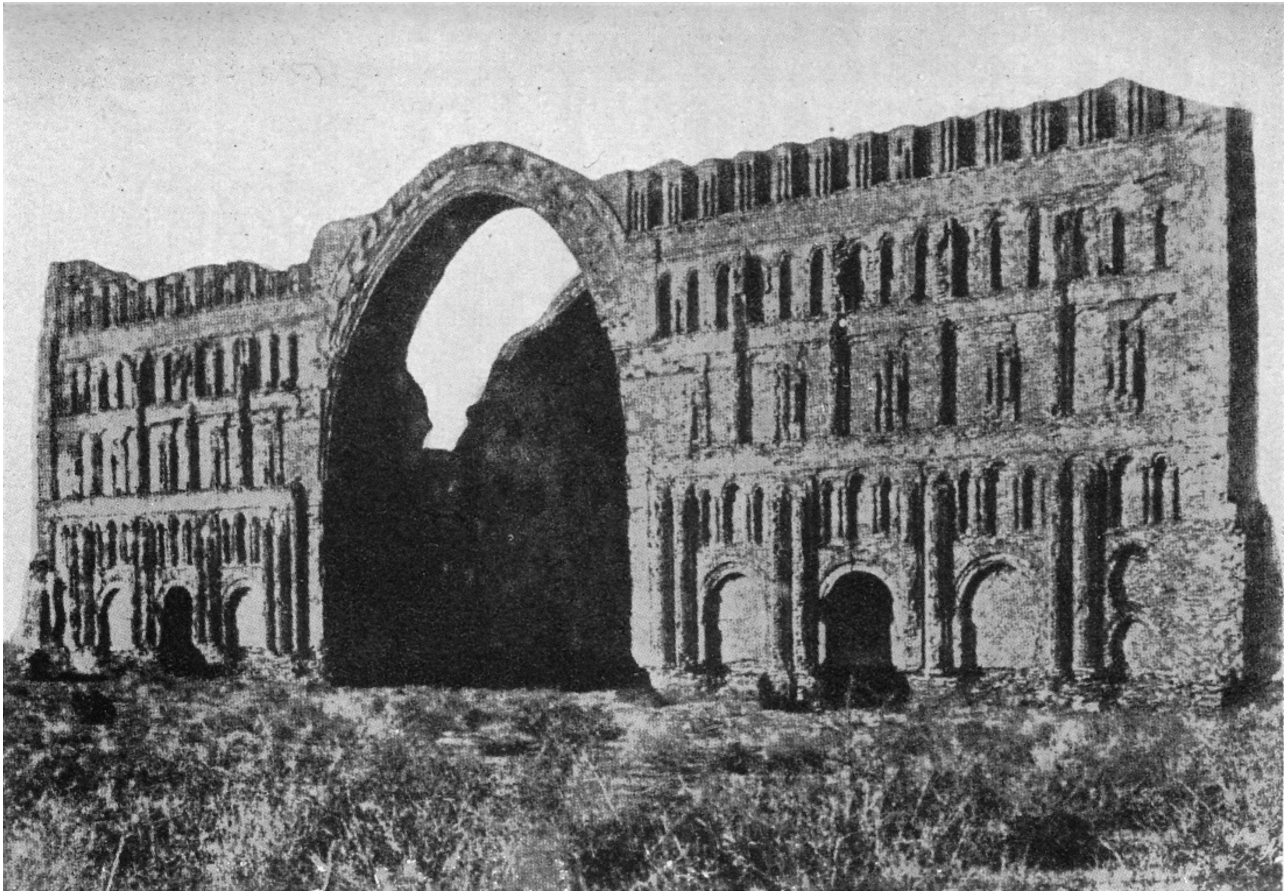
Als Befehlshaber der Truppen setzte Khusro vier Spahbads ein, Armeekommandanten und Gouverneure der vier Hauptteile des Reichs. Der Spahbad des Ostens hatte unter seinem Kommando die Truppen in Khurasan, Sistan und Kirman; der Spahbad des Südens die Truppen der Persis und Susiana; der Spahbad des Westens kommandierte die Truppen des Irak bis zur Grenze des byzantinischen Reiches und der des Nordens die Truppen von Großmedien mit Aserbaidschan.

Anlaß zum Kriege ergab sich für Khusro sehr bald und in der Folge so oft, daß er mehr als die halbe Zeit seiner fast fünfzigjährigen Regierung im Felde verbrachte. Seine Hauptfeinde waren die Oströmer unter Justinian, gegen die er wiederholt ins Feld zog und mit denen er erst im Jahre 562 einen dauernden Frieden abschließen konnte. Im Osten mußte er die Reichsgrenzen gegen die Hephtaliten oder weißen

Hunnen und später gegen türkische Stämme verteidigen, die als „Turanier“ bekannten Erbfeinde Irans, die seit Jahrhunderten und in der Folge immer wieder aus Transoxanien vorbrechenden barbarischen Nomadenhorden.

Eine der vielen von Khosru I., Anoschirwan, „mit der unsterblichen Seele“, handelnden Anekdoten, die später von den Dichtern der islamitischen Epoche gern verwertet wurden, erzählt von einem Jagdritt, auf dem er sich im Eifer der Wildverfolgung von seinem Gefolge entfernte und nur von seinem Wesir begleitet war. Über eine Ebene reitend, kamen die beiden in ein in Ruinen liegendes Dorf, das völlig verlassen war bis auf zwei Eulen, die auf der Spitze einer baufälligen Mauer geräuschvoll kreischten. Ihr Geschrei an diesem einsamen Ort erfüllte den König mit abergläubischer Furcht. „Was für Geheimnisse erzählen die beiden sich“, fragte der Schah den Wesir. „Verzeih mir, o Schah“, erwiderte der schlaue Wesir, „wenn ich wiederhole, was sie sich sagen. Einer dieser Vögel will seine Tochter dem andern zur Frau geben und verlangt von ihm eine entsprechende Mitgift. ‚Gib ihr‘, sagt er, ‚dieses Ruinendorf und ein paar andere dazu.‘ ‚Aber gern‘, erwiderte der andere Vogel, ‚wenn unser erhabener Herrscher seine gegenwärtige Tätigkeit fortsetzt und sein Volk weiterhin dem Hunger und Elend preisgibt, will ich gern, nicht nur zwei oder drei, sondern hunderttausend zerstörte Heimstätten dreingeben.‘“ Diese Anekdote wurde häufig illustriert und bot auch dem Maler Mirak den Gegenstand zu dem hier wiedergegebenen Bild.

Auch die Gerechtigkeit Khusros wurde sprichwörtlich und in Anekdoten ausgemünzt. So wird erzählt, daß der König nach seiner Rückkehr nach Ktesiphon Gesandte mit Geschen-



Ruine des Palastes des Khosru in Ktesiphon



König Khosru I. Nuschirwan und sein Wesir hören das Gespräch der zwei Eulen

ken und Botschaften von verschiedenen anderen Herrschern empfing. Einer dieser Gesandten, der vom byzantinischen Kaiser Justinian geschickt war, besichtigte den königlichen Palast und bewunderte seine Pracht. Da fiel ihm eine Unregelmäßigkeit des Platzes vor dem Palast auf und er fragte nach ihrem Grunde. Man antwortete ihm: „Eine alte Frau hatte ihr Haus an der Stelle, wo Ihr die Einbuchtung beobachtet. Da der König diese Frau durch keinerlei Versprechung dazu bringen konnte, ihr Haus zu verkaufen, aber die Frau nicht zwingen wollte, wegzuziehen, ergab sich diese Unregelmäßigkeit." „Wahrlich", rief der Grieche aus, „diese Unregelmäßigkeit ist schöner als alle Symmetrie."

Eine andere Anekdote berichtet von der Kette mit Schellen, die der König an seinem Palaste hatte anbringen lassen, damit jedermann, dem eine Ungerechtigkeit widerfahren war, durch das Ziehen der Kette die Aufmerksamkeit des Königs selber erregen könne. Während siebeneinhalb Jahren berührte niemand die Kette, und als nach dieser Zeit eines Tages die Schellen erklangen, war es ein krätziger Esel, der sich an der Kette rieb. Khusro ließ darauf den Besitzer des Esels rufen und ermahnte ihn, sein Tier besser zu pflegen.

Alle diese billigen Beispiele von Gerechtigkeit änderten allerdings nichts an der üblichen orientalischen Despotengrausamkeit gegenüber Schuldigen oder wohl auch Unschuldigen, die aus irgendeinem Grunde beseitigt werden sollten. Hinrichtung durch Aufspießen gab es nach wie vor.

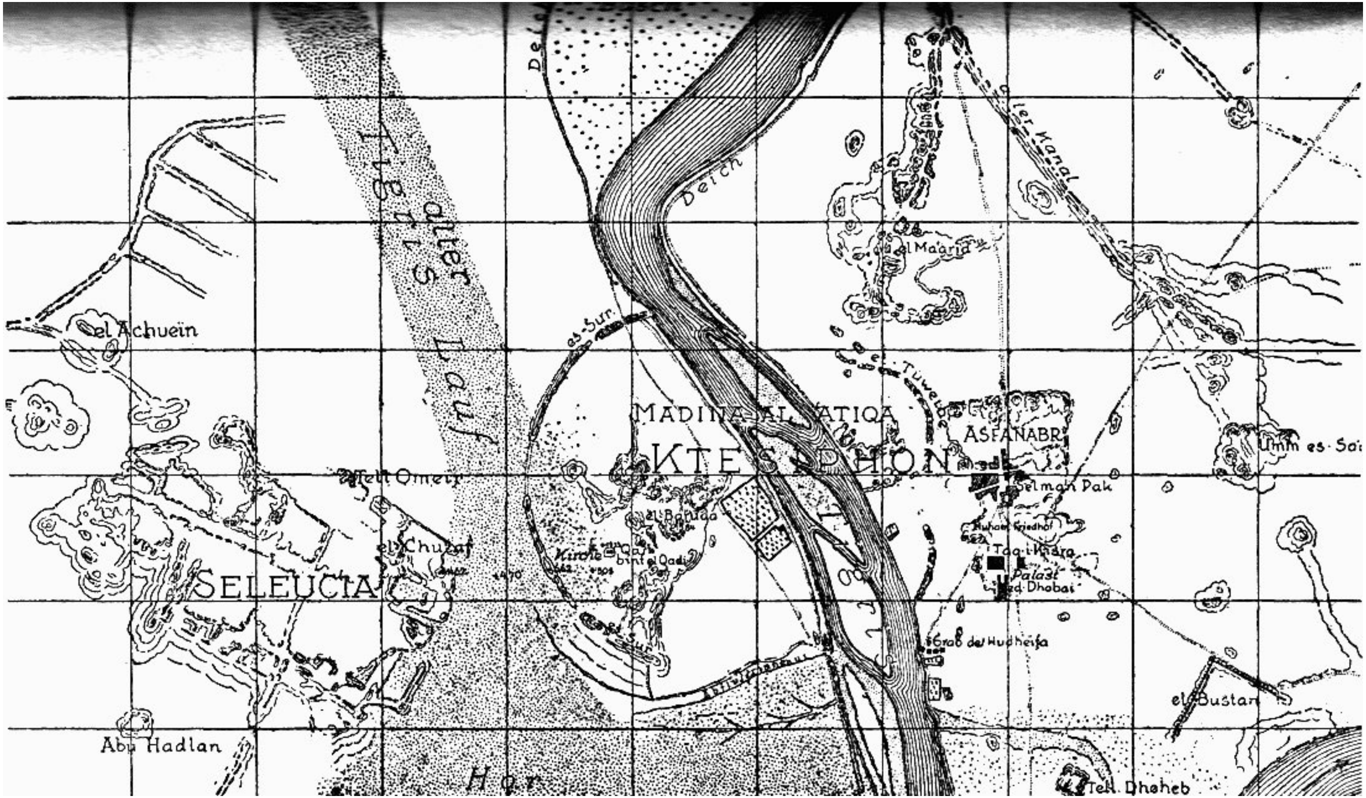
Die Hauptstadt des sassanidischen Reiches und Residenz der meisten Könige dieser Dynastie war *Ktesiphon*. Zwanzig Meilen südlich von Bagdad, an beiden Ufern des Tigris gelegen und beiderseits mit halbkreisförmigen Mauern und

Wassergräben geschützt, bestand diese Großstadt aus sieben kleineren Städten und wurde deshalb *El-Madain*, „die Städte“, genannt. Im Osten lag das Quartier *Aspanbar*, das heute noch durch die grandiose Ruine des Taq-i-Kesr;i lokalisiert ist. Dieser Stadtteil war größtenteils mit dem zum königlichen Schloß gehörigen Park und Gärten bedeckt. Eine noch stehende Mauerecke, die „Bostan-i-Kesra“, Park des Khosru, genannt wird, ist wahrscheinlich der Rest der Mauer, die den großen königlichen Hirschpark umschloß. Manche wollen indessen dort *Neu-Antiochia* lokalisieren, *Veh-Antiokh-Khosrū* oder auch Rumaghan genannt, die Stadt der Griechen. Diese Stadt war eine Gründung Khusros I., die er nach der Eroberung von Antiocheia in Syrien bei Ktesiphon baute und in die er die Einwohner der eroberten Stadt umsiedelte. Er ließ zu diesem Zweck aus den Städten Syriens und aus Rhodos Marmorplatten und Säulen sowie Material für Glas- und Steinmosaik nach El-Madain bringen, um hier die Häuser der neuen Stadt nach syrischer Art auszustatten. Schon zur Zeit des arabischen Historikers Masudi aber, im 10. Jahrhundert, lag Neu-Antiocheia in Ruinen. Die Legende will, daß diese Stadt genau nach dem Plan von Antiocheia gebaut war, so daß jeder Einwohner der früheren Stadt hier sogleich sein Haus fand. Khusro ließ auch Thermen und ein Hippodrom bauen, die beiden unerläßlichen Erholungs- und Vergnügungsstätten der Römer und Griechen. Den Einwohnern wurden besondere Privilegien und Begünstigungen gewährt, wie die ungehinderte Ausübung des christlichen Kultes. Sie wurden direkt dem Befehl des Königs unterstellt und ihre Stadt hatte Asylrecht. Eine heute noch blühende Kolonialstadt dieser Art ist die Armenierstadt

Dschulfa gegenüber Isfahan; sie wurde im Jahre 1604 von Schah Abbas durch Ansiedlung der Bevölkerung des armenischen Dschulfa am Araxes in Aserbaidschan gegründet und hat bis heute ihren Charakter bewahrt. Auf der westlichen Tigrisseite lag *Seleukia*, die älteste dieser Städte, wie ihr Name sagt, von Seleucus Nicator, dem General Alexanders des Großen und Gründer der gleichnamigen Dynastie, um 300 v. d. Zw. gegründet. Von den römischen Kaisern Trajan und Verus im 2. Jahrhundert zerstört, wurde sie vom ersten Sassanidenkönig Ardaschir (224—241) unter dem Namen *Veh-Ardaschir*, Neu-Ardaschir, wieder aufgebaut. Veh-Ardaschir war eine geräumige Stadt mit gepflasterten Straßen. Bei den Häusern lagen Parks für das Vieh, denn die wohlhabenden Einwohner besaßen Herden, die tagsüber in ein Tal bei Mahoza, der angrenzenden Stadt, auf die Weide geführt wurden. Die Stadt hatte einen großen Basar, und außerhalb dieses boten fliegende Händler allerhand Waren an. Der Weinhandel war, wie im ganzen Orient, in den Händen der Juden. Blühender Handel brachte der Stadt Reichtum. Goldketten und Armspangen wurden nicht als etwas besonders Wertvolles geschätzt und nicht selten statt Geld als Almosen an Arme gegeben. Für geistige Fragen interessierten sich die Einwohner nicht, dafür frönten sie übermäßig dem Genuß der Speisen und geistigen Getränke. „Die Frauen essen, aber arbeiten nicht." Seleukia war auch das Zentrum der Christen im sassanidischen Reich, die Residenz des Katholikos. Hier stand die Kathedrale, die „Große Kirche von Seleukia", und mehrere andere Kirchen und Klöster. Mit Einrechnung von zwei anderen kleinen Städten ergeben sich sieben städtische Quartiere, die zusam-

men *Groß-Ktesiphon*, von den Arabern *El-Madain* genannt, bildeten.

Man kann sich unschwer vorstellen, wie die Silhouette dieser weiträumigen Städtegruppe am Tigris, deren Häuser zumeist im Grün der zahlreichen Gärten verschwanden, weithin sichtbar ausgezeichnet war durch die hochragende Baumasse des „*Weißen Palastes*", von dem heute noch Teile eines Flügels stehen, weltbekannt unter dem Namen Taq-i-Kesra. Diese neunundzwanzig Meter hohe, fünfundzwanzig Meter breite und dreiundvierzig Meter tiefe, mit einem parabolischen Tonnengewölbe eingedeckte einstige Thronhalle wird beiderseits von je fünf Quertonnenraumen verstrebt und war mit einer fünfgeschossigen Mauerkulisse frontiert, deren rechtsseitiger Flügel erst 1888 eingestürzt ist, während der andere heute noch aufrechtsteht. Dieser Trakt war jedoch nur eine Hälfte des Palastes. Ihm gegenüber stand ein Gegenstück, und diese beiden Trakte waren beiderseits wieder durch zwei Flügel miteinander verbunden und umschlossen einen Riesenhof, der mit einem Gartenparterre bepflanzt war, das durch, zwei Kanäle in den Hauptachsen in vier Teile geteilt war. Das Zentrum nahm ein Bassin mit Fischen ein, die sich auch in den seichten Bächen tummelten. Um auch im Winter den Genuß der Farbenpracht dieses Blumenparterres zu haben, ließ der König einen Teppich anfertigen, der zweiunddreißig Meter lang war und tausendundeinundfünfzig Quadratmeter Flächeninhalt hatte. Dieser „Frühling des Khosru" genannte Winterteppich wurde in der ungünstigen Jahreszeit in der Thronhalle aufgelegt, damit der König mit seinem Gefolge darauf die Zechgelage abhalten konnte. Dieser größte Wirkteppich, der je gewoben wurde, war aus Seide, Gold- und



Karte des Ruinengebietes von El Madain am Tigris
(nach O. Reuther)

Silberfäden hergestellt und mit kostbaren Steinen geschmückt. Das Teppichfeld bot den farbenprächtigen Anblick des von Bächen durchrieselten und von Pfaden durchkreuzten, mit Bäumen und Blumen geschmückten Lustgartens. Die breite Bordüre zeigte Blumenparterres in buntfarbigem, mit farbigen Steinen dargestelltem Blumenschmuck. Die gelbliche Farbe des Erdbodens, der den Grund des Teppichs bildete, war durch Gold vorgetäuscht; die Ränder der Bäche wurden durch dunklere Streifen, das Wasser durch Silberfäden, die durchschimmernden Steine und darin sich tummelnden Fischlein durch entsprechende Farben wiedergegeben. Die Kiespfade waren durch perlengroße Steinchen angedeutet; Stengel und Äste bestanden aus Gold und Silber, die Baum- und Blumenblätter wie das sonstige Pflanzenwerk aus Seide, die Früchte aus buntem Gestein. Bescheidene Nachkommen dieses achten Weltwunders haben sich als sogenannte Gartenteppiche bis in das 18. Jahrhundert fortgeerbt. Aus den Beschreibungen der alten arabischen und persischen Historiker wissen wir auch, daß die Wände der Thronhalle, deren nackter Ziegelbau heute noch steht, mit Mosaiken geschmückt waren. Man sah dort unter anderem eine Darstellung der Belagerung von Antiocheia und von Kämpfen um diese Stadt, in welchen Khusro, mit einem grünen Wams angetan, auf einem Falben reitend, dargestellt war, wie er eine Truppenrevue abnahm. Der untere Teil der Wände war mit Teppichen verkleidet und der rückwärtige Teil der Halle mit dem Thron war durch einen riesigen Vorhang aus Seidenbrokat abgeschlossen. An Audienztagen füllte sich die Halle mit dem Gefolge des Königs, Audienzsuchern und Gästen. Das Gefolge des Königs war in drei Klassen eingeteilt und nahm dementsprechend Auf-

stellung: die erste Klasse mit den Söhnen des Königs und den Kavalieren stellte sich in zehn Ellen Entfernung vom Vorhang auf; in weiteren zehn Ellen Distanz standen die „Intimen“, die Tischgenossen des Königs und die gelehrten Rezitatoren, die die zweite Klasse bildeten, endlich kamen in der dritten Klasse die Hofnarren, Artisten, Sänger und viele andere. Hinter dem dritten Rang nahmen die nicht zum Hof gehörigen, zugelassenen Gäste ihre Aufstellung. Unter den Mitgliedern aller drei Klassen gab es sangeskundige Rezitatoren, vergleichbar unseren Minnesängern, die auf Wunsch des Königs unter Musikbegleitung Gesänge vortrugen. Dabei war die Rangabstufung so kleinlich genau eingehalten, daß jeder Sänger auch nur von Musikern desselben Ranges begleitet werden durfte …

Waren nun die Großen des Reiches in ihren schimmernden Rüstungen und farbenprächtigen Mänteln, den Kopf mit riesigen Kugelmützen bedeckt, sowie die zwei anderen Klassen der Hofgesellschaft, die Musikbanden und die Gäste versammelt, so gaben Hörner und Pauken das Zeichen, und der große Vorhang öffnete sich vor der strahlenden Erscheinung des thronenden Königs. Der Anblick des Großkönigs im Kronornat auf dem Thron war nach zeitgenössischen Geschichtsschreibern überwältigend. Theophylaktos gibt die Beschreibung vom Nachfolger Khosrus, Hormizd IV., auf dem Thron paradierend. Die Tiara war aus Gold und mit Edelsteinen geschmückt und strahlte mit ihren Rubinen, Smaragden und Perlen einen überirdischen Glanz aus, so daß der Beschauer davon benommen wurde. Der König trug Hosen, die mit Goldstickerei überladen waren, ebenso sein Wams. Mit beiden Händen hielt er das zwischen seinen Beinen aufgestellte

Schwert. Flammenartig ragten zwei durch Drähte versteifte breite goldene Bänder hinter seinen Schultern empor, Symbole des königlichen Hvarnah, des Siegesfeuers. Goldblitzend war auch der hinter dem Thron aufgestellte Schirm. In der halbdunkeln Halle, die nur durch relativ kleine runde Fensteröffnungen in der Decke etwas Licht erhielt, machte die Erscheinung des Königs einen solchen Eindruck, daß die Anwesenden unwillkürlich auf die Knie fielen.

Audienznehmer wurden dem König durch einen hohen Würdenträger zugeführt. War die Zustimmung erteilt, so näherte sich der Mann, indem er ein weißes Taschentuch aus dem Ärmel zog und es vor den Mund hielt, das sogenannte padham, das verhinderte, daß heilige Dinge, wie das heilige Feuer, durch den menschlichen Atem befleckt würden — in diesem Fall die von Seiner Majestät einzuatmende Luft. Der Audienznehmer näherte sich dann, warf sich vor dem Herrscher zur Erde und verharrte in der Proskynese, bis ihn Seine Majestät aufforderte, sich zu erheben, worauf er mit erhobenen oder über der Brust gekreuzten Armen sich verneigte. Zur Rede aufgefordert, begann der Mann mit konventionellen Wunschphrasen, wie: „Möge Eure Göttlichkeit unsterblich sein!“ „Möge Ahura Mazda Eure Wünsche erfüllen!“ Dann erst übermittelte der Audienznehmer seinen Bericht an den König.

Der Palast umfaßte Hunderte von Räumen, er war das Zentrum der Reichsregierung mit den Diwanen, den Ministerien, deren Bürokratismus dem heutigen nichts nachgab. Ihre Zahl, ihre Namen, ihre Organisation sind uns nicht überliefert, wohl aber kennen wir die verschiedenen Siegel, die für die Geheime Kabinettskanzlei, die Justiz, die Kanzlei der

amtlichen Ernennungen und Ehrentitel und für das Finanzministerium gebraucht wurden. Wir können jedoch annehmen, daß außerdem noch Diwane für das Militärwesen, die Münze, die Post, die königlichen Domänen und andere bestanden.

Zahlreiche Hofwürdenträger waren im Gefolge des Königs: der Obersthofmeister, der Oberstzeremonienmeister und der Oberstvorhangschließer; die Palastintendanten, Hofkellermeister, Obermundschenke, Speisenkoster, Küchenvorstände; die Kammerherren, der Oberfalkenier, der Oberstallmeister, der Oberschlüsselbewahrer und andere Leibgarden beschützten und begleiteten den König; ihr Kommandant war einer der einflußreichsten Hofbeamten und gehörte zu den Intimen des Königs. Wenn dieser sein Pferd bestieg, stellte sich die Leibgarde in zwei Reihen auf, jeder angetan mit Küraß, Helm, Schild und Schwert, die Lanze in der Hand, und wenn der König passierte, erhob jeder Gardeoffizier seinen Schild gegen den Rand des königlichen Sattels und neigte den Kopf, so daß er den Schild mit der Stirne berührte.

Es gab jedoch noch eine besondere Berufsklasse, die am Hofe der Sassanidenkönige eine große Rolle spielte, die Astrologen und die Wahrsager. Wurde ein Prinz geboren, so mußten sämtliche Hofastrologen das Horoskop stellen. Vor jeder nicht alltäglichen Handlung wurden Wahrsager und Astrologen um ihren Rat gefragt, worauf die ersteren unter umständlichen Riten die unterirdischen Mächte beschworen, um ihren Rat zu hören. Khusro II: versammelte seine dreihundertsechzig Wahrsager, Zauberer und Astrologen, um den geeigneten Zeitpunkt für den Bau eines Dammes über den Tigris zu erfahren, und als das Unternehmen mißlang, mußten es die meisten von

ihnen mit dem Leben bezahlen. Es gab ferner den Stand der Hofärzte und der Hofdichter, von deren Stil der Schluß dieses Abschnitts ein charakteristisches Beispiel bringt. Der Harem wurde von Eunuchen betreut.

Während der Abwesenheit des Königs waren besondere Hofbeamte beauftragt, über das Benehmen und Verhalten der am Hof Zurückgebliebenen zu wachen. Denn diese mußten auch in Abwesenheit des Königs das gleiche Zeremoniell einhalten wie in seiner Gegenwart. Die Höflinge und Beamten, die diese Vorschrift befolgten, wurden als „Menschen mit *einem* Gesicht“ beschrieben; die andern als „Menschen mit zwei Gesichtern“ kamen in den gefährlichen Ruf der Heuchelei. Die Sicherung des Königs vor Attentaten wurde mit umständlichen Vorkehrungen durchgeführt. Niemand wußte, wo Seine Majestät die nächste Nacht schlafen würde. Allabendlich wurden vierzig Betten in verschiedenen Räumen und Gelassen vorbereitet, doch es kam manchmal vor, daß der König kein einziges davon benützte, sondern sich in irgendeinem leeren Raum niederlegte und seinen Arm als Polster benützte.

Niemand hatte das Recht, das Privatzimmer des Königs zu betreten, auch sein eigener Sohn nicht ohne Erlaubnis. Dazu gibt es eine bemerkenswerte Anekdote. Yezdegerd I., ein Sassanidenkönig des frühen fünften Jahrhunderts, traf eines Tages seinen Sohn Vahram, der damals dreizehn Jahre zählte, an einem Ort, den er nicht betreten sollte, und fragte ihn, ob der Torhüter ihn eintreten gesehen habe. Auf Vahrams Bejahung befahl der Vater: „Geh und gib ihm dreißig Rutenstreiche, jage ihn davon und bestelle Azadhmärd als Vorhanghüter.“ Vahram tat, wie ihm befohlen. Bald darauf kam Vahram wieder, um in das verbotene Zimmer einzutreten,

aber Azadhmärd gab ihm einen Fauststoß auf die Brust und sagte: „Wenn ich dich noch einmal an diesem Ort antreffe, werde ich dir sechzig Rutenstreiche verabreichen, dreißig für das Unrecht, das du dem Aufseher von gestern angetan hast, und dreißig andere, damit du nicht mich selbst der gleichen Strafe aussetzen kannst.“ Als diese Antwort dem König gemeldet wurde, ließ dieser Azadhmärd rufen und gab ihm ein Ehrenkleid und Geschenke.

Freigebigkeit gegenüber seinen Untergebenen war dem König durch Politik und Herkommen geboten; sie gehörte zum Glanz des Königtums und sicherte ihm die nötige restlose Ergebenheit seiner nächsten Umgebung. Es wird erzählt, daß, sooft der Schah mit dem Worte „zih“, „lebe!“, seine Zufriedenheit mit einer Tat oder einem Vorschlag kundgab, der Schatzmeister dem Betreffenden tausend Drachmen auszahlen mußte. Es kam auch öfters vor, daß Hofbeamte, die dem König eine gute Nachricht brachten, belohnt wurden, indem sie ihren Mund mit Goldstücken, Rubinen und Perlen füllen durften … Die Hofbeamten wurden vom König individuell bezahlt, je nach dem Aufwand, den sie machen mußten. Besaßen sie Güter, so wurden deren Einkünfte einkalkuliert, doch bekamen sie außerdem sechs- bis zehntausend Drachmen per Monat an Repräsentationsgeldern.

Wenn der König einen seiner Minister oder Würdenträger mit seinem Besuch beehrte, datierten die so Ausgezeichneten ihre Briefe nach dem Datum dieses Ereignisses. Der Besitz eines also geehrten Mannes wurde für eine bestimmte Zeit steuerfrei und seine Pferde und sonstigen Reittiere wurden mit einem entsprechenden Zeichen versehen. Ein hoher Funktionär der Polizei kam jeden Tag mit dreihundert Reitern und

hundert Fußsoldaten vor dessen Haus und blieb dort bis Sonnenuntergang, und wenn der Herr des Hauses ausging, marschierten die Soldaten voraus und die Reiter folgten ihm. Er mußte dem königlichen Besucher Geschenke machen und bei seinem Abschied folgte dem König ein schnelles Pferd mit kostbarem Zaumzeug und vergoldetem Sattel, das der Gastgeber ihm während seiner Anwesenheit zur Verfügung gestellt hatte. Die Ehre, die ihm der Schah erwiesen hatte, verschaffte ihm dauernde Privilegien: keines seiner Familienmitglieder durfte im Fall eines Vergehens eingesperrt werden, und niemand von seinem Gesinde durfte ohne seine Zustimmung verurteilt werden. Die Geschenke, die er am Neujahrsfeste, am Tage der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche und am Mithrafeste dem Schah brachte, wurden diesem vor allen anderen überreicht. Bei Audienzen durfte er als erster eintreten und bei Versammlungen hatte er seinen Platz zur Rechten des Königs, ebenso wenn er ihn zu Pferd begleitete.

An den eben erwähnten zwei großen Festtagen des Jahres präsentierten die Großen des Reichs und die Reichen dem König Geschenke. Jeder brachte ihm dar, was er selbst am meisten schätzte, Amber oder Moschus, Kleider oder andere Sachen. Die Krieger gaben Pferde oder Waffen, die Reichen Gold und Silber, die Gouverneure einen Teil der Einkünfte ihrer Provinzen. Die Dichter trugen Verse vor, die sie für diese Gelegenheit verfaßt hatten, die Redner rezitierten einen Sermon, die Tischgenossen brachten grüne Kräuter, die Erstlinge des Jahres, als ein symbolisches Geschenk. Schenkte eine der Frauen des Königs ihrem Gatten eine hübsche, schön gekleidete Sklavin, konnte sie beanspruchen, allen anderen Frauen im Harem vorgezogen zu werden. Diese Geschenke

verpflichteten den Schah allerdings auch zu entsprechenden Gegengaben. Häufig verteilten die Könige am Frühlingsfeste des Neujahrstages ihre Winterkleider, am Mithrafeste ihre Sommerkleider an die Würdenträger des Hofes.

Der Brauch orientalischer Fürsten, verdiente Männer oder andere Fürsten durch Überreichung eines Ehrenkleides auszuzeichnen, ist uralt. Er wurde von den Kalifen des Islam fortgesetzt und war am byzantinischen Hof ebenso wie in China üblich. Meist war das Bildnis des Königs eingewoben oder die Symbole der königlichen Würde. Der armenische General Manuel erhielt von Schahpur II. ein Ehrenkleid, einen Hermelinpelz, ein paar am Adler des Helmes zu befestigende Goldschleifen, ein Diadem, Brustspangen, wie sie der König trug, ein Purpurzelt mit einem Adler, himmelblaue Gewebe für den Zelteingang und goldene Vasen für die Tafel. Ein aus Goldfäden gewobenes, mit Perlen besticktes Diadem war das größte Ehrenzeichen nach der königlichen Würde. Hatte ein Mann dem Schah oder dem Staat einen Dienst erwiesen, der verewigt zu werden verdiente, so wurde sein Name in den königlichen Monumentalinschriften erwähnt.

Eine andere, schon von den Achämeniden gepflogene Auszeichnung war die Erteilung von Ehrentiteln. Wie Herodot erzählt, verliehen die achämenidischen Könige Männern, die sich um den Staat oder den König besonders verdient gemacht hatten, den Titel eines „Wohltäters". Unter den Sassaniden war die Titelei schon viel weiter entwickelt. Generäle erhielten den Titel Häzrmärd, „Tausendmänner". Meistens waren die Titel mit dem Namen des verleihenden Königs verbunden, wie Tahm-Yäzdegerd, Tahm-Khusro, wobei tahm tapfer bedeutet. Oder Hormizd-Varaz, Schahpur-Varaz, der Eber des

Hormiz oder Schahpur. Auch diese Art von Auszeichnungen wurde von den Fürsten des Islam fortgesetzt, deren Männer wir meistens nur nach ihrem Titel kennen. Verlieh der König einem berühmten Mann die Tiara, so durfte dieser an der königlichen Tafel und am königlichen Ratskollegium teilnehmen.

Wenn das Land in Kriegszeiten in Not war, wurden die großen Bankette des Königs abgesagt, und dieser empfing an seiner Tafel nur die drei obersten Würdenträger. Die Mahlzeit bestand dann nur aus Brot, Salz, Essig und Kräutern sowie einer Kräuteromelette als Hauptgericht. War der Krieg glücklich beendet, wurden wiederum Bankette gefeiert, wobei der Großmobädh oder Wesir die Festrede hielt. Die großen Würdenträger speisten auf einer Estrade mit dem König, die übrigen Gäste saßen tiefer. Nachdem die Plätze eingenommen waren, murmelte man Gebete. An der Tafel zu sprechen war verboten. Wollte man etwas anordnen oder etwas haben, so gab man ein stummes Zeichen. Nach Beendigung des Mahles ließ man die Sänger und Spaßmacher kommen.

Die königlichen Prinzen wurden zusammen mit den Söhnen des Adels am Hofe erzogen unter der Aufsicht des „Instruktors der Kavaliere". Sie lernten zunächst Lesen, Schreiben und Rechnen, Reiten und Jagen, Pferdepolo und das Schachspiel. Besondere Sorgfalt wurde auf ihre Unterweisung im Gebrauch der Waffen verwendet, besonders im Pfeilschießen und im Lanzenstich. Im Alter von fünfzehn Jahren mußte die Erziehung beendet sein. In diesem Alter mußte der Knabe die Dogmen der Religion nach dem Avesta kennen und sich über die Pflichten und Aufgaben des Menschen klar sein. Mit zwanzig Jahren wurden die jungen Leute von den Gelehrten

und Oberpriestern geprüft. Auch die Mädchen vornehmer Familien erhielten eine gründliche Erziehung in den Wissenschaften, wofür auch eine Anekdote spricht. Ein Jurist wurde am Wege zum Gerichtshof von fünf Frauen angesprochen, und 'eine von ihnen fragte ihn um gewisse Details über die Kautionsleistung. Die letzte Frage konnte er nicht beantworten. Da bemerkte eine der Frauen: „Meister, zerbrich dir darüber nicht länger den Kopf, sondern gib freimütig zu, daß du es nicht weißt. Übrigens werden wir Aufschluß über diese Frage in einem Kommentar finden, der vom Obergerichtsrat verfaßt wurde."

Alle die genannten Einrichtungen betrafen aber zumeist nur den Hof und den höheren Adel. Im Leben des Volkes hatte sich durch die Reformen Khusros wenig geändert: es lebte in Unwissenheit und Armut weiter wie zuvor. Über das Zeitgefühl, wie es sich im Herzen eines aufgeklärten Gelehrten jener Tage reflektierte, klärt der folgende rhetorische Erguß des berühmten Arztes Burzö auf:

„Unsere Zeit ist alt und hinfällig geworden, sie scheint nur klar zu sein, ist aber in Wirklichkeit recht trübe. Wenn auch Gott dem König Glück und Erfolg geschenkt hat, wenn auch der König klug, mächtig, großherzig, gerecht, tiefgründig, menschlich und liberal ist, ein Freund der Wahrheit, erkenntlich, begeisterungsfähig, mit dem Nützlichen und Notwendigen beschäftigt, unermüdlich, standhaft, intelligent, hilfsbereit, von ruhiger Gemütsart, verständig, wohlüberlegend, mild, mitleidig, ein Kenner der Menschen und Dinge, ein Freund der Wissenschaft und der Gelehrten, der Güte und der Guten, aber streng gegen die Unterdrücker, ohne Furcht und schwer zu gängeln, geschickt in der Erfüllung der Wünsche

seiner Untertanen und in ihrer Verschonung mit Ungewünschtem — trotz alledem leben wir in einer Verfallszeit. Es scheint, als ob die Wahrheit der Menschenhand entglitten sei, als ob das Unentbehrliche nicht vorhanden sei, das Vorhandene aber schädlich sei, als ob das Gute verblühe, das Schlechte aber gedeihe, als ob die Täuschung triumphiere und die gute Führung sich trauernd zurückziehe, als ob das Wissen am Boden liege, der Unverstand aber Flügel bekommen hätte, die Gemeinheit sich ausbreite und die Vornehmheit des Herzens erdrückt sei, die Liebe verbannt, der Zorn und Haß bevorzugt sei, als ob das Wohlwollen den anständigen Menschen vorenthalten und den Übeltätern zugeschanzt sei, als ob der Verrat wache und die Treue schlafe, die Lüge Früchte trage und die Wahrheit unfruchtbar und trocken bleibe, das Gerechte versinke und das Wertlose sich spreize, daß die Regierenden zu nichts anderem da seien, als um ihrem Vergnügen nachzulaufen und die Gesetze zu verletzen, als ob sich der Unterdrückte in die Erniedrigung füge und der Unterdrücker sich brüste, als ob die Gier überall ihren Rachen aufsperre und verschlinge, was sie erreichen kann, und die Mäßigkeit nicht mehr existiere, als ob die Übeltäter sich zum Himmel erhöben und die Guten zugrunde gingen, der Edelmut vom höchsten Gipfel in den tiefsten Abgrund gestürzt worden sei, während die niedere Gesinnung Ehren und Macht genieße, als ob die Herrschaft von den Fähigen genommen und auf die Unfähigen übertragen worden sei. Es ist, als ob die Welt trunken vor Freude ausriefe: „Ich habe alles Gute eingeschlossen und alles Schlechte entfesselt!“

DIE STADT DES FRIEDENS

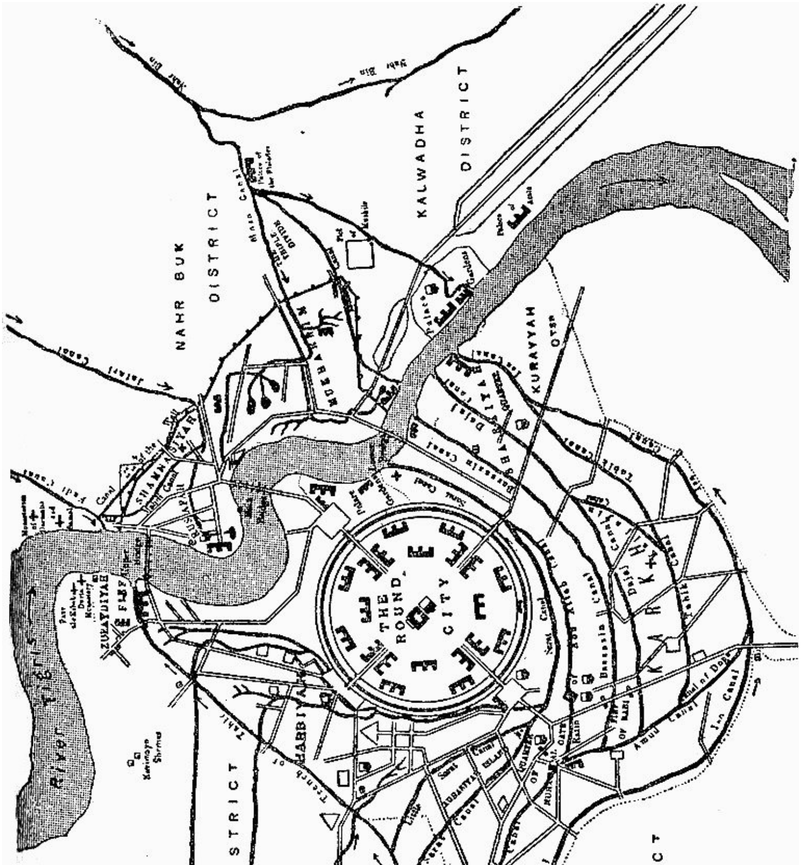
Wenige Städte Asiens enttäuschen den heutigen Besucher so sehr wie Bagdad, wo er noch ein Quentchen der Romantik aus „Tausendundeiner Nacht“ zu finden hoffte, aber bei bestem Willen nichts mehr davon findet. Damaskus hat doch noch seine große Freitagsmoschee aus der Zeit der Omajjaden, Jerusalem seinen berühmten Felsendom aus der Omajjadenzeit, Ktesiphon den noch als Ruine grandiosen „Bogen des Khusro“, Bagdad dagegen nichts, das auf den Nichtarchäologen Eindruck machen könnte. Es wurde nicht nur mehrmals zerstört, sondern es fraß seine Ruinen selbst auf, sie als Ziegelbruch für Neubauten plündernd.

Als der eigentliche Begründer der Abbasidenherrschaft Abu Dschafar Abdallah al-Mansur billah, „Der Sieger durch die Hilfe Gottes“, einen geeigneten Platz für die zu gründende neue Reichshauptstadt suchte, entschied er sich für ein kleines Christendorf am Westufer des Tigris, Bagdad, „Geschenk Gottes“ genannt. Am Zusammenfluß des Tigris mit der aus Ben Zagrosbergen kommenden, stets wasserreichen Dijala gelegen, vereinigte der Platz für Bewässerung, Handel und Verlu'hr die gleichen Vorteile wie die alten, eine Tagesreise südwestlich und südlich gelegenen Städte Babylon am Euphrat und Ktesiphon am Tigris, deren beider Erbschaft Bagdad übernehmen konnte. Sie lieferten dem Kalifen, der im Jahre 762 mit einem Massenaufgebot von Fronarbeitern an den Bau

ging, das nötige Ziegelmaterial. Das Kanalsystem rings um wurde ausgebaut und überbrückt, Wasserleitungen und Festungswerke in Bau genommen und die umliegenden Ortschaften in das Weichbild der neuerstehenden Stadt einbezogen, von denen Karch, das südlich der neuen Rundstadt bis zum Isakanal reichte, der bogenförmig den Tigris mit dem Euphrat verband, die wichtigste war. Am Ostufer des Tigris, wo heute das moderne Bagdad liegt, errichtete Mansur zunächst nur ein Militärlager für seinen Sohn Mahdi. Die Grundstücke rund um die Stadt gab der Kalif seinen Getreuen, Verwandten, Klienten und Offizieren zu Lehen. Er nannte die aufblühende Stadt Dar-es-salam oder Medinat-es-salam, „Haus“ oder „Stadt des Friedens“, seine Riesenburg aber, die Rundstadt, Medinat-es-Mansur oder Mansurija.

Die Rundstadt des Mansur hatte einen Durchmesser von etwa zweieinhalb Kilometer und war mit drei Mauern und einem Wassergraben umgeben. Im Zentrum dieses wohlbefestigten Spinnennetzes lag der Palast des Kalifen, daneben die Freitagsmoschee, und ringsum, wie ein Teppichmuster zu je fünf, in die vier Sektoren eingegliedert, zwanzig Verwaltungsgebäude. Die Rundmauer hatte vier Tore, die nicht nach den vier Himmelsgegenden orientiert waren, sondern, den topographischen Bedingungen angepaßt, die Mitten der orthogonalen Teilung axial verbanden: im Nordosten das Khurasantor, im Südosten das Basrator, im Südwesten das Kufator und im Nordwesten das Syrische Tor. Diese kürzesten axialen Verbindungen zwischen den Vorstädten waren jedoch für den allgemeinen Verkehr wertlos, da die Rundstadt für diesen nicht geöffnet war.

Der Plan der Rundstadt wurde in echt orientalischer Weise,



Plan von Bagdad zur Kalifenzeit
(nach Guy Le Strange)

diesmal mit Baumwollbauschen, die mit Naphtha getränkt und angezündet wurden, gelegt. Über den so entstandenen Brandspuren wurden die Fundamente der dreifachen Mauer angelegt, der Hauptmauer, die den mittleren Ring bildete, einer inneren und einer äußeren Mauer. Der etwa neunzig Meter breite Raum zwischen der inneren und der Hauptmauer war mit Häusern besetzt, dagegen blieb der äußere Ring leer. Die Mauern wurden mit großen, sonnengetrockneten Rohziegeln erbaut, die mit Naphtha verbunden wurden. Die Hauptmauer war dreißig Meter hoch und am Fuße fünfunddreißig Meter dick, verjüngte sich nach oben, wo sie mit Zinnen und kleinen Türmen gekrönt war, bis auf zwölf Meter. Die äußeren Mauern waren etwas kleiner und mit runden Zinnen gekrönt. Jede der vier Toreinfahrten der Außenmauer war mit einem Torgebäude überbaut, wie wir solche noch heute über den Toren asiatischer Städte sehen können. Durch dieses Torhaus führte die gewölbte Durchfahrt, die über den Wassergraben herausreichte. Durch diese Durchfahrt gelangte man erst in den Außenring, den man, von seitlichen Mauern flankiert, zur Hauptmauer hin überquerte. Dessen Tore waren ebenfalls mit Torhäusern versehen, die mit je einer Kuppel gekrönt waren. Das Obergeschoß dieser Torgebäude enthielt einen großen Raum, Madschlis, von dem aus man die Stadt überblickte. Gewölbte Rampen führten auf die Plattform der Mauer, und der Kalif Mansur ritt gern hinauf zum Madschlis des Khurasantores, um von hier aus den Ausblick gegen Osten zu haben, in die Richtung der Provinz Khurasan am iranischen Flochland, aus der die Abbasiden hergekommen waren. Dieses Tor wurde deshalb auch Bab-el-dauleh genannt. Eine Anekdote berichtet, daß einst ein Pfeil mit einer Warnung in dieses Gemach ge-

schossen wurde und zu Füßen des Kalifen niederfiel. Die Kuppeln über den Torhäusern standen auf Säulen aus Tikholz, waren außen grün glasiert und innen vergoldet. Niemand, außer der Kalif selbst, durfte die innere Stadt zu Pferd betreten; Pferde und andere Reittiere mußten bei der Mauer zurückgelassen werden. Nur einige Angehörige des königlichen Hauses durften sich mit besonderer Erlaubnis in Sänften zum Palast tragen lassen.

Der große Palast des Mansur im Zentrum der Rundstadt hieß das „Goldene Tor“ oder „Palast der Grünen Kuppel“ oder auch der „Goldene Palast“. Der zentrale Teil war mit einer großen, grünen glasierten Kuppel gekrönt, auf deren Spitze, vierzig Meter über dem Boden und von überall her sichtbar, die Figur eines Reiters stand. Unter der Kuppel befand sich im Erdgeschoß die Audienzhalle, zehn Meter lang, breit und hoch. Darüber lag ein zweiter, ebenso großer Raum, der mit der Kuppel eingewölbt war. Den Zugang zur Audienzhalle bildete ein Iwán, das ist eine tonnengewölbte, vorne offene Halle. Rings um diesen repräsentativen Haupttrakt lagen die Höfe mit den Privaträumen. Dieser Palast des Kalifen Mansur wurde schon bei der Belagerung Bagdads durch Mamun, einen Sohn Harun-al-Raschids, gegen seinen Bruder, den Kalifen Amin, im Jahre 841, also kaum achtzig Jahre nach dessen Erbauung, stark beschädigt, doch stand die stolze, grüne Kuppel noch bis zum Jahre 941, wo sie durch einen Blitzschlag zerstört wurde.

Mansur wurde es innerhalb seiner eigenen Festungsmauer bald zu eng, und er siedelte 775 in das Kasr-el-Khuld, das „Schloß der Ewigkeit“ über, das er außerhalb des Khurasantores am Ufer des Tigris erbaut hatte. Der Name wurde

diesem Palast seiner Gärten wegen gegeben, die mit den im Koran so genannten Gärten des Paradieses rivalisierten. Über die Gestalt dieses, schon im 12. Jahrhundert völlig zerstörten Palastes wissen wir nur, daß er durch seine hochragenden Mauern, seine Kuppeln und Galerien hervorragte. Mansur erfreute sich seiner nur kurze Zeit, da er noch im gleichen Jahre auf seiner Rückkehr von der Pilgerfahrt nach Mekka starb. Obwohl Mansur erst der zweite Vertreter der von seinem Bruder Abdul Abbas, genannt Saffah, der „Blutvergießer", begründeten Dynastie der Abbasiden war, die über fünfhundert Jahre, ein halbes Jahrtausend lang, Bagdad mit ihrer Herrschaft beglückten, zeigte er schon die dekadenten Eigenschaften dieser Familie, die in Genußsucht, nervöse Überreizung und hemmungslose Grausamkeit ausartete. Wie schon die selbst für einen Tyrannen überängstliche Befestigung seiner Hofburg zeigt, lebte Mansur in beständiger Besorgnis vor Verrat und fühlte sich nur in der Umgebung seiner Anhänger und Truppen sicher. Das Volk mußte außerhalb der Mauern wohnen. Seine Opfer ließ er manchmal lebendig einmauern und politisch Verdächtigen Hände und Füße abhauen. Sein Sohn und Nachfolger Mahdi war um kein Haar besser. Er war ein Säufer und liebte seine Tochter Jakuta so leidenschaftlich, daß er sich nie von ihr trennen wollte und sie ihn bei Ausritten in Männerkleidern begleiten mußte. Doch hatte er auch Momente der Großmut und Güte und verteilte dann reiche Geschenke. Die erblichen Charaktereigenschaften kamen besonders deutlich bei seinen beiden Söhnen Hadi und Harun ar-Raschid zur Geltung. Hadi wollte seine Mutter vergiften und schreckte vor keinem Bluturteil zurück. Einer seiner Höflinge erzählt von ihm: ich stand mit Hadi in sehr

vertrauten Beziehungen, war aber dennoch stets auf der Hut vor ihm wegen seiner bekannten Geneigtheit zum Blutvergießen. Eines Tages ließ er mich um die Mittagsstunde, trotz der furchtbaren Hitze und bevor ich noch gespeist hatte, zu sich berufen. Ich eilte sofort zu ihm, und man führte mich von einem Saal in den anderen, bis ich in die Nähe der Frauengemächer kam. Dort traf ich ihn, er aber ließ sofort alle Anwesenden abtreten und befahl mir dann, die Türe des Gemaches abzusperren. Hierauf teilte er mir mit, wie erbittert er gegen Jahja Ibn Khalid sei, der das Volk gegen ihn aufstachle und für seinen Bruder Harun ar-Raschid zu gewinnen suche. Schließlich endete er damit, daß er mir den Auftrag gab, ohne Verzug ihm den Kopf seines Bruders Harun ar-Raschid zu bringen. Auf meine Einwendungen drohte er mir mit dem sonstigen Verlust meines eigenen Lebens. Nach der Enthauptung Haruns sollte ich mich in das Staatsgefängnis begeben und dort alle Aliden töten lassen, sodann mit den verfügbaren Truppen nach Kufa eilen und dort alle Abbasiden und ihre Anhänger töten, die Stadt plündern und hierauf mit allem, was darin sich befinde, verbrennen und spurlos vertilgen. Glücklicherweise erhielt Hartama — so hieß dieser Beauftragte — bald darauf von der Mutter des Kalifen die Nachricht, daß Hadi soeben zu leben aufgehört habe[14]). Nach Hadis Tode kam sein Bruder Harun zur Regierung. Er ist der einzige Abbaside, dessen Name auch heute noch weiteren Kreisen bekannt ist, was er der häufigen Nennung desselben in den Märchen „Tausendundeine Nacht“ verdankt. Es ist auch kein Zweifel, daß das Reich unter ihm eine Periode des Glanzes erlebte, bevor sich die Herrschaft der Abbasiden zu neigen begann, doch verdankte es diese Blüte nicht ihm, sondern seinen fähigen Wesiren und anderen tüch-

tigen Männern, die er gewähren ließ. Harun selbst kümmerte sich ums Regieren viel weniger, als die Geschichten glauben machen möchten, die er einer gewissen Volkstümlichkeit: verdankt.

Um auch ihn, wie er wirklich war, kennenzulernen, hören wir den Bericht eines Erlebnisses seines Hofsängers Ibrahim an: „Ich befand mich spätabends in meinem Hause, als ein Palasteunuche kam, der mich aufforderte, schleunigst vor Raschid zu erscheinen. Hastig bestieg ich mein Maultier; als wir aber zum Palast kamen, bog der Eunuche vom Eingangstor ab und geleitete mich auf unbekannten Wegen zu einem neugebauten Schlosse; dort traten wir in einen weiten Hofraum ein, denn Raschid liebte solche geräumige Plätze. In der Mitte des Hofes saß er auf einem Stuhle, und nur ein einziger Page stand bei ihm, um von Zeit zu Zeit den Becher ihm zu füllen. Er war in seiner Sommerkleidung, nämlich einem leichten Leibhemde, das um die Mitte von einem Schal aus Rosettebrokat zusammengehalten war, der in großem, buntem Muster gestickt und so um die Lenden geschlungen war, daß er über die Knie herabfiel. Als er mich erblickte, lächelte er freundlich und lud mich ein, ihm Gesellschaft zu leisten. Dann rief er nach der Dienerschaft, und in demselben Augenblicke sprangen hundert Sklaven, die hinter den Pfeilern der den Hof umgebenden Arkaden gestanden waren, hervor; er gab Befehl, ein Kissen für mich zu bringen, und ließ es ihm gegenüber auf den Boden legen, dann brachte man auf seinen Wink eine Laute, und er hieß mich singen. Eben wollte ich in die Saiten greifen, als Masrur, der Polizeimeister, kam und in einiger Entfernung so stehenblieb, wie er es zu tun pflegte, wenn er dem Fürsten etwas Geheimes mitzuteilen hatte. Dieser winkte

ihm, näher zu treten, und jener lispelte ihm ein paar Worte ins Ohr. Da entbrannte sein Zorn, seine Augen röteten sich, die Halsadern schwollen ihm an und er rief: ‚Wie lange noch soll ich Geduld haben mit den Aliden! Aber, bei Gott, ich will sie töten, und töten will ich alle ihre Gesinnungsgenossen!'“ Der Hofsänger fürchtete, daß der Kalif seinen Zorn zunächst an ihm auslassen könnte, griff in die Saiten und sang:

Hoch preise ich gegen allen Gram und Groll
Drei volle, schäumende Becher und nochmals drei
Und vier dazu, das macht die Zehen voll.
Rasch gefüllt und frisch geleert,
Kredenzt von schönen Händen
Duftender Mädchen, deren Reize blenden;
Da sind die Freuden voll, denn fürwahr
Ohne holde Frauen hat das Leben keinen Wert.

Sogleich befahl der Kalif drei Becher Wein, dann nochmals drei und, nachdem er die Verse nochmals gehört hatte, vier, so daß die Zahl voll ward. Als er darauf die Wirkung des Weins verspürte, erhob er sich, um sich zurückzuziehen, gab aber gleichzeitig Befehl, dem Sänger hunderttausend Dirhem auszuzahlen (etwa hunderttausend Mark). Und als der Sänger nach Hause kam, waren die hunderttausend Dirhem schon da.

Der Kalif pflegte seinen Hofsänger Ibrahim auch öfters abends in seinem Haus zu besuchen. Bei solchen Gelegenheiten ritt er einen Esel, umgeben von einer Schar weißer Sklaven aus dem Kaukasus, von Palastdienern, die neben ihm herliefen, und begleitet von seinem Polizeimeister. Solche abendliche Ausritte erhöhten natürlich seine Popularität beim

Volke und gaben reichlichen Anlaß zu den zahlreichen Anekdoten, die über ihn kursierten und noch heute populär sind.

Haruns nervöse Überreizung zeigte sich in seiner maßlosen Rührseligkeit ebenso wie in den Zornesausbrüchen. Der geringste Anlaß konnte ihn in tränenreiche Stimmung versetzen. Als einmal bei seiner abendlichen Lustfahrt auf dem Tigris die Matrosen ein melancholisches Lied anstimmten, brach er in Tränen aus und konnte sich lange Zeit nicht fassen. Maßlos wie im Haß und in der Liebe war er auch in der Verschwendung. Raschid hatte, so wird von einem seiner Vertrauten erzählt, eines Tages eine reizende Sklavin zum Geschenk erhalten. Ihr zu Ehren veranstaltete der Kalif ein Fest, bei dem alle Sängerinnen des Palastes mitwirkten, so daß die Zahl der anwesenden Sängerinnen und Sklavinnen an die zweitausend heranreichte. Als Zobaida, seine verständige Gattin, davon hörte, war sie ärgerlich über solchen Aufwand wegen einer neuen Sklavin und beklagte sich darüber bei Olajja, der Halbschwester des Kalifen. Diese komponierte schnell ein Lied und studierte es mit den Sklavinnen Zobaidas ein, und in der ersten Nachmittagsstunde zogen Olajja und Zobaida mit ihren tausend Sklavinnen, die sämtlich aufs schönste geschmückt waren, hinaus in den Garten und trugen dem Kalifen das neue Lied vor. Dieser war darüber so gerührt, daß er alles Geld, das in der Schatzkammer war, über die Anwesenden ausstreuen ließ. Es sollen sechs Millionen Dirhem gewesen sein. Ähnliche, wenn auch nicht so kostspielige Verschwendungsanfälle ereigneten sich nicht selten. Es waren die der Bevölkerung des Reichs abgepreßten Abgaben und Steuern …

Die „gute Presse" der zeitgenössischen Historiographen, die Harun priesen und lobten und über seine Ausschweifungen möglichst schwiegen, verdankte der Kalif zum guten Teil auch seinen häufigen Pilgerfahrten nach Mekka, mit denen er den Zeloten die Augen auswischte. Mit den langen Reisen und den umständlichen ritualen Umzügen in- und außerhalb Mekka entzog ihn jede Pilgerfahrt mehrere Monate von Bagdad, und die Regierung blieb einzig seinem Wesir Jachja dem Barmekiden überlassen, der mit seinen Söhnen Fadl und Dschafar das Reich vom Regierungsantritt des Raschid im Jahre 786 bis 803 verwaltete. Jahrelang ein großer Günstling des Kalifen, dessen Popularität in der Überlieferung er teilt, fiel Dschafar später in Ungnade und wurde zu Anfang des Jahres 803, nach der Rückkehr des Kalifen von der Pilgerfahrt nach Mekka, getötet. Sein Kopf wurde auf der mittleren Brücke von Bagdad, die beiden Körperhälften an den anderen Brücken zur Schau gestellt. Sein Vater und seine Brüder wurden verhaftet und ihre Güter beschlagnahmt. Das war das Ende der um das Reich überaus verdienstvollen Barmekiden, Nachkommen der Oberpriesterfamilie des buddhistischen Klosters Naubehar in Balch. Nach diesem Streich verlegte Harun seine Residenz in die ruhige Provinzstadt Rakka am Euphrat. Auch Haruns vielerwähnte Beziehungen zu Karl dem Großen, seine Gesandtschaften und Geschenke sind Legenden, von denen die arabischen Quellen nichts wissen. Wahrscheinlich erschienen eines Tages orientalische Händler in der Residenz Karls und gaben sich als Gesandte des Kalifen aus, um leichter Zutritt zu erhalten und bessere Geschäfte zu machen.

Neben den musikalischen Vorführungen, die am Hofe

Raschids unter der Leitung Ibrahims zu großer Blüte gelangten, waren die Pferderennen sehr beliebt, die auf einer eigens geplanten Rennbahn im Palastviertel stattfanden. In einem Gedicht jener Tage wird ein solches Rennen geschildert: „Wir wohnten bei am Morgen des hiefür bestimmten Tages mit der Volksmenge, die der Festtag versammelte. Wir führen dahin unsere Rosse, wie alle anderen sie führen, aber wir verstehen uns besser darauf, sie zu trainieren! Wir kamen mit Rossen so schlank wie Pfeile, denen glückverheißende Sterne voranziehen. Darauf sitzen schwarze Reitknechte, klein von Gestalt, die ihr Geschlecht auf Ham zurückführen, den Urahn der Schwarzen; fast gleichen sie auf ihren Rennern schwarzen Staren, die um die Giebel flattern. In Reihen ordnete man die Pferde vor dem gespannten Seile, die Aufsicht hatte ein Rechtgläubiger voll Vertrauenswürdigkeit. Gern nehmen sie ihn als Schiedsrichter an und nach Recht entscheidet er zwischen ihnen. – Sieh! Da stürmen die Rosse fort, auf unseren Wink losbrechend, wie der strömende Gewitterregen. Sie folgten sich paarweise oder zerstreut, wie sich zerstreuen die Perlen von der zerrissenen Schnur, oder wie ein Kataflug, den aufscheuchte ein Habicht, der aus den Wolken herab den Schatten wirft. Wir frohlocken nun über den Sieg, der uns berühmt macht und durch den wir zu Ehren und Gewinn gelangen. Denn von den Zielpfeilern des Rennens wurden Kostbarkeiten eingesammelt, deren Lasten nun verteilt werden: goldbrokatene, bunte Überwürfe, Oberkleider von Atlas und Samt, ausgebreitet auf den Rücken der Rosse, so daß man meinte, es wären deren Körper mit Blut übergossen. Aber auch von Geld ein Säcklein, das der siegreiche Renner kaum tragen kann. Schnell werden dessen

Siegel erbrochen, um den Inhalt zu fassen, denn unsere eigenen Geldsäcke pflegen wir nie zu siegeln, und wir verteilen das Geld unter die Stallknechte. Besser als sie wissen wir unsere Pferde zu pflegen, selbst in den Hungerjahren, ohne daß sie zu leiden haben. — Rund um das Zelt stehen sie, am Fuße gefesselt oder frei herumjagend, und lassen ihr Gewieher erschallen[15])."

Überhaupt liebte man schon damals den edlen Sport in seinen verschiedensten Arten, Jagd, Fischfang, Vogelstellern. Den Hunde- und Hahnenkämpfen war Raschid besonders zugetan, und diese erfreuten sich noch in späterer Zeit besonderer Beliebtheit. Das persische Maillespiel zu Pferde, wo auf der eigens hierzu hergerichteten Rennbahn der keulenartige Kolben von den Spielenden im vollen Rennen geschleudert und aufgefangen oder mit dem Kolben der Ball geschlagen ward, soll Raschid zuerst eingeführt haben, ebenso das Scheibenschießen mit Bogen und Pfeil, dann das Ballspiel sowie das Kricket. Etwas später kam das Scheibenschießen mit der Armbrust hinzu, wobei man sich bleierner Kugeln bediente. Das Schachspiel, das schon am Hofe der Omajjaden bekannt war, fand auch in Bagdad viele Liebhaber, ebenso das Nardspiel. Raschid wies den Spielern, die er an seinem Hofe hielt, eigene Gehälter an, und ein arabischer Geschichtsschreiber führt eine Szene vor, wo Raschid auf einer seiner Jachten während einer Lustfahrt auf dem Tigris eine Partie Schach spielt. Am Hofe blieb es fortan sehr üblich, und noch einer der späteren Kalifen unterhielt sich, indem er in seiner Gegenwart von berühmten Spielern Schachtourniere aufführen ließ. Um die Zeit zu kürzen, gab es bei Hof auch Spaßmacher, Possenreißer, Hofnarren, eigene Vorführer von

Hahnen- und Widderkämpfen, die alle mit fixem Gehalt angestellt waren. Zahlreiche Leute wurden nur dafür bezahlt, dem Kalifen als Gesellschafter und Tafelgenossen die Zeit zu vertreiben.

Die Feste des Nauruz und Mihragan wurden ebenso gefeiert wie in früheren Jahrhunderten am sassanidischen und achämehidischen Hof; sie waren mit Audienzen und Geschenkaustausch verbunden. Auch der Brauch, bei diesen öffentlichen Audienzen wilde Tiere vorführen zu lassen, um den Eindruck der königlichen Macht zu erhöhen, wurde wahrscheinlich vom Sassanidenhof übernommen. Die Beistellung von Löwen bei Empfängen offizieller Natur war auch sonst üblich, wie folgende Schilderung eines Empfanges zweier byzantinischer Gesandter im Jahre 966 zeigt, die zum Kalifen Muktadir kamen, um einen Waffenstillstand zu erbitten. Sie brachten kostbare Geschenke mit, und der Kalif befahl, sie mit höchstem Glanze einzuführen. Die Hofräume und Arkaden des Palastes waren erfüllt mit regulärem Militär, alle Gebäude mit kostbaren Teppichen behangen. Muktadir empfing die beiden Gesandten auf seinem Throne sitzend, und zu seinen Seiten standen der Wesir und der Erste Eunuche. Vom Stadttor bis zum Eingang des Palastes war das Heer aufgestellt, hundertsechzigtausend Mann stark, dann kamen siebenhundert weiße Sklaven und siebenhundert Kämmerer; im Palaste waren hundert Löwen in Ketten zu sehen, in den Korridoren hatte man an den Wänden zehntausend vergoldete Brustharnische und viele andere Kostbarkeiten aufgehängt. Zuerst führte man die Gesandten in den Saal des goldenen Baumes; es befand sich nämlich in dessen Mitte ein marmornes Wasserbecken und darin stand ein goldener Baum

mit achtzehn Ästen, worauf künstliche Vögel saßen; dann geleitete man sie in den Saal, der Firdaus, Paradies, genannt wurde und mit prachtvollen Teppichen belegt war.

Von der Pracht und dem märchenhaften Aufwand bei königlichen Hochzeiten gibt der Bericht des Taalibi über das Beilager Mamuns mit Buran, der Tochter des Wesirs Hasan Ibn Sahl, eine Vorstellung. Als Festgeber lud der Wesir den Kalifen und dessen ganzen Hofstaat nach seiner Besitzung am unteren Euphrat ein und bewirtete sie durch vierzig Tage. In der Nacht, wo die Braut dem Kalifen zugeführt wurde, belegte man das Brautgemach mit Teppichen aus Goldfäden, und über die darin versammelten Damen schüttete man aus Körben Perlen. Das Gemach war mit großen Kerzen aus Ambra erleuchtet. Bei dem Festschmaus, der für die Großen des Reiches und die Offiziere der Truppen veranstaltet wurde, wurden Papierstreifen, deren jeder den Namen eines Landgutes enthielt, über sie ausgestreut, und jeder, der einen solchen Streifen erhaschte, wurde Eigentümer des Gutes. Andere Zettel enthielten die Namen von Sklaven, Pferden, Eseln usw. Um seinen Schwiegervater für die Kosten zu entschädigen, übertrug ihm der Kalif für die Dauer eines Jahres den Steuerertrag der Provinzen Fars und Ahwas.

Taalibi berichtet auch von einem Beschneidungsfest eines Sohnes des Kalifen Mutawakkil, das im Palaste Balkuwara in Samarra, der neuerbauten Kalifenresidenz, eine Tagesreise tigrisaufwärts, gefeiert wurde. Nach dem Bankett wurde der Boden des Saales in zwei langen Reihen mit Teppichen aus Goldfäden belegt, die mit Edelsteinen bestickt waren und auf welchen allerlei Figuren aus einer Paste von Ambra, Aloe und Moschus angeordnet waren. Die Gäste setzten sich in zwei

Reihen einander gegenüber, und vor sie wurden große, edelsteinbesetzte Platten aus massivem Gold gestellt, auf welche die Kammerdiener aus großen Körben Gold- und Silberstücke ausschütteten, so daß sie die Goldplatten in Haufen bedeckten. Die Gäste wurden hiebei eingeladen, ihre Becher zu leeren und bei jedem Trunke drei Handvoll Gold- und Silberstücke zu nehmen. Sooft die Haufen verschwunden waren, wurde aus Säcken nachgeschüttet. Schließlich wurde ausgerufen: „Der Fürst der Gläubigen läßt euch sagen, daß jeder soviel nehmen kann, als ihm beliebt." Zum Schluß erhielt jeder ein Ehrenkleid. Bei diesem Feste schenkte der Fürst tausend Sklaven die Freiheit.

Wenden wir uns nun wieder den Palästen und Gärten zu, die Schauplätze des geschilderten Lebens und Treibens am Kalifenhofe waren. Ein jahrhundertelang beliebtes Schloß der Fürsten der Rechtgläubigen in der „Stadt des Friedens" war ein ursprünglich für Dschafar, den Schwager, Zechbruder und späteren Wesir des Raschid, erbautes Lustschloß, das sich dieser in einer damals, Ende des 8. Jahrhunderts, noch unbebauten, ländlichen Gegend östlich der alten Rundstadt, am jenseitigen Ufer des Tigris hatte erbauen lassen, das aber den Kern eines rasch emporwachsenden neuen Palastviertels bildete, des Dar-el-Khilafat, der Residenz des Kalifats. Der Historiker Yakut, der um 1225 schrieb und dem wir die Beschreibung dieses Palastes verdanken, erzählt, daß der junge Dschafar es liebte, mit Dichtern und Sängern Weingelage abzuhalten, was ihm häufig Vorwürfe seines gestrengen Vaters Yahya, des Wesirs Raschids, eintrug, da der Genuß geistiger Getränke den Moslims verboten war. Dschafar beschloß daher, sich für seine feuchtfröhlichen Gelage ein Schloß abseits

von Bagdad zu bauen und so jeden weiteren Anstoß bei der Bevölkerung zu vermeiden. Der junge Kalif, der an Dschafars Gelagen gern teilnahm, war an dem Bau dieses prächtigen Lustschlosses lebhaft interessiert. Ein weiser Freund riet Dschafar, dem Kalifen, um seiner Eifersucht zuvorzukommen, zu sagen, daß dieses Schloß eigentlich seinem Sohn, dem künftigen Thronerben Mamun, zugedacht sei. Der Kalif nahm dieses Geschenk für seinen Sohn gern an, und der Bau, der ursprünglich Dschafari hieß, wurde nun Mamuni und später Hasani genannt, blieb jedoch bis zum Fall der Barmekiden im Besitz Dschafars. Erst nach dessen tragischem Tode bezog Mamun diesen Palast, der einer seiner bevorzugten Residenzschlösser wurde. Er vergrößerte die Gebäude und fügte einen Platz für Pferderennen und Polo dazu und legte einen später berühmt gewordenen Tiergarten an.

Mit der Thronbesteigung des Mustadid (892—902) wurde Ostbagdad, wie der Raum des neu erstehenden Palastviertels heute genannt wird, die dauernde Residenz der Kalifen, und es begann eine neue Bauperiode der Paläste. Der Hasani-Palast wurde vergrößert, und Mutamid legte den Plan für den Tadsch-Palast an und baute für sich selbst die Schlösser Firdus (Paradies) und Thuraya (Plejaden). Dieser letztere wurde mit dem Palast Hasani durch einen unterirdischen Gang verbunden, der dreiunddreißig Kilometer lang war und auch den Frauen des Harems als gedeckter Verbindungsweg zwischen den beiden Palästen diente.

Der Palast der Krone, Kasr-at-Tadsch, wurde später die Hauptresidenz der Kalifen. Außerdem baute der Kalif Muktadir (908—932) den Dar-esch-Scharadsch oder Baumpalast, so genannt von dem Baum aus Silber, der im Zentrum des

Palastes inmitten eines kreisrunden Wasserbassins stand. Der Baum hatte achtzehn Äste, jeder Ast zahlreiche Zweige, auf welchen alle Arten mechanischer Vögel aus Gold saßen, kleine und große. Die meisten Zweige waren aus Silber, einige aber aus Gold, und sie trugen Blätter von verschiedener Farbe, die sich im Wind bewegten, während die Vögel mittels eines verborgenen Mechanismus pfiffen und sangen. Zur Rechten und Linken dieses Bassins standen lebensgroße Figuren in zwei Reihen, fünfzehn Reiter in jeder Reihe, Roß und Reiter mit Brokat bekleidet und bedeckt. Die Reiter trugen lange Lanzen und waren so gestellt, daß die eine Gruppe die andere zu attackieren schien.

In der Nähe des Firdaus stand ein anderer Palast, der „Neue Kiosk", inmitten von Gärten. In seinem Zentrum war ein Bassin aus Zinnblech, um das ein Bach in einem Zinnblechbett floß, das mehr glänzte als poliertes Silber. Um dieses Bassin standen vier Pavillons mit vergoldeten Sitzen mit goldgestickten Kissen. Im Garten ringsum waren Rasen angelegt, die mit etwa vierhundert Zwergpalmen bepflanzt waren, deren Stämme von unten bis oben mit geschnitzten Tikholzpaneelen furniert waren. Diese Palmen trugen Datteln natürlicher Größe und hatten durch geschickte Kultivierung jederzeit frische Früchte. In den Beeten zog man köstliche Melonen aller Art.

Innerhalb der Gründe des Tadsch-Palastes lag ein anderer Garten, den uns Masudi in seinen „Goldenen Wiesen" beschreibt. Dieser Garten war bepflanzt mit Orangenbäumen aus Basrah und Oman, wohin sie aus Indien importiert worden waren, eine damals noch vielbewunderte Neuheit in der Pflanzenwelt des nahen Orients. Da sich diese Bäume mitein-

ander verschlingen, sagt Masudi, hängen die Früchte rot und gelb wie Sterne in den Zweigen. Ringsum waren wohlriechende Sträucher und Kräuter gepflanzt, und der Garten war bevölkert mit allen Arten von ausländischen Vögeln.

Keiner der Kalifenpaläste in Bagdad wurde von den zeitgenössischen Historiographen so beschrieben, daß wir uns eine konkrete, anschauliche Vorstellung von seinem Aussehen und seiner inneren Ausstattung machen könnten. Erst die deutsche Ausgrabung der zweiten Kalifenresidenz Samarra rückte sie in unseren Blickpunkt. Der Kalif Mutasim (833—842), der dritte Sohn des Harun-ar-Raschid, beschloß im Jahre 836 die Verlegung der Residenz von Bagdad nach Samarra, einem hundert Kilometer tigrisaufwärts gelegenen Ort, weil die Soldaten der türkischen Leibgarde durch ihre Exzesse in Bagdad unablässig Ärgernis erregten. Mutasim ließ sich dort das Schloß Dschausak erbauen, das mit Wandmalerei reich geschmückt war, und seine sieben Nachfolger bauten andere Paläste und Moscheen, bis der Hof im Jahre 892 endgültig wieder nach Bagdad zurückkehrte. Die Stadt Samarra erreichte also ein Alter von nur sechsundfünfzig Jahren, und alles, was in ihren Ruinen gefunden wird, datiert aus dieser Zeit, ein unschätzbarer archäologischer Vorteil. Die Ausgrabungen haben zwei große Moscheen, mehrere Schlösser und Paläste und zahlreiche Privathäuser der hohen Beamten und Hofgesellschaft freigelegt, die sich dort angesiedelt hatten.

Als Plananlage war das in Samarra ausgegrabene Schloß Balkuwara von den Palästen in Bagdad allerdings verschieden, da es nach dem Muster von al-Hira, dem Lagerpalaste der Lakhmiden, einer vorislamischen arabischen Dynastie im Irak, gestaltet war, als ein annäherndes Mauerquadrat von

mehr als einem Kilometer Seitenlänge, mit drei aufeinanderfolgenden Ehrenhöfen in der mittleren Hauptachse, einem Iwan und einer kreuzförmig gestalteten Thronhalle, von der ein zweiter Iwan (tonnengewölbte Halle) in den am Tigris gelegenen Garten mit Wasserbassin und Bootshafen führte. Zu beiden Seiten des dritten Ehrenhofes und der Thronhalle lagen um zahlreiche Höfe regelmäßig angeordnet die Wohnungen des Fürsten, des Harems und des Palastgesindes. Die Ausstattung des Saales und der Zimmerwände hier und in den Privathäusern bestand aus Stuckfriesen, die nach Art der assyrischen Orthostaten vom Boden bis zu einem Meter Höhe reichend rings um die Zimmerwände liefen. Ihre Ornamentik besteht aus sich nach allen Seiten fortsetzenden, sogenannten „endlosen Mustern“, die beliebig abgeschnitten werden konnten. Zahlreiche Varianten zeigen hier dem Kunsthistoriker die Umwandlung der antiken Lotospalmette in die sogenannte Arabeske. Oft aber waren die Wände darüber auch mit figuralen Wandmalereien oder mit Teppichstoffen und Brokaten geschmückt. Wir hören von Bildteppichen, in die menschliche Figuren, ja ganze Städtebilder eingewebt waren, besonders die beiden heiligen Städte Mekka und Medina. Auch der Fußboden war im Empfangsraum der Reichen, dem Diwan, zuweilen mit kostbaren, figural geschmückten Teppichen belegt. So schildert ein Berichterstatter einen Teppich in einem der Kalifenpaläste in Samarra: ich kam eines Tages in die Säle des oberen Stockwerkes im Kalifenpalaste und fand da ein Gemach mit einem großen persischen Susandschirdteppich bedeckt; vor dem Diwan war ein kleiner Teppich aufgespannt und an der Wand selbst lehnten Polster mit roten und blauen Zeichnungen. Der große Teppich hatte ringsum eine breite

Einfassung von Feldern und in jedem Felde waren Bilder mit persischen Inschriften, die ich lesen konnte. Rechts von dem Ehrenplatze des Diwans war auf dem Teppich das Bild eines Mannes zu sehen, der eine Krone auf dem Haupte trug. Als ich die Inschrift las, sah ich, daß es ein Konterfei des Schiroë war, der seinen Vater (Khosru II.) Parviz (590—628) getötet hatte, dann folgten andere Bilder, aber links vom Ehrenplatze las ich unter einem Porträt: dies ist das Bild des Jazid-ibn-Walid, des Mörders seines Vetters Walid-ibn-Jazid. Auf demselben Teppich war Mutawakkil, der Vater des Muntasir, getötet worden, so daß man, um die Blutflecken zu entfernen, den Teppich waschen mußte. Diese Geschichte gibt einen traurigen Einblick in die Familiengeschichte der Sassaniden und Abbasiden …

Wo bleibt da, mögen viele fragen, das vielgenannte islamitische Bilderverbot? Eine vergleichende Antwort auf diese nicht unberechtigte Frage würde lauten, daß das Bilderverbot in der islamischen Welt ebenso übertreten wurde wie z. B. das Verbot des Ehebruchs. Ausgeschlossen waren Bilder oder Statuen von Moscheen. Im übrigen ist es eine akademisch-theologische Frage, die wir hier umgehen wollen. Mit den Statuen und Bildern aber, die in Bagdad und anderen Städten Iraks zur Kalifenzeit und ganz besonders für die Kalifen hergestellt wurden, könnte man ein Museum füllen. Den Anfang machte der Gründer der Stadt, Al Mansur, mit dem Reiter auf der Kuppel seines Palastes in der Rundstadt, und seine Nachfolger folgten dem guten Beispiel. Wir hörten schon von den zwei Reihen von Reitern im Palaste des Muktadir, die beweglich waren, so daß man glaubte, sie vollführten einen Angriff gegeneinander. Im Hause eines Großen gab es ein Bad

mit silbernen Röhren, die in Gestalt von Vögeln endeten, die, wenn das Wasser herausfloß, sangen; und in der Vorhalle dazu war der Fußboden mit roten und grünen, vergoldeten, „sinnverwirrenden“ Bildern in Mosaik geschmückt. Der Kalif AI Amin ließ Lustschiffe auf dem Tigris bauen in Gestalt von Löwen, Elefanten, Geiern, einer Schlange, eines Pferdes und ließ sie sich viel Geld kosten; sie wurden auch von einem Dichter besungen. Auch die Zelte schmückte man gern mit Figuren, Tieren und Menschen. Viele Schriftsteller erkannten den günstigen Einfluß von Wandgemälden auf die menschliche Natur sehr richtig und fordern sie für Bäder: „Es müssen darin Meisterwerke der Kunst, durch Schönheit hervorragende Bilder sein, wie von Liebespaaren, Jagdgemälde, worauf jagende Pferde und wilde Tiere dargestellt sind, Landschaften von Wiesen und Gärten; denn solche Bilder stärken vorzüglich die animalischen, natürlichen und seelischen Kräfte.“ Oder: „Alle Ärzte, Weisen und Intellektuellen sind darin einig, daß der Anblick schöner Gemälde die Seele erfreut und erfrischt, von ihr die trübsinnigen Gedanken und Einflüsterungen entfernt und das Herz außerordentlich stärkt, indem er die schlechten Gedanken vertreibt.“ Man wird vielleicht über die Kenntnis der optischen Gesetze erstaunt sein, die folgendes Urteil verrät: „Wenn in einem schönen Bilde sich die harmonischen Farben, wie gelb, rot, grün und weiß, mit dem richtigen Ebenmaß der einzelnen Teile einen, so heilt es die melancholische Stimmung und entfernt die an der Menschenseele haftenden Sorgen und den Trübsinn, denn die Seele wird durch den Anblick dieser Bilder verfeinert und veredelt. Gedenke der Weisen vor alters, die das Bad erfanden, wie sie mit ihrem Scharfsinn und

gesunden Verstand erkannten, daß das Bad die Kräfte schwächt, deshalb haben sie als Ersatz dafür vorzügliche Gemälde in schönen, herzerfreuenden Farben bestimmt. Sie teilten sie in drei Teile, nach den animalischen, seelischen und natürlichen Kräften, so daß jeder Teil einer von diesen Kräften entsprach: für die animalischen bestimmten sie Bilder von Schlachten, Jagden und Pferderennen, für die seelischen solche von Liebe und schmollenden Verliebten und für die natürlichen solche von Gärten, schönen Bäumen, bunten Blumen usw.“ Tatsächlich wurde dieses gegenständliche Programm für Wandmalereien auch verwirklicht, wie es das einzige heute noch stehende Bad alter Zeit im Orient, das Jagd- und Badeschlößchen Kuseir Amra zeigt, das sich die omajjidischen Kalifen im achten Jahrhundert östlich von Damaskus in einem zur Regenzeit grünenden Wadi (Tal) der Wüste erbauen ließen. Dort sind eine Jagd- und eine Badeszene, gymnastische Wettkämpfe, Liebespaare, Bäume und Blumen dargestellt und dazu der Beherrscher dieser Welt von Herrlichkeiten, der Kalif Walid, auf seinem Thron sitzend, umrahmt von Himmel, Erde und Wasser, und umstanden von den übrigen Königen der damaligen Welt: ein von einem Hofgelehrten aufgestelltes Programm, das von den Malern genau eingehalten wurde. Kehren wir nach dieser Abschweifung, die eine Vorstellung von der Stellung der Malerei in den Palästen und Bädern von Bagdad, Samarra, Kufa, Basra und vielen anderen Städten des Kalifenreiches geben mag, nach Samarra zurück.

Die zahlreichen Privathäuser, die in diesem islamischen Pompeji, als das Samarra bezeichnet werden kann, freigelegt wurden, geben uns ein anschauliches Bild der Hausplanung

und Wohnkultur. Die Häuser sind nach einem einheitlichen Schema gebaut: ein gedeckter Eingang führt von der Straße in einen geräumigen rechteckigen Hof. An seiner Schmalseite liegt ein ⊥-förmiger Hauptsaal mit zwei kleinen Kammern in den Winkeln zur Aufbewahrung von Matten, Teppichen und Kissen. In großen Häusern lag dahinter ein zweiter Hof mit ebensolchem Saal, der den Frauen als Aufenthalt reserviert war, wenn Sarai und Harim getrennt waren. Es gibt auch Höfe mit zwei gegenüberliegenden Sälen dieser Art, von denen der eine im Sommer, der sonnseitige im Winter benützt wurde, eine Anlage, die bis heute besonders in Ostiran üblich ist. Im übrigen ist der Hof von Wohn- und Wirtschaftsräumen umgeben. Die Häuser haben immer Bäder und Kanalisation, oft auch Brunnen, ferner Kellerwohnräume mit Ventilationskaminen, wie sie bis heute in Gebrauch sind. Diese in Samarra aufgedeckte Wohnkultur läßt bündige Rückschlüsse auf jene in Bagdad zu.

Diese allgemeine Vorstellung wird durch Bemerkungen und Schilderungen der zeitgenössischen Autoren ergänzt. So gibt uns ein Schriftsteller die folgende Beschreibung des Haushalts eines reichen Privatmanns in Bagdad: ich besuchte an einem kalten Wintertage Mohammed Ibn Nasr. Er empfing mich in einem großen gewölbten Saale, dessen Wände durchaus mit roter armenischer Erde gefärbt waren, so glatt, daß sie spiegelten. In der Mitte des Kuppelsaales, der gut zwanzig Ellen breit und ebenso tief war, stand ein riesiges metallenes Kohlenbecken; es hatte zehn Ellen im Umfange. Darin brannten Holzkohlen vom Ghadabaume (ein Wüstenstrauch, der wohlriechende Kohlen gab). In der oberen Ecke dieses Gemaches saß der Hausherr, gekleidet in einen langen

Überrock aus persischem Stoff von Tostar. Der Boden war mit Seidenteppichen belegt. Er ließ mich neben ihm Platz nehmen, aber vor Hitze verschmachtete ich förmlich, so daß ich nur suchte möglichst bald wieder loszukommen in die Kälte, die draußen herrschte. Einige Zeit nachher stattete ich ihm wieder einen Besuch ab; diesmal fand ich ihn in einem anderen Gemache, in dessen Mitte ein schönes Wasserbecken sich befand; am oberen Ende aber war ein Diwan auf dem erhöhten Estrich, und von da aus genoß man durch offene Fenster die Aussicht auf ein Gehege, wo Antilopen sich tummelten, und auf ein Vogelbauer, in dem Turteltauben und andere Vögel ihr Spiel trieben. Ich konnte, sagt der Erzähler, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es sich da so herrlich wie im Paradiese lebe. Da entgegnete er, ich möchte ihm bis morgen Gesellschaft leisten. Ich blieb, und bald brachten die Diener einen Speisetisch aus Onyx, der alles übertraf, was ich je gesehen; in der Mitte stand ein Pokal aus buntem Onyx, an den Rändern mit Gold eingefaßt und mit Rosenwasser gefüllt, daneben stand eine Schüssel mit Hühnerbrüsten, die Schicht auf Schicht pastetenartig angerichtet waren, außerdem befanden sich einige Onyxschüsseln auf dem Tisch, gefüllt mit Saucen und verschiedenen Leckereien; dann servierte man Sanbuse (Krapfen), die noch im Fett schmorten, endlich kamen einige Tassen voll Mandorlate, womit die Tafel beendet war. Nun erhoben wir uns und schritten durch den Vorhang, der den Speisesaal vom Empfangsgemach trennte, hinaus; dort aber stellte man zum Schluß noch eine große Vase aus weißem chinesischen Porzellan vor uns hin, die angefüllt war mit Veilchen und Levkojen, während in der Mitte prachtvolle, duftende syri-

sche Äpfel aufgehäuft waren. Das, sagte der Hausherr, ist unser Morgenimbiß.

So lebten die Reichen. Die Kalifen, wenn möglich, noch besser. Natürlich mästeten sie sich förmlich. Muktafi z. B. aß täglich zehn Gänge, und am Freitag, dem islamischen Feiertag, außerdem noch ein Zicklein und drei süßere Gerichte. Die Kalifentafel war bei festlichen Gelegenheiten prächtig mit Aufsätzen geschmückt, die aus den damals sehr kostbaren Stoffen Ambra und Kampfer bereitet waren; man knetete aus einer solchen Mischung Tier- und Menschengestalten oder Früchte, und deren durchdringender Geruch erfüllte den Speisesaal. Die Tafel war außerdem mit Blumen verziert und der Boden des Gemaches mit Rosenblättern bestreut, ebenso wie die Gäste selbst. In der Mannigfaltigkeit der Speisen leistete man das Unglaublichste, besonders in den süßen Speisen; da gab es ganze Türme und Schlösser, künstlich aus Zucker aufgebaut, als Zierde der Tafel und zur Augenweide der Gäste. Jedes Festmahl ohne Süßigkeiten galt als verfehlt und mangelhaft.

Man verstand, wie wir sehen, in Bagdad zu leben … Es blühten dort auch alle angewandten Künste, Keramik, Glasfabrikation, Textilkunst, Metallarbeiten aller Art und Holzschnitzerei. Ist auch davon nichts in der Stadt selbst erhalten, so kennen wir doch authentische Werke außerhalb, ganz besonders die aus in vielerlei Mustern geschnitzten Paneelen zusammengesetzte Kanzel der Freitagsmoschee zu Kairuan, und dort auch die in die Mihrabwand eingesetzten Lüsterfliesen aus Bagdad, die Zeugnis ablegen für die dort schon im 9. Jahrhundert geübte Lüstrierkunst von glasierten Tonfliesen und Tongefäßen, eine Kunst, die von Bagdad nach Rayy in

Iran verpflanzt wurde und dort sowie in andern iranischen Städten einen großen Aufschwung nahm. Sie verbreitete sich aber auch nach dem Westen und erreichte in Spanien eine große Blüte. Von dort endlich wurde diese Kunst nach Italien verpflanzt.

Der allmähliche Verfall von Bagdad begann schon im 10. Jahrhundert mit dem Aufkommen kleinerer Dynastien in den weiten Provinzen des Kalifats. Eine derselben, die Bujiden, eroberten im Jahre 945 die Hauptstadt und übernahmen dort die weltliche Herrschaft. Sie bauten sich mehrere Paläste, doch litt die Stadt unter den nicht endenwollenden Kämpfen zwischen den beiden Fraktionen des Islams, den Sunniten und Schiiten. Dazu kamen die Kämpfe zwischen Mitgliedern der Bujidenfamilie untereinander, so daß sich der Wesir des Kalifen AI Kaim gezwungen sah, den Seldschukensultan Toghrul zu Hilfe zu rufen. Dieser besetzte die Stadt im Jahre 1055. Die Seldschukensultane residierten aber nie in der Kalifenstadt, die daher nicht mehr ihren Charakter als Residenz des Reiches bewahren konnte. Wohl aber wurde sie auch weiterhin mit Bauten geschmückt. Der berühmte Wesir des Seldschukensultans Malik-Schah, Nisam-el-Mulk, baute dort im Jahre 1065 eine Medresse (theologische Hochschule), die Weltruf genoß und deren Mauern heute noch stehen. Auch die nunmehr auf die geistliche Herrschaft beschränkten Kalifen fuhren fort, Paläste zu bauen. Mustazhir (1094—1118) ließ Ostbagdad mit den Kalifenpalästen mit einer Mauer umfrieden, die bis in das vorige Jahrhundert Bagdad umschloß und wovon Teile noch stehen. Eines der Tore dieser Mauer ist das heute sogenannte Bab-el-talism oder Talismantor, dessen Ausstattung allerdings erst bei der

Restaurierung durch den Kalifen Al Nasir 1221 angebracht wurde. Sie zeigt oberhalb des Einfahrtsbogens eine sitzende menschliche Figur, die zwei symmetrisch gegenständig angebrachte Drachen mit kunstvoll verschlungenen Schwänzen mit beiden Händen an ihren Zungen festhält. Es ist dies eine kosmomagische Gruppe, die in Hunderten von Beispielen und Varianten über die asiatische Welt verbreitet war und auch in der europäischen Kunst des Mittelalters häufig verwendet wurde. Wie der Name sagt, schrieb man ihr eine magisch-schützende Kraft zu.

Im Januar 1258 eroberte der Mongolenkhan Hulagu Bagdad, und der letzte Kalif Mustasim wurde mit den Mitgliedern der Familie getötet. Die Stadt wurde zwar geplündert und in Brand gesteckt, doch gebot hier Hulagu dem Wüten seiner Horden Einhalt, da er diese Stadt nicht wie so viele andere völlig zerstören wollte. Er ließ sogar mehrere Hauptgebäude wiederherstellen. So wurde Bagdad vor dem Untergang bewahrt und lebt als mehr oder weniger friedliche Hauptstadt von Irak bis heute.

ISFAHAN, NISFI DSCHEHAN

„Die halbe Welt“ nannten voll Stolz die Bewohner Isfahans ihre Stadt. Und wenn auch heute dieser Eulogismus zu weit reichen würde, kann man sie mit gutem Recht nisfi Iran, die „Hälfte Irans“, nennen, obwohl sie nicht mehr Residenz ist. Wer Isfahan nicht kennt, kennt das historische Persien nicht. Denn keine iranische Stadt, ja keine Stadt im weiten Reich des Islams, hat das alte Stadtbild so treu bis auf den heutigen Tag bewahrt wie diese. Sie ist das letzte noch bestehende Denkmal des architektonischen Willensaktes eines orientalischen Herrschers, ein noch lebendes, wenn auch spätes Denkmal jener zahlreichen planmäßigen Städtebauten islamischer Machthaber, von denen uns arabische und persische Historiker berichten.

Der Fluß, dem die große Oase von Isfahan und ihre Siedlungen ihre Entstehung verdanken, ist der aus den westlichen Bergen des Bakhtiarenlandes kommende Sajenderud, d. i. der verjüngende, belebende Fluß. Er hat im Lauf der Jahrtausende mit seinen Wassern die von den Bergen herabgeschwemmte Mergelschicht, welche den Boden von Isfahan bedeckt, entsalzt und ihn so fruchtbar gemacht. Mit seinem Grundwasser wird die Ebene bewässert. Mit der nur im Frühjahr bedeutenden Wassermenge des Flusses nicht zufrieden, machten die Sefewiden-Schahs des 16. bis 17. Jahrhunderts, Tahmasp, Abbas der Große und Abbas II., den Versuch, den Karun, den

wasserreichen Nebenfluß des Tigris, durch das Gebirge abzuleiten und dem Sajenderud zuzuführen. Man wollte dies durch einen Tunnel oder einen Bergdurchschnitt erreichen. Allein, die Kräfte reichten nicht aus, um diesen grandiosen Plan, der das Karuntal in Mesopotamien zur Wüste, die Oase von Isfahan dagegen doppelt so groß gemacht hätte, durchzuführen. Aber die Idee schon zeugt für die diesen Fürsten eignende Großzügigkeit. Statt des Karun wurde von Abbas I. ein anderer Fluß, der Mahmud Ker, mittels eines Bergdurchstichs dem Sajenderud zugeführt. Von Getreiden und Früchten gedeiht in dieser Oase alles, was am iranischen Hochland vorkommt, berühmt aber sind die Melonen von Isfahan, für deren Zucht sich der Boden, mit Taubenmist gedüngt, vorzüglich eignet.

Die Stadt wird schon von Ptolemäus als Aspadana erwähnt. Isfahan bedeutet „Heerlager“. Sie entstand aus zwei sehr alten Siedlungen, die, ursprünglich einige Kilometer voneinander entfernt, am Nordufer des Sajenderud lagen, bis sie zu einer Stadt verwuchsen: Tschai hieß die östliche, Al-Jahudijah, Judenstadt, die westliche Siedlung. Letztere entstand nach Mukaddasi (10. Jahrhundert) durch Ansiedlung einer Judengemeinde durch Nebukadnezar. Die andere Version jedoch, nach der der Sassanidenkönig Yezdegird I. (399—421) diese Siedlung auf Bitten seiner jüdischen Gattin gegründet habe, erscheint glaubwürdiger. Den Juden habe es dort gefallen, weil das Klima dem von Jerusalem glich. Die Lage von Tschai, das auch Schahristan (d.h. Stadtgebiet, alte Bezeichnung der Hauptstadt) hieß, ist heute noch durch ein altes Minarett festgehalten, das etwa vier Kilometer östlich vom heutigen Isfahan unmittelbar am Nordufer des Flusses, von einem kleinen Dorf umgeben, als einsames und einziges Zeichen einstiger Macht stehengeblieben ist.

Die Stadt hat sich von der Mongolenzerstörung nicht mehr erholt. Wohl aber erholte sich von dieser Heimsuchung Jahudija, das später den Namen Dschubareh bekam und heute ein großer und der älteste Stadtteil Isfahans ist, zum Teil von Juden bevölkert wie einst. Heute armselig, war es im Mittelalter, nach Schahristans Fall, die City von Isfahan, und zahlreiche Ruinen mit Minaretten sowie die noch stehende, immer wieder erneuerte Freitagsmoschee zeugen für seine einstige Bedeutung, die ihm erst im 16. Jahrhundert durch die Neubauten der Sefewiden genommen wurde.

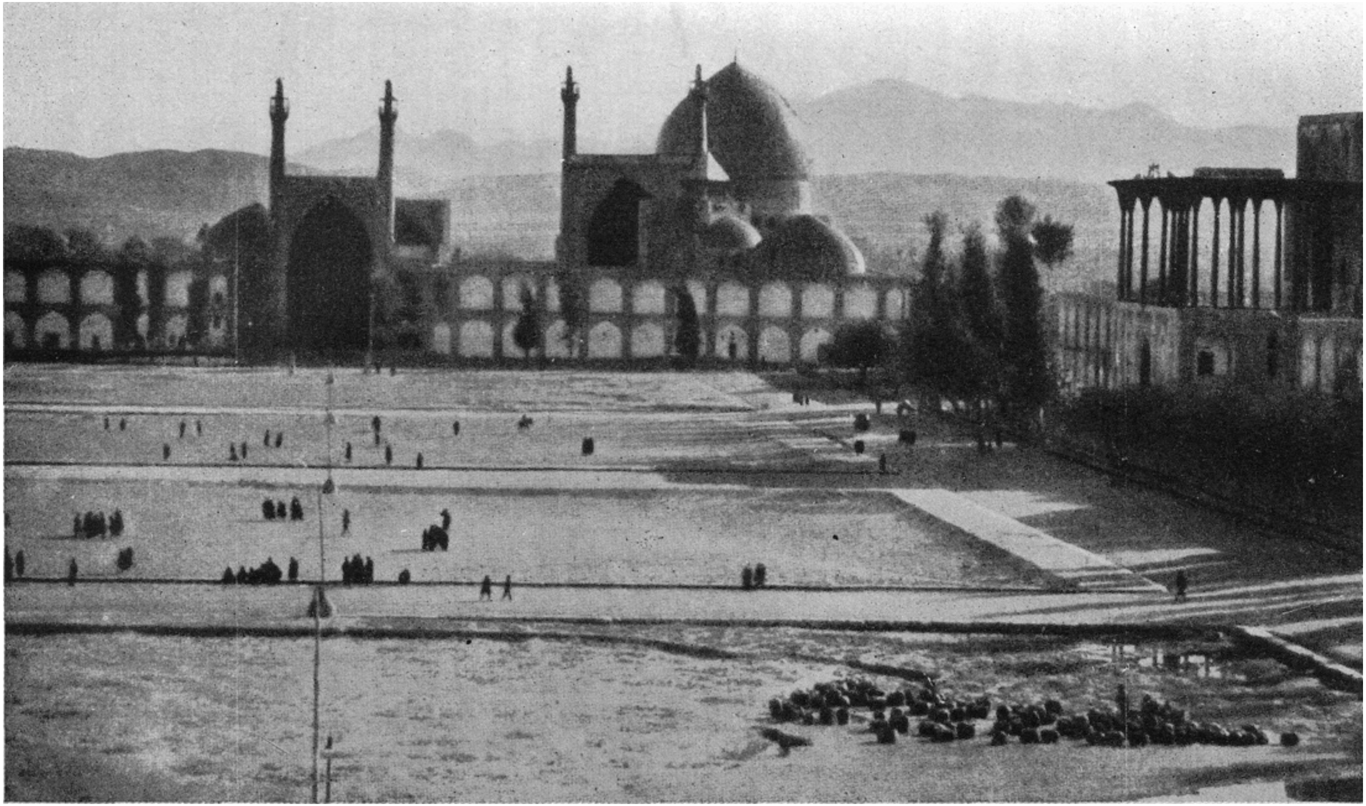
Als Schah Abbas I. der Große im Jahre 1585 zur Regierung kam, vertauschte er die bisherige Residenz der Sefewiden, Täbris, mit Isfahan, das nun an die erste Stelle unter den Städten Irans rückte. Teilt dieser Herrscher sein übertriebenes Mißtrauen mit so vielen Herrschern des Orients, so war er doch einer der tüchtigsten, tatkräftigsten und erfolgreichsten Herrscher Irans. Während seiner fünfundvierzigjährigen Regierung war er stets ebenso kriegsbereit wie für das Wohl seiner Untertanen besorgt. Isfahan ist im Grunde sein Werk. Pietro della Valle, der während der Bauzeit am Hofe Abbas des Großen weilte, schreibt über die Entstehung im Jahre 1617 in einem Briefe:

„ … Ich werde hier bleiben, wie ich jetzt noch hier weile, um zu sehen und mich an Isfahan zu freuen, das eine große, schöne, volkreiche Stadt ist, mit einem Wort, wie ich keine schönere in der Levante gesehen habe, so daß man sagen kann, daß, abgesehen von der außergewöhnlichen Lage Konstantinopels, Isfahan jener letztgenannten Stadt nicht nur in vielen Beziehungen gleicht, sondern sie meiner Ansicht nach sogar noch übertrifft. Was die Ausdehnung anlangt, so wird

jener Teil der großen Stadt, den man eigentlich Isfahan nennt, nicht weniger groß sein als Neapel; aber es gibt andere Teile, die vom gegenwärtigen König um Isfahan gebaut sind. Der eine ist das neue Täbris, hauptsächlich bewohnt von der aus jener Stadt überpflanzten Bevölkerung, und dem der König den Namen Abbas Abad gegeben hat; ein anderer ist das neue Dschulfa, das ausschließlich von den armenischen Christen bewohnt wird, die von Dschulfa in Armenien hierher verschickt wurden, alle dem Handel ergeben und sehr fleißig. Der dritte Stadtteil ist von den Gebern bewohnt, den Anbetern des Feuers. Die Absicht des Königs scheint, wie man schon jetzt urteilen kann, die Vereinigung dieser drei Parteien in Isfahan zu sein, so daß alle vier eine Einheit bilden. Man arbeitet hier mit Eifer, und das Werk ist derart vorgeschritten, daß wenig zu seiner Vollendung fehlt; der König gibt selbst jedem, der es benötigt, Terrain und Geld zum Bauen. Wenn alles vollendet ist, wird Isfahan größer sein als Konstantinopel und Rom.“ Eine von Chardin wiedergegebene Anekdote erzählt von der Art, wie Abbas die finanzielle Mithilfe der Reichen und des Bürgertums zur Ausführung seiner Baupläne zu gewinnen wußte: „Als dieser große König seinen Hof in Isfahan einrichten wollte und den Plan gefaßt hatte, diese Stadt so prächtig auszubauen, wie sie geworden ist, suchte er nicht nur alle großen Herren, sondern auch alle Privaten, von denen er wußte, daß sie reich sind, zum Bau irgendeines öffentlichen Gebäudes als Schmuck oder zum Nutzen der Stadt zu gewinnen. Er hörte, daß dieser (vorher erwähnte) Spezereiwarenhändler sehr reich sei. Er besuchte ihn eines Tages in seinem Laden mit der diesem Fürsten eigenen Vertraulichkeit und sagte zu ihm: ich kenne Euch seit langem dem Namen nach als braven und reichen



Audienzhalle Tschihil Sutun in Isfahan



Der Hauptplatz von Isfahan mit der Moschee des Schah und dem Palast Ali Kapu

Mann. Gott hat Euch ohne Zweifel Eurer Rechtlichkeit wegen mit Glücksgütern gesegnet. Ich wäre sehr glücklich, wenn mich ein so tugendhafter alter Mann adoptieren würde. Ich nehme Euch als meinen Vater; Eure Söhne sind meine Brüder; macht mich mit ihnen zu Eurem Erben, ich werde dafür sorgen, daß sie dadurch nichts verlieren; oder wenn Ihr es vorzieht, laßt bei Euren Lebzeiten ein Gebäude zum Nutzen und zur Zierde der Stadt bauen.“ Der Kaufmann zog das letztere vor und baute eine Karawanserei, die er dem König schenkte, der es seinen Söhnen vergalt.

Von den sechs Gebäudetypen, die der Perser für seine Lebensführung und seinen Komfort benützt, das Haus, das Bad, der Basar, das Teehaus, die Karawanserei und die Moschee, entwickelten sich drei zu Monumentaltypen: Moschee, Basar und Karawanserei. Nach dem Vorhandensein und der Anzahl dieser Gebäude, ihrem künstlerischen und — die Basare betreffend — auch materiellen Wert wird der Ort eingeschätzt. Die alten arabischen und persischen Reiseschriftsteller nennen diese Bauten als Maßstab des Ortes.

Ebenso wie bei uns Rathaus und Kirche als die zwei wichtigsten öffentlichen Bauten meist durch einen Platz isoliert und so räumlich aus der geschlossenen Häusermasse herausgehoben sind, war es die natürlichste Funktion des Isfahaner Meidans oder Stadtplatzes, zwischen den Basaren, dem königlichen Palast und der Moschee ein Raumbecken zu bilden, in dem durchziehende Karawanen, ohne den übrigen Verkehr zu hindern, haltmachen konnten, in dem der kreuz und quer treibende Verkehr einen Sammelpunkt und neuen Ausgang fand, das mit einem Wort die Funktion des Herzens erfüllte, das jedes von Leben pulsierende Gebilde braucht. Er erfüllte prak-

tische und ideelle Forderungen, war volkstümlich und repräsentativ zugleich, diente als Markt-, Polo- und Festplatz dem König und dem Volk. Denn mittels des Torbaues Ali Kapu, auf dessen Terrasse der König Cercle halten konnte, war auch der Zugang zum Palastviertel vom Meidan aus gegeben.

Der Meidan-i-Schah (Platz des Königs, Königsplatz) besteht heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt, ist aber seiner einstigen, gartenmäßigen Ausstattung beraubt, die von zeitgenössischen Schriftstellern geschildert wurde. Er ist ein nordsüdlich orientiertes Parallelogramm von dreihundertsechsundachtzig Meter Länge und einhundertvierzig Meter Breite. Die zweigeschossige Spitzbogenarkadenfront, die ihn einfaßt, ist von Ali Kapu und den Toren zur Moschee und dem Basar belebend unterbrochen. Rund um den Platz lief früher in fünfzehn Meter Distanz von den Fassaden ein gemauerter Kanal mit fließendem Wasser und dazwischen war eine Reihe schattender Platanen gepflanzt. Der Kanal ist längst zugeschüttet, und von den jetzt stehenden Platanen mögen einige ursprünglich sein.

Die Nordseite des Platzes ist durch das hohe Tor in den Hauptbasar und seitliche, über die Arkaden gebaute Galerien monumental geschmückt. Dieser Torbau heißt nach dem dahinter befindlichen Basar der Schneider Kaisarieh. Die Bogenwölbung ist mit einem Schlachtengemälde ausgeschmückt, von dem indessen wenig mehr zu erkennen ist. Die Galerien dienen als Negareh Chane, Musikhalle, wo persische und türkische Musikbanden mit Trompeten und enormen Trommeln zu bestimmten Stunden des Tages und zeitweise auch in der Nacht, ferner bei festlichen Anlässen einen Heidenspektakel machen. An der Ostseite des Platzes liegt das Tor und die prächtige,

fliesenbelegte Kuppel der Moschee des Scheich Lutf-Ullah. An der Westseite bildet in der Mitte ein Riesenportal den Eingang lum großen Basar der Kupferschmiede, ferner liegt hier Ali Kapu, „Das Hohe Tor“. Die Mitte der Südseite bildet das Tor der Großen Moschee, deren Kuppel und Minarete weit über die Nischenfassade, in Farben leuchtend, emporsteigen.

Das Zentrum des Platzes war früher durch einen vierzig Meter hohen Mast markiert, der jetzt verschwunden ist. Wohl über eugen heute noch je zwei dicke, zweieinhalb Meter hohe Marmorsäulen, die in achtzehn Schritt Abstand an den beiden Enden des Platzes stehen, von seiner früheren Verwendung als Poloplatz. Der Meidan diente auch als Markt und war außerdem von Kurzwarenhändlern, Trödlern, Wiederverkäufern und Gauklern angefüllt, zu denen sich die haltenden Karawanen und Passanten gesellten. Abends trieben hier Scharlatane, Marionettentheater, Würfelspieler, Geschichtenerzähler und Prediger ihr Wesen. Bei großen Festlichkeiten und Empfängen sowie für das Pferdepolo, an dem Abbas persönlich teilnahm, wurde der Platz geräumt.

Die Basare Isfahans sind auch heute noch die schönsten und originellsten in ganz Persien. Mag auch der Teheraner Basar reichhaltiger an Waren sein, so reicht doch weder seine bauliche Ausstattung noch die Originalität der Aufmachung an den Basar von Isfahan heran. Das architektonische Schema eines Basars sind zwei sich rechtwinklig kreuzende, gewölbte, lange Hallen, deren Kreuzungspunkt mit einer Kuppel gekrönt ist. Das ist auch der Kern des Isfahaner Hauptbasars. Dieses System wird zur Bildung großer Basare durch Parallelführung und Kreuzung mehrerer Achsen vervielfacht. Die Kuppelvierung ist häufig mit einem Bassin ausgestattet, die Kuppel außen

mit Fliesen belegt. An die Vierungshalle stoßen meist Karawansereien, die Münzen und Banken. Dieser Teil des Basars ist in Isfahan baulich besonders vornehm gehalten und mit Bassins und Brunnen ausgestattet. Im übrigen interessieren die lärmerfüllten Basare der Messing- und Kupferschmiede am meisten.

Es gibt drei Haupttypen des muselmanischen Gotteshauses: die flachgedeckte Säulen- oder Pfeilermoschee, die persische Moscheemedrese und die türkische Kuppelmoschee. Die erstere besteht aus einem Säulen- oder Pfeilerhof, dessen nach Mekka orientierte Seite durch mehrere Säulen- oder Pfeilerreihen zu einer oft recht tiefen, gedeckten Halle erweitert ist, die den versammelten Gläubigen als Andachtsort dient. Dieser älteste Moscheetypus verbreitete sich in den ersten Jahrhunderten des Islams über Mesopotamien, Syrien, Ägypten bis nach dem islamischen Westen, Marokko und Spanien. Mit der arabischen Eroberung fand die Pfeilermoschee auch ihren Weg nach Iran, wurde jedoch hier von einer heimischen Bildung durchsetzt und schließlich völlig unterdrückt. Sie wurde durch den Bautypus der Medrese ersetzt. Medrese bedeutet Schule im allgemeinen, Hochschule für Recht und Theologie im besonderen. Der Bautypus der Medresse entwickelte sich aus dem ostiranischen Wohnhaus, das aus einem offenen Hof besteht, um den die Wohnräume gruppiert sind. Die Anordnung dieser ist symmetrisch: die Mitte jeder Seite wird durch eine nach dem Hof hin völlig offene, spitzbogig gewölbte Halle (persisch Iwan) eingenommen, an deren beiden Seiten je ein bis zwei geschlossene Wohn- oder Wirtschaftsräume liegen. Die quadratische oder oblonge Anlage ist also mit einem orthogonalen Achsenkranz durchsetzt, das sich in den vier Hallen objektiviert. Den gleichen Grundriß, natürlich ins Monumentale gesteigert und

fast immer mit einem Kuppelraum hinter dem Kiblaiwan, der nach Mekka gerichteten Halle, versehen, hat die Medrese, deren Steigerung zur Moschee eine natürliche Folge der mit der theologischen Lehre verbundenen Andachtsübungen war. Es vollzog sich in Persien der umgekehrte Weg wie in den arabischen und türkischen Ländern: hier wurde die Moschee auch als Medrese, dort die Medrese auch als Moschee benützt. Denn in fast allen Moscheen wird oder wurde auch Theologie gelehrt. Der dritte Moscheetypus endlich, der türkische, entstand aus der byzantinischen Kuppelkirche: die byzantinische Hagia Sophia wurde das Vorbild für die großen Moscheen des türkischen Reiches.

Nach dieser Einführung wenden wir uns zu den Moscheen Isfahans. Sie sind, wie alle großen Moscheen Persiens, Moscheemedresen. Die *Masdschid-i-Dschuma* oder Freitagsmoschee, im alten Stadtteil Dschubare, ist die älteste. Ihre Gründung soll auf den Kalifen Al Mansur (745) zurückgehen. In ihrem großen Baukomplex stecken noch Teile der Pfeilermoschee. Ihr heute noch in Benutzung stehender großer Hof mit den Iwanen ist eine sefewidische Gründung. Isfahans größte und prächtigste Moschee aber ist die *Masdschid-i-Schah*, die kaiserliche Moschee, die Schah Abbas der Große ab 1590 erbaut hat. Sie steht im Zentrum der südlichen Schmalseite des Meidan-i-Schah. Es konnte jedoch nur das große Eingangsportal in der Mitte der Platzfront eingebaut werden, die Achse der Moschee mußte von der nordsüdlich orientierten Längsachse des Meidans nach Südwest abgeschwenkt werden, damit die den Endpunkt ihrer Hauptachse bildende Gebetsnische, der Mihrab, die vorgeschriebene Richtung (Kibla) nach Mekka bekam. Dieses kühne Experiment, diese Monumentalisierung

des evangelischen Wortes „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“ kann als klassisches Beispiel der Richtungsautorität gelten, die in der sakralen Architektur des Islams herrscht. Es galt, die strenge, monumentale Geschlossenheit und symmetrische Ponderierung des Riesenplatzes konsequent durchzuführen und gleichzeitig die neue Prachtmoschee der Residenz dem Platz anzugliedern. Die architektonische Tradition kam diesem Experiment entgegen: mittels des hochaufragenden Torbaus, durch den man in den Moscheehof gelangt, erscheint das Gebethaus mit der nötigen repräsentativen Größe und Gewichtigkeit in die rahmende Architektur des Platzes eingestellt, dessen orthogonale Strenge vom hinter den vorgeblendeten Häusermauern halb verschwindenden, eigentlichen Moscheebau kaum gestört wird. Blendarchitekturen sind eine persische Stileigentümlichkeit, die auch die gesellschaftliche Einstellung des Persers auszudrücken scheint. Begegnen sich zwei Perser, so richten sie erst mittels gegenseitiger langatmiger Begrüßungs- und Beglückwünschungsformeln zwei wahrhaft monumentale Torbauten von Höflichkeit auf, um erst nach dieser geistigen Distanzierung zu den geschäftlichen Tagesfragen überzugehen. Hinter diesen Wänden von Konvention verbergen sie ihre nicht immer reine Seele. Die Plananlage der königlichen Moschee besteht wieder aus einem offenen Hof mit vier Iwanen, an die sich drei Kuppelräume anschließen. Der südöstliche, große Kuppelraum ist als Hauptgebetsraum mit einer riesigen, weithin sichtbaren Kuppel gekrönt.

Es ist die Pracht der Mauerverkleidung, durch die sich die persische Moschee über alle anderen Moscheetypen des Islam erhebt. Keine Beschreibung kann den Eindruck der Wirklichkeit ersetzen. Die einzelnen Fliesen, die in unseren Museen zur

Schau gestellt sind, geben zwar wohl die Elemente solcher Dekorationen, aber keinen Begriff von der Wirkung des überaus mannigfaltig variierten Ganzen. Die Dekorierung der Wände mit glasierten Ziegeln und Fliesen ist altorientalische Tradition: in Babylon, Assur und Susa schon waren die Palastwände mit Tieren aus farbig glasierten Ziegeln verkleidet. Seitdem hat diese Verkleidungstechnik im Orient fortgelebt. Sie erreichte in den Bauwerken der Timuriden im 15. Jahrhundert hohe Blüte, höchste Verfeinerung aber unter den Sefewiden. Die kaiserliche Moschee in Isfahan ist eine der prächtigsten Repräsentanten dieser Art. Sämtliche Wände, innen und außen, die Gewölbe, Kuppeln und Minarete sind mit Fliesen überzogen, deren zwei Hauptgrundfarben ein helles und ein dunkles Blau sind. Die Muster, die sich über die blauen Flächen spinnen, sind von scheinbar unendlicher Mannigfaltigkeit. Wiederholen sich auch gewisse Elemente, wie Vasen, Schildpalmetten, Rosetten, bestimmte Blatt- und Blütenformen, immer wieder, so wechselt doch die Kombination dieser Elemente stets, und die Kurven der verbindenden Ranken ändern immer wieder ihre Bahnen und betonen mit ihren Formen oft auch die tektonische Funktion ihrer Träger. Die Moschee hat vier Minarete, deren zwei den Torbau, zwei den Hauptiwan flankieren. Sie durften jedoch ihrem ursprünglichen Zweck nicht dienen, da die Gebetrufer von ihren Spitzen aus in die Haremsgärten des angrenzenden königlichen Schlosses und der umliegenden Privathäuser Einblick gehabt hätten. Hier mußte ein religiöser Brauch der an das Lächerliche streifenden Eifersucht der Perser weichen.

Die zweite Moschee an der östlichen Längsseite des Meidan, *Lutf Ullah*, ist weitaus kleiner, ziert aber den Meidan mit dem prächtigen Rankenmuster ihrer glasierten Kuppel.

Ihr gegenüber erhebt sich *Ali Kapu*, das „Erhabene Tor“, durch das man früher in das kaiserliche Serail gelangte, eine riesenhafte Parkanlage mit Palästen, Wohnhäusern und Magazinen, dessen Umfang auf sechs Kilometer geschätzt wurde. Dieses Torgebäude ist palastartig nach dem Platz zu dreigeschossig, rückwärts fünfgeschossig aufgeführt, so daß es einem riesenhaften Thron gleicht, dessen Rückenlehne der dreigeschossige Aufbau bildet, der noch über die Terrasse emporsteigt. Die Terrasse ist mit einem von achtzehn hölzernen Säulen getragenen, vergoldeten und bemalten Dach überschattet und diente den Herrschern als Talar oder Thronsaal für feierliche Empfänge und Rechtsprechung. Auch konnten von hier aus die am Meidan stattfindenden Polospiele und Aufzüge angesehen werden. Das Gebäude ist aus Porphyr gebaut, die beiden Fassaden mit Fayenceplatten verkleidet, die inneren Räume mit Malereien reich geschmückt. In diesen macht sich ebenso wie in der sefewidischen Keramik und in den Textil- und Teppichmustern ein starker chinesischer Einfluß geltend, der sich sowohl in Einzelmotiven, wie Wolkenbänder, Drachen und Phönixen, als auch in der Umgestaltung der Rankenführung ausdrückt. Der große Reiz der Wandmalereien in Ali Kapu beruht in der Verbindung des chinesischen mit dem persischen Stil. Persische Einzelfiguren und Liebespaare, die in ihrer flächigen und farbigen Behandlung unserem modernen Geschmack in überraschender Weise entgegenkommen, unterbrechen und beleben die mit „Mustern ohne Ende“ übersponnenen Wände. In den obersten Stockwerken befinden sich einige Zimmer mit sogenannten Noguldunwänden. Es sind dies Holzwände mit kleinen Nischen in Vasenform, die der Mauer vorgeblendet werden. In diese

Hunderte von Nischen aller Formen wurden entsprechend geformte Vasen in allen Farben eingestellt, vorwiegend aber blauweiße chinesische Vasen der Mingzeit, und persische, von Chinesen im chinesischen Geschmack hergestellte flaschenartige Gefäße. Man ging soweit, die Vasen auch in den schon fast horizontal geneigten Plafondnischen zu befestigen. Den Gesamteindruck der so geschmückten Räume beschreibt Chardin: „Es gibt nichts Lachenderes und Heitereres als diese Unmasse von Vasen, Schalen, Flaschen von aller Art Formen und Material, aus Kristall, Karneol, Achat, Onyx, Jaspis, Amber, Korallen, Porzellan, Gold, Silber, Email usw. durcheinandergemischt, mit denen die Wand inkrustiert erscheint, und die lose daran sitzen, daß man zu sagen geneigt ist, sie werden herabfallen."

Ali Kapu ist eine türkische Bezeichnung, keine persische, wie es sonst in Iran die Regel ist. Die Erklärung dafür liegt in der Herkunft der Sefewiden aus Ardebil in der nordwestlichen Provinz des persischen Reiches Aserbaidschan mit vorwiegend türkischer Bevölkerung. Am Sefewidenhof in Isfahan wurde türkisch gesprochen, obwohl die Dynastie persischen Ursprungs war. Das arabische Wort für Tor ist Bab. Die Benennung „Das Erhabene Tor“ aber entspricht völlig der symbolischen Bedeutung des „Tores“ in allen seinen Objektivierungen im Orient seit alter Zeit. Schon der Name Babylon besagt nichts anderes als „Tor Gottes“ (assyrisch: bab-ilu, hebräisch: bab-el). Metaphorisch nannte sich der Stifter einer persischen Religionssekte vor hundert Jahren Bab, das Tor. Das Tor symbolisiert den Zweck, dem es dient, weshalb die persischen Moscheetore zumeist besonders monumental geformt sind: als mächtige, senkrechte Wände

wachsen sie bis zu zehn und fünfzehn Meter empor und sind meist mit zwei minaretartigen Türmchen gekrönt. So orientieren sie den Eintretenden auf die besondere Stätte, in die er sich begibt, und stimmen ihn durch ihre Größe auf seine Kleinheit herab. Diese Tore sind Architekturen ohne struktiven Zweck, architektonische Objektivierungen orientalischen Geistes. Sie sind das Stein gewordene „Bismillahi rahmani rahim“, „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers“, der sogenannten Basmala, mit der jede Koransure beginnt, die jeder Gläubige andächtig lispelt, sich dieses geistige Tor aufrichtend, bevor er zu irgendeiner ungewöhnlichen Tat schreitet, und die schließlich in unserem „In Gottes Namen“ ein Gegenstück hat. Aber auch im täglichen Leben war das Tor im Orient ein repräsentatives Gebäude, wo vielerorts und nach uraltem Brauch die Rechtsprechung stattfand, ein Ort für Versammlungen, eine hohe Warte, von der aus man Ausblick nahm. Die altorientalischen Prunktore waren mit Flügeltieren ausgestattet und durch Stufen dem Wagen- und Reiterverkehr entzogen; geheiligt, durften sie auch vom König nur zu Fuß durchschritten werden. Häufig waren sie mit einem Gelaß gekrönt, von dem aus der Herrscher über die Stadt blicken konnte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß auch Ali Kapu durch eine Kette für Reiter und Wagenverkehr gesperrt war. Auch die Könige durchschritten das Tor zu Fuß. Ali Kapu war überdies ein Asyl für Verbrecher und Flüchtlinge, und zwar existierten für Männer und Frauen zwei separierte Gärten mit je einem Pavillon, wo sie wohnen konnten. Nur der Schah konnte den Flüchtling aus dem Asyl ausweisen, und auch er nur indirekt, indem er verbot, daß ihm ferner Speisen gereicht werden.

Mitten im Serail, in das man durch Ali Kapu gelangen konnte, liegt in einem großen Park der „*Tschihil Sutun*" oder „Vierzig Säulen" genannte Palast. Von Schah Sultan Husein (1694—1722) nach dem durch einen Brand zerstörten ursprünglichen Bau von Schah Abbas wieder aufgebaut, besteht dieser Palast aus einer Terrasse, deren Holzdach von achtzehn Holzsäulen getragen wird (der Name „Vierzig Säulen" entspricht einer im Orient konventionellen Übertreibung), aus dem dahinterliegenden, nach der Terrasse mittels zwei Säulen frei sich öffnenden Thronsaal, der von zwei oblongen, tonnengewölbten Räumen flankiert wird, und aus einem großen, quer zur Hauptachse liegenden, mit drei flachen Holzkuppeln gedeckten Saal, der nördlich und südlich von offenen Terrassen gerahmt ist, und zu dem nördlich eine von zwei quadratischen Räumen flankierte Eingangshalle führt. Dieser Grundriß ist mit den Plananlagen der alten achämenidischen Paläste in Pasargadä und Persepolis verwandt und wohl eine gewollte Nachahmung jener. Trotz der scheinbar klar organisierten Anlage ergeht es dem Besucher dieses Gebäudes sonderbar: er wird beim Durchschreiten der Räume desorientiert. Es erklärt sich dies aus der Agglomerierung von gegensätzlich orientierten Räumen bei völlig symmetrischer Ausstattung der Räume und Terrassen. Der Tastsinn erlebt in knapper Folge Drehungen um neunzig Grad und verliert so die Orientierung. Objektivierungen dieser Art sind nicht nur für Paläste und Wohnhäuser, sondern auch in der Ornamentik, Literatur und vielen Lebensäußerungen der Perser üblich. Es gibt persische Sprichwörter, die trotz ihrer zwei Zeilen eine derartige Verschachtelung und Wortspielerei enthalten, daß man erst nach aufmerksamer Analyse ihren

Geist erfassen kann. Der Zweck des Tschihil Sutun war ein rein repräsentativer; er diente für feierliche Audienzen und Versammlungen; er war Rahmen für das Erscheinen der Majestät. Selbst annähernd im Zentrum des Parks gelegen, bildete der für den Thron bestimmte Raum, der Iwan-i-nischin oder Schahnischin (Sitzhalle) das Zentrum des Palastes, wenn man von der Säulenterrasse absieht. Hier war der Thron für den Schah aufgestellt.

Die dekorative Ausstattung des Raumes bot das, was in Persien damals und noch heute als Kostbarstes und Schönstes für Innenausstattung galt, nämlich Spiegelmosaik. Der Mauersockel ist bis eineinhalb Meter mit Yesder Marmorplatten belegt, die mit Rauten und Blumensträußen bemalt sind. Darüber setzt das auch heute noch gut erhaltene „Ainehkari", das Spiegelmosaik, an. Es wird gebildet aus mosaikartig zusammengesetzten, in vergoldeten Stuckrahmungen gebetteten facettierten Spiegeln. Auch die Plafonds des Schahnischin und der Thronhalle sind mit Spiegeln in polychromer Rahmung belegt, während die Kassettendecke des Terrassendaches mit geometrischen Mustern bemalt ist. Prächtig ist der Deckendekor im großen Saal, der mittels Lackmalerei auf Papier, eine ebenfalls sehr beliebte Technik der Wandverkleidung in Iran, hergestellt ist. Päonienartige Blüten, durch Ranken verbunden, Vasen, Wolkenbänder und Tiere auf blauem und grünem Grunde bilden auch hier das Muster. An den beiden Langwänden sind je drei Tafelbilder mit persischen Historien angebracht. Eines dieser Bilder stellt den an den Sefewidenhof nach Täbris geflüchteten indischen Prinzen Humajun mit Schah Tahmasp bei einem Bankett im Jahre 1543 dar. Die beiden Fürsten sitzen auf einem Dais oder Podium,

auf dem Metallgefäße und Früchte serviert sind; um sie gruppieren sich die Leibwachen, Falkenträger, Musikanten und Gäste. In der Mitte des Vordergrundes führen zwei Mädchen einen Tanz auf.

Es ist indessen nicht die dekorative Ausstattung des Pavillons, die ihn über andere Bauten hinaushebt, denn sie ist nicht vereinzelt und auch in den Häusern der Reichen zu finden. Die künstlerische Bedeutung dieses Baues liegt in seiner Einordnung in den Raum des Gartens und in der Überleitung vom Garten zum geschlossenen Raum durch die von Holzsäulen getragenen Terrassen. Der Palastpavillon, wie man ihn nennen könnte, ist klein im Verhältnis zum großen Garten, und er ist seinem Plan untergeordnet. Man darf nicht vergessen, daß das Gebäude früher mit einem schmalen Wasserkanal umgeben war, aus dem Fontänen sprangen, und daß noch in der Säulenhalle und in der Thronhalle je ein Bassin mit Fontänen erfrischten. So setzte sich der Garten in das Gebäude hinein fort bis vor den Thron des Herrschers: ein Anlageplan, der bekanntlich heute im modernen Wohnhausbau der Le Corbusier, Mies van der Rohe und vieler anderer entwickelt wird. Der Thron mit der großen rahmenden Spiegelnische dahinter war der Endpunkt einer langen Gartenperspektive, wie anderseits der quergelegte Saal dahinter auch als Durchgang von einer Seite des Gartens zur andern aufgefaßt werden kann und auch architektonisch so graduiert ist. Die Architektur des Gebäudes ist also mit der des Gartens eng verbunden, beide sind zu einer Einheit verwachsen, und zur Vollendung gehört noch ein Drittes, nämlich die architektonische Gruppierung des Hofes mit dem thronenden Schah als Krönung und Ziel des Ganzen. Diese

Dreiheit hat gewiß eine vollendete, künstlerische Einheit gegeben, wie es auch der Augenzeuge Chardin in seiner Beschreibung einer Audienz eingesteht: „Man könnte sich keine pompösere Audienz vorstellen als die, welche der Perserkönig in diesem Saal abhält. Der Thron des Königs, der wie ein kleines Ruhebett ist, ist mit vier großen perlen- und edelsteinbesetzten Kissen bedeckt. Kleine weiße Eunuchen von wunderbarer Schönheit bilden einen Halbkreis um ihn; vier oder fünf andere größere Eunuchen stehen dahinter und halten des Königs reiche und glänzende Waffen. Die größten Herren des Staates stehen zur Seite des Thrones. Die nächsten im Rang stehen auf der zweiten Plattform. Die vornehme Jugend und alle die, welche nicht das Recht haben, am Cercle teilzunehmen, stehen mit der Musik unten am Vorplatz; und die diensthabenden Offiziere stehen, dem Auge des Königs erreichbar, im Garten."

Von den übrigen Gebäuden des königlichen Hofes, Pavillons, Harems, Logierhäuser, Gartenhäuser und Magazine stehen heute nur mehr einzelne, die für uns belanglos sind. Es gab und gibt jedoch außerhalb des Palastbezirkes dem Tschihil Sutun verwandte Bauten, die vom gleichen Geiste getragen werden. Eine solche Anlage war die Sommerresidenz Abbas' II. am südlichen Ufer des Sajenderud, nahe dem Brückenkopf des Pul-i-Dschubi, einer Ziegelbrücke von vierzehn Bogen, deren Wasserleitung Sadetabad oder die „Wohnung des Glücks", wie die Sommerresidenz hieß, mit Wasser versorgte. Ihre beiden Hauptgebäude waren Aineh Chane, der Spiegelpavillon, und Heft Dest, die. sieben Abteilungen, d. i. der Harem des Schahs. Das Ufergelände war mit Gärten besetzt und durch Sperrung der Schleusen der nächsten Brücke

Pul-i-Chatschu ließ der Schah das Wasser stauen, bis es den Sockel des Spiegelpavillons umspülte, um dann mit seinen Frauen in Booten zu fahren und nächtliche Illuminationen zu inszenieren. Von dieser ganzen Herrlichkeit steht heute nichts mehr als ein paar formlose Mauerreste. Aineh Chane hatte – wie alte Abbildungen zeigen – große Ähnlichkeit mit Tschihil Sutun, mit dem es ja auch die Bestimmung des Säulensaales als Audienzhalle teilte.

Ein Bau dieser Art, der heute noch besteht, ist „*Hescht-Bihischt*“, die „Acht Paradiese“, am äußersten Westende des Palastbezirks, ein Pavillon, der von Schah Suleiman um 1670 erbaut wurde. Dieser Bau ist die vollendetste Gartenarchitektur, die sich denken läßt. Er krönt mit seiner Kuppel das Zentrum der beiden sich kreuzenden Pappelalleen, deren ostwestliche durch Wasserbassins und die Freitreppen, die auf die Plattform führen, als Hauptzugang betont wird. Ideell ist der Pavillon ein Quadrivium, dessen Voraussetzung der Park ist, dessen Perspektiven er mit seiner Durchsicht rahmt und künstlerisch steigert. Die Wohnräume, einst für die Frauen des Schahs bestimmt, sind zweigeschossig in die vier Eckpfeiler verlegt. Die Kuppelhalle war früher mit historischen Fresken geschmückt. Die weitere Beschreibung möge ein Augenzeuge vollenden: „Das Sommerhaus in der Mitte ist von zwei Kanälen gegrüßt, in welchen Schiffe und Boote für Seeschlachtspiele liegen. Schwäne und Pelikane finden hier ihre Zerstreuung. Das Sommerhaus ist völlig aus poliertem Marmor gebaut, die Kuppel ist mit Gold dekoriert, auf den Mauern sind die berühmten Taten ihrer Herren gemalt. Das Bassin in der Mitte (unter der Kuppel) ist ganz aus Silber.“ Chardin ist von dem Platz entzückt, was bei seinem ruhigen,

sachlichen Urteil um so schwerer wiegt. Trotz seiner Verwöhntheit durch die architektonische und künstlerische Prachtentfaltung am Pariser Hof gesteht er, diese Plätze sind, „obgleich in gewisser Hinsicht nur etwas größere Kartenhäuser, nichtsdestoweniger lachender und angenehmer als unsere prächtigsten Paläste".

Von den Anlagen jenseits des Flusses führt, genau in der Nordsüdrichtung angelegt, über eine prachtvolle Brücke, eine mehrere Kilometer lange Allee in das Zentrum der Stadt. Von dieser „*Tschehar Bagh*" (Vier Gärten) genannten Kunststraße existiert jetzt nur mehr die nördliche Hälfte, von der Brücke an in das Stadtzentrum. Ein degenerierter Kadscharensprößling, der älteste Sohn des Nasr-eddin-Schah, hat als Gouverneur von Isfahan aus Eifersucht auf den Glanz der einstigen Residenz der Sefewiden alle Anlagen jenseits des Flusses zerstört und auch diesseits, in der Stadt selbst, zahlreiche alte Platanen beiderseits der Allee fällen lassen. Von ihrer einstigen Schönheit gibt uns wiederum Chardin ein gutes Bild: „Die Ränder des Kanals, der in der Mitte von einem Ende bis zum andern läuft und die aus Quadern bestehen, sind neun Zoll hoch und so breit, daß auf jeder Seite zwei Reiter nebeneinander darauf reiten können. Die Ränder des Bassins haben dieselbe Breite und die Trottoirs zu Seiten der Allee zwischen den Bäumen und den Mauern sind ebenso hoch, doch breiter. Die Flügel dieser reizenden Allee bilden schöne, große Gärten, deren jeder zwei Pavillons hat: einen sehr großen in der Mitte des Gartens, bestehend aus einem nach allen Seiten offenen Saal mit Zimmern und Kabinetten an den Ecken (also ähnlich Hescht Bihischt); den andern über dem Tor des Gartens, offen nach vorne und nach den

Seiten, um die Passanten bequemer betrachten zu können. Diese Pavillons sind von verschiedener Form und Konstruktion, aber fast alle von gleicher Größe und alle bemalt und stark vergoldet, wodurch sie dem Auge einen ebenso glänzenden wie angenehmen Anblick gewähren.“

Das schönste Bauwerk am Tschehar Bagh ist die Medrese des Schahs Sultan Hussein (1694—1722), des letzten Sefewiden, der, glänzender als Bauherr denn als Herrscher, zu schwach war, um dem Ansturm der Afghanen entgegenzutreten, die Isfahan 1722 einnahmen und verwüsteten. Die Medrese ist nach dem stereotypen Plan aller persischen Medresen angelegt: um den oblongen Hof mit dem Wasserbassin vier Iwane mit zweigeschossigen Galeriefassaden mit den Wohnkammern für die Studierenden. Der Hof ist wohl einer der schönsten, stimmungsvollsten sakralen Höfe Irans, denn keiner vereinigt wie er das schöne, gut erhaltene Mosaikfliesenwerk mit den herrlichen, alten Platanen, durch deren dichtes Blattwerk das blaue Email der Wände noch brillanter erscheint, so daß die draufscheinende Sonne ein Licht-und-Farben-Spiel von märchenhafter Wirkung erzeugt. Ein Kanal mit fließendem Wasser durchschneidet den Hof der Länge nach. Im Eingangsportal werden die üblichen Eßwaren und Früchte verkauft, und ein Teesieder liefert das nationale Getränk zum einfachen, aus Reis, Käse, Mast (Yoghurt), Brot und Früchten bestehenden Mahl, das die Leute essen. Unmittelbar neben der Medrese liegt die große Karawanserei Mader-i-Schah, die auf Kosten der Mutter des Schahs gebaut wurde. Ihr Haupteingang liegt nicht am Tschehar Bagh, sondern am Basar. Sie hat zwei Höfe, einen Wohnhof und einen Stallhof. In beiden Höfen sind Bassins mit fließendem Wasser. Die erhöhte Plattform im

Zentrum des großen Hofes dient als eine Art von „Börse“ für die Kaufleute.

Der Tschehar Bagh übersetzt das breite Flußbett des Sajenderud mittels der großartigen Brücke des Ali Verdi Chan, die Isfahan mit der Armenierstadt Dschulfa verbindet. Der Erbauer dieser Brücke war der Generalissimus und besondere Freund Abbas des Großen. Die fast dreihundert Meter lange Brücke ist aus Ziegeln auf einem Fundament aus Kalkstein erbaut und überspannt das Flußbett mittels dreiunddreißig Spitzbogenarkaden von fünfeinhalb Meter Breite. Rampen führen beiderseits vom Straßenniveau zur Brücke, die man auf der Isfahaner Seite durch ein Monumentaltor betritt. Die über neun Meter breite Brückenchaussee ist zu beiden Seiten mit hohen, gedeckten Nischengalerien für Fußgänger gerahmt. In den Ecktürmen führen Treppen auf die Plattformen über den Galerien, die, früher ebenfalls zum Begehen bestimmt, jetzt die Telegraphenleitung tragen. Treppen führen auch hinunter zu einem gewölbten Gang, der durch die Pfeiler- und Bogenmauern gelegt ist. Die Gesamthöhe der Brücke beträgt achteinhalb Meter. Die flankierenden Ecktürme an beiden Enden sind aus Stein gemauert. Es gibt keine andere alte Brücke auf Erden, die diese an Großartigkeit übertrifft, und nur die zweite Sefewidenbrücke Isfahans, der einige Kilometer flußabwärts liegende Puli-Chatschu, kommt ihr an Schönheit gleich, obzwar sie kürzer und konstruktiv einfacher ist. Von der Fortsetzung der Allee des Tschehar Bagh jenseits der Brücke, die Hesar Dscherib (Tausend Äcker) benannt war, ist nur noch die Trasse zum Teil vorhanden. Ebensowenig ist von Ferahabad, dem Lustschloß Schah Sultan Husseins, erhalten, das dort gelegen und durch seine Gartenterrassen und Wasserkünste berühmt war.

Die Armenierstadt *Dschulfa* ist von der Brücke des Ali Verdi Chan etwas südwestlich abgerückt. Die Übersiedlung war eine gewaltsame und nur eben eine der vielen gewaltsamen Verpflanzungen von Bevölkerungsteilen dieses am meisten heimgesuchten Volkes in Westasien. Schon die Sassaniden hatten mit dieser Politik begonnen und, wie bereits erwähnt, wurde die armenische Judenkolonie Yehudija in Isfahan gegründet. Als Schah Abbas I. einsah, daß er die Provinz Armenien nicht mehr gegen die Übermacht der Türken werde behaupten können, beschloß er, seinen Feinden nur das leere Land zu überlassen. An 24.000 armenische Familien wurden mit Gewalt entführt und in die verschiedenen Provinzen des Perserreiches versetzt, wo die meisten mit Mohammedanern vermischt wurden, und ihre Sprache, ihre Religion und ihre Abstammung in Vergessenheit versank. Es mag hier erwähnt werden, daß die Armenier, obwohl ihre Sprache ein Zweig der indoeuropäischen Sprachenfamilie ist, ein sehr gemischtes Volk sind, deren arische Herrenschicht durch Zuwanderungen und Verpflanzungen zahlreicher Völkerstämme überdeckt wurde. Man zählt deren mehr als ein Dutzend; darunter waren auch mehrere Judenverpflanzungen, die bis auf Nebukadnezar zurückgehen, und daraus erklären sich wohl auch die Ähnlichkeiten, die die Armenier mit den Juden charakterologisch aufweisen. Schah Abbas zerstörte die damals blühende armenische Stadt Dschulfa am Araxes, nahe Nakhitschevan, und verpflanzte mit grausamen Mitteln deren ganze Bevölkerung nach „Neu-Dschulfa“, wie er die Kolonie bei Isfahan nannte. Diese war im Jahre 1650 schon 30.000 Seelen stark. Sie hatten sich den Umständen gefügt und dem Handel zugewendet und wurden ein wohlhabendes Gemeinwesen. Mit seinen schmalen, durch Bäume

beschatteten, stillen Straßen bietet Dschulfa dem europäischen Besucher nichts Besonderes mit Ausnahme des neuen Menschentypus, den man hier sieht, mit den in ihre Nationaltracht gekleideten Frauen und Mädchen und der armenischen Kathedrale, deren innere Ausschmückung italienische und persische Dekorationsarten zu einem neuen Ganzen vereint hat.

Bevor wir Isfahan und Iran den Rücken zuwenden, um uns noch weiter nach Osten zu begeben, sei eine kurze Charakterisierung des persischen Volkes angeschlossen, das arischen Ursprungs ist und mit dem wir manches gemeinsam haben. Neben dem persischen gab es seit jeher auch ein starkes türkisches Bevölkerungselement in Iran, das unter dem Sammelnamen Turanier zusammengefaßt wurde.

Der Begriff Turanier ist allerdings kein ethnologischer, sondern mehr ein mythologischer Sammelname der Feinde Irans. Als solcher wurde er von den alten iranischen Nationaldichtern verwendet und ständig von Firdausi in seiner „Königsgeschichte", dem Schahname, verwendet. Diese Turanier waren vornehmlich Nomadenstämme, die Iran mit ihren räuberischen Einfällen bedrohten und heimsuchten. Ein guter Teil davon waren Turkstämme, und solche eroberten Iran auch wiederholt, die Seldschuken, Mongolen und timuridischen Horden. Sie alle brachen von der turanischen Seite, nämlich von Nordosten, über den Oxus herüber in Iran ein. Iran wurde seit den Kalifen tatsächlich mehr von „turanischen" als von iranischen Herrschern beherrscht und turanisch, und zwar turkmenisch, war ja auch die letzte Dynastie der Kadscharen. Turkstämme sitzen heute nördlich der Eiburskette und in Westiran, die Perser in Zentral-, Ost- und Teilen von Südpersien, soweit dort nicht semitische Araber hausen. Isfahan, das die Verbindung zwischen

der Wüste und dem westlichen Bergland herstellt und eine alte Judenkolonie hat, vereinigt alle drei Rassen in seinen Mauern. Der Iranier ist der Gelehrte, Kaufmann, Künstler, der Turanier der Beamte und Krieger. Beide Rassen, den Iranier und den Türken, vereinigt eine Religion — der Islam, aber gerade dieser richtet anderseits auch wieder eine Scheidewand zwischen beiden auf, die Spaltung in Sunniten und Schiiten. Die Sunniten, Bekenner der Tradition und als solche Anhänger der drei ersten Kalifen Abu Bekr, Omar und Othman, waren in Persien in der Minderheit, ihre Anhänger der türkische Teil der Bevölkerung. Persien war vorwiegend schiitisch. Doch war diese Sekte nicht persischen, sondern arabischen Ursprungs und im Irak ebenso wie in Nordafrika verbreitet. Der Schute verweigert die Anerkennung der drei ersten Kalifen als rechtmäßige Stellvertreter Gottes auf Erden und anerkennt erst den vierten Kalifen, Ali, als Blutsverwandten und Schwiegersohn des Propheten und seine Nachkommen als Imame. Als nach der Ermordung Alis im Jahre 661 n. d. Zw. der Syrer Moawija Oberhand bekam und seine Anerkennung als Kalif erzwang, wurde zwar die Schiah oder „Partei" Alis im Irak durch den tatkräftigen Statthalter des ersten Omaijaden, Sijad, noch niedergehalten. Als aber nach dem Tode Moawijas Hussein, der Sohn Alis und Enkel des Propheten von Medina, nach Kufa eilte, um gegen Moawijas Nachfolger Jesid sich selbst zum Kalifen ausrufen zu lassen, und mit seinen Getreuen bei Kerbela durch die Truppen des Kalifen den Heldentod erlitt, kannte die Wut der Schiah keine Grenzen mehr, die „Partei" gewann an Boden, und aus ihr entwickelte sich eine Reichsreligion. Ali und seine beiden Söhne, Hassan und Hussein, wurden die Nationalmärtyrer, die man heute in Iran so oft anruft wie bei uns Jesus und

Maria. Sie gelten als die drei ersten Imame oder Stellvertreter Mohammeds, die noch neun Nachkommen hatten, und man erwartet die Wiederkunft des zwölften, der in einer Höhle bei Samarra verschwunden sein soll, am Ende der Tage. Die Grabmoscheen Alis in Nedschef und Husseins in Kerbela, des siebenten Imams Musa und seiner Tochter Fatime in Kum, endlich des achten Imam Risa in Mesched gelten als die größten Heiligtümer und Wallfahrtsorte der Schiiten. Imam Risa, der auf Befehl des Kalifen Mamun vergiftet wurde, genießt gleich Ali und Hussein als Märtyrer eine ganz besondere Verehrung, und die Gläubigen gebärden sich an seinem Grabe wie wahnsinnig. Aber auch die Grabmoscheen der andern Imame sind geheiligte Wallfahrtsorte, und das Andenken der Verwandten der Imame ehrt man im ganzen Reiche in einer Unzahl von Grabkuppeln.

Diese Imamverehrung ist aber im Grunde nichts anderes als die Verehrung der in der Vorstellung der Perser legitimen Herrscher Irans, also ein Ausfluß des Nationalgefühls. Auch das Grab des Kyros in Pasargadä ist ein Wallfahrtsort. Es ist nur eine natürliche Folge dieses stark ausgeprägten Nationalbewußtseins, daß das Volk seine Geschichte kennt und liebt. In entlegenen Gebirgsdörfern lesen sich die Bewohner Heldengeschichten und historische Begebenheiten vor. Geschichtenerzähler, die besonders das Haus der Sefewiden verherrlichen, sieht man in den Straßen der Städte häufig. Die Perser wissen sehr gut, daß sie eines der ältesten Kulturvölker sind, und ihr Überlegenheitsgefühl über den Europäer wurzelt darin.

Der Perser richtet sich im Geiste die Herrschaft seiner Imame auf und glaubt an die einstige Wiederkehr des zwölften. Er liebt es, im Reiche übernatürlicher Tatsachen zu leben,

dessen Grenzenlosigkeit er gar nicht einzugrenzen sucht. Die Widersprüche gelten ihm nichts. Seine metaphysische Sehnsucht kennt keine Befriedigung. Nicht genug mit seiner Religion, ist er auch begierig, die andern Religionen kennenzulernen. Materielle Güter, soziale Stellung und politische Betätigung sind nicht seine größten Ideale wie bei uns. Deshalb verstehen sich Perser und Europäer schwer. Der Europäer schilt den Perser faul und lügenhaft, weil er ihn nicht versteht: faul, weil er sich nicht zum Sklaven der Arbeit machen läßt, der auf jedes Eigenleben verzichtet; lügenhaft vom Standpunkt europäischer Ethik nicht mit Unrecht. Doch hat es beim Perser auch mit der Lüge seine eigene Bewandtnis. Sie ist eine Nationalgewohnheit, die sich jedoch erst seit der Oktroyierung des Islam allmählich eingebürgert hat. Denn der Islam verbot ihm manche seit Jahrhunderten eingepflanzte Sitte und Gewohnheit, die er nicht völlig ablegen wollte und konnte. Er suchte daher die Vorschriften unter offener wörtlicher Befolgung heimlich zu umgehen. Nach dem Untergang der Sassaniden wurde aus dem Herrenvolk ein Knechtvolk, das seine eingewurzelten Gewohnheiten hinter Falschheit verbergen mußte. Es gibt für dieses Verbergen des inneren geistigen Zustandes, der eigenen Überzeugung, einen eigenen technischen Ausdruck: *Ketman.* Das Ketman ist geradezu eine Wissenschaft geworden, in deren Anfangsgründen schon die Kinder erzogen werden. Der volkstümlichste persische Dichter, Saadi, lehrt:

„Besser zu gutem Zweck eine Lüge
Als Wahrheit, die üble Früchte trüge."

Von einigen europäisierten Städtern abgesehen, trägt sich der Perser heut wie vor zweitausend Jahren, wie uns ein Blick

auf die sassanischen Felsreliefs lehrt. Dementsprechend dürften sich auch die täglichen Lebensgewohnheiten wenig verändert haben. Eine natürliche Folge dieser alten Kultur ist die *Feinheit der Sitten* und Umgangsformen der Perser, die vom Höchsten bis herab zum Niedersten kaum einen Unterschied zeigt. So wenig wir manchen ihrer Übertreibungen der Höflichkeit zustimmen mögen, sosehr sehen wir auf diesem Gebiet zwischen dem „Asiaten" und dem „Europäer" der mittleren und unteren Klassen einen Kulturabgrund klaffen, der uns staunen macht. Der letzte Diener zeigt dort einen Anstand, die Frau eines Maultiertreibers noch eine Würde des Benehmens und natürliche Grazie der Bewegungen, die bei uns nur in den höheren Kreisen heimisch sind.

Der strenge Nationalgeist, das strenge Beharren bei den nationalen Überlieferungen gilt auch in der *persischen Architektur* als Grundsatz. Alle architektonischen Typen Persiens sind einheimischen Ursprungs. Der Pfeilermoschee stellten die Perser die aus dem chorassanischen Wohnhaus entstandene, persische Medresse als Bethaus entgegen. Die Karawanserei hat ihre Wiege wohl in einer urpersischen, heute noch in Khorassaner Oasen lebenden Siedlungsform ähnlich dem arabischen dar, die aus Reihen von Kuppelhäusern um einen großen Hof, umschlossen von einer Mauer, bestehen — die einfachste Form einer befestigten, gegen außen abgeschlossenen Siedlung. Der Ursprung des Bades, das in seiner einfachsten Form aus zwei angrenzenden, gewölbten Räumen besteht, braucht in der Heimat der Kuppel und des Gewölbes nicht diskutiert zu werden. Die Ruinen sassanidischer Bauwerke zeigen, daß diese Bautypen lange vor dem Islam traditionell waren. Sie zeigen allerdings auch den an Erstarrung

grenzenden Konservativismus der persischen Baukunst. Der Islam betonte die Gleichheit aller Menschen vor Allah, und diese Gleichheit wurde auch in der Plananlage der Moschee bestätigt, in dem Fehlen einer Richtungsautorität mit Ausnahme der Orientierung nach Mekka. In der Moschee herrscht das Nebeneinander, nicht das Hintereinander, die Nebenordnung, nicht die Unterordnung als Grundprinzip: Breiträume, nicht Längsräume nehmen die Gläubigen auf. Das Prinzip der Prozession, des repräsentativen Nahens zum — notwendigerweise irgendwie sichtbar vergegenwärtigten — Gott, ist dem Islam fremd, er würde es als Götzendienst verwerfen.

Dieser schöne, im Islam steckende Geist der Gleichheit vor Gott ist der Geist seines Schöpfers, des freien Arabertums. Er war dem seit alters despotisch regierten Persertum fremd. Hier fand ein merkwürdiger Austausch statt. Die Perser gaben ihr altes, dem Despotismus entsprungenes, umständliches Zeremoniell, das nicht religiösen, sondern profanen Ursprungs war, an das junge Christentum ab, dessen reiner Urgeist durch diese Adoption entstellt wurde, und erhielten dafür eine in ihrem Wesen schlichte Religion. So kam es, daß die sakrale Architektur dieses Volkes die Verkörperung einer Gleichheit wurde, die seinen despotischen Traditionen völlig widersprach und der imperialistischen Architektur fremd blieb. In dieser kommt der Geist der Subordination und der Prozession zum Ausdruck. Noch heute naht man sich einem iranischen Machthaber nicht mit schlichten Schritten, sondern wird von einer Eskorte uniformierter Männer unter Anführung eines Obersthofmeisters am Tore des Palastes in Empfang genommen und schreitet nun in der Mitte von zwei Reihen langsamen Schrittes durch den Hof und mehrere Gemächer zu

ihm. Diese Prozession entspricht etwa der des katholischen Bischofs, wenn er von seinem geistlichen Stab zum Altar geleitet wird. Die oben beschriebene Anpassung also des Islam an den persischen Nationalcharakter fand in der Architektur nicht statt, und es war dem arabischen Islam vorbehalten, auf persischem Boden eine sakrale Architektur zu schaffen, die mit iranischen Typen, mit ihren hochstrebenden Iwanen und weithin glänzenden, feierlichen Kuppeln die Gottesidee wahrhaft erhaben zum Ausdruck bringt.

BUDDHISTISCHE HÖHLENTEMPEL

Im Jahre 632 n. d. Zw., dem Todesjahre des Propheten Mohammed, kam der chinesische Pilger *Hiuen Tsiang* auf seiner Reise nach Indien nach Bamiyan. Dieses 2500 m hoch gelegene Gebirgstal in Afghanistan liegt an der Kreuzung zweier Völkerstraßen, deren eine von China über den Pamir und Hindukusch nach Iran, die andere vom Indusland herauf über Kabul nach Balkh zieht. Schon Strabo nannte diese am Wendepunkt der Sprachen, Kulturen und Religionssysteme gelegene Straßenkreuzung den *Kreuzweg Mittelasiens* und die von Indien heraufkommende die *Große Königsstraße.* Nicht nur die Handelskarawanen, auch die Eroberer mit ihren Horden und Heeren, zogen diese Straßen entlang: Kyros, Alexander, die Seleukiden, die Geten, die Chinesen, die Kalifen, Dschingiskhan, Timur, Babar und Nadir Schah.

Der erste große Schicksalsschlag, der das Tal von Bamiyan traf, war der Einbruch des Islams in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, dem die beiden friedlichen Religionen der Zoroastirer und Buddhisten, die dort jahrhundertelang nebeneinander heimisch waren, weichen mußten. Den zweiten und letzten Schlag erlitten Stadt und Land Bamiyan durch den Einfall Dschingiskhans im Jahre 1221. Die Zerstörungswut der mongolischen Horden kannte keine Grenzen: die Menschen, ihre Wohnsitze und ihre Kulturen wurden ausge-

rottet. Von den zahlreichen Klöstern und zahllosen Stupen blieben nur Ruinen übrig.

Zu beiden Seiten des drei Stunden langen Tales von Bamiyan erheben sich wiederholt senkrechte Konglomeratfelsen, deren leichtbearbeitbares Gestein die Bewohner des Tales zur Anlage von Höhlenwohnungen einlud. Sie sind von Höhlen und Grotten durchlöchert, von denen auch viele als buddhistische Tempel ausgestattet wurden. Aus den freistehenden Felszacken meißelte man buddhistische Kolossalfiguren aus, die heute nur mehr in Umrissen erkennbar sind. Doch gab es auch zahlreiche Nischen, in denen Buddhafiguren und Reliefs aller Größen skulpiert waren und von denen Reste noch zu sehen sind. Unter diesen gibt es zwei, die ihrer kolossalen Größe wegen seit jeher das Staunen der Reisenden erregt haben und über die daher auch mehrere Berichte vorliegen, bis sie endlich vor einem Jahrzehnt durch die Expedition der französischen Forscher Godard und Hackin archäologisch erschöpfend beschrieben und publiziert wurden.

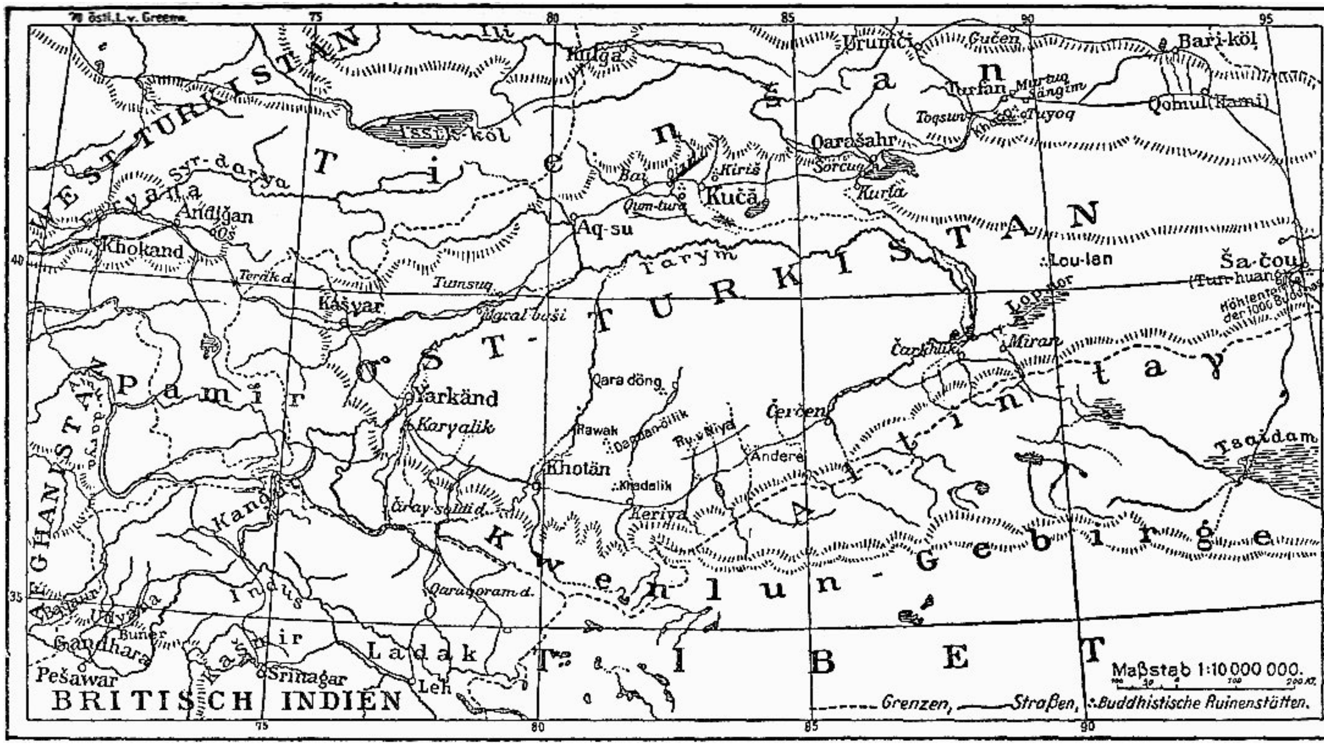
Der älteste und interessanteste dieser Berichte stammt von dem oben erwähnten *Hiuen Tsiang*, der das Tal und seine buddhistischen Bauten und Denkmäler so schildert, wie sie sich in ihrer Blütezeit, noch vor dem Einfall der islamischen Eroberer dem Auge des Reisenden darboten. Er beschreibt *Fan-yenna*, wie er Bamiyan chinesisch nennt, wie folgt: Dieses Königreich ist etwa 2000 Li von Ost nach West und 300 Li von Nord nach Süd groß. Es liegt inmitten der Schneeberge. Das Volk wohnt in Städten in den Bergen und Tälern, je nach den gegebenen Bedingungen. Die Hauptstadt liegt an einem steilen Bergabhang an der Seite eines sechs oder sieben Li langen Tales. Gegen Norden ist sie durch hohe Felsabstürze

geschützt. Das Land produziert Sommerweizen und einige Blumen und Früchte. Es ist geeignet für die Viehzucht und bietet Weideland für viele Schafe und Pferde. Das Klima ist winterlich, und die Sitten des Volkes sind hart und unkultiviert. Die Kleidung wird vornehmlich aus Häuten und Wolle hergestellt, wie sie sich am besten für das Land eignet. Die Literatur, Gewohnheiten und Geld für den Handelsverkehr sind die gleichen wie die im Tocharerlande. Ihre Sprache ist etwas verschieden, aber in ihrer persönlichen Erscheinung gleichen sie einander sehr[16]). Diese Stämme zeichnen sich vor allen ihren Nachbarvölkern durch ihre Religionsliebe aus: von der höchsten Form der Anbetung der drei Juwelen bis herab zur Anbetung der hundert Geister herrschen größter Ernst und äußerste Demut[17]). Die Kaufleute richteten ihr Kommen und Gehen nach den von den himmlischen Geistern gegebenen Vorzeichen; waren diese gut, so handelten sie darnach, waren sie schlecht, so trachteten sie die Götter zu versöhnen. Es existieren dort zehn Klöster und etwa tausend Priester. Diese bekennen sich zum Kleinen Fahrzeug und gehören der Schule der Lokottaravadins an[18]).

Nordöstlich der Residenzstadt des Königs liegt ein Berg, in dessen Steilhang ein aufrechtstehender Buddha von 140 bis 150 Fuß Höhe aufgestellt ist. Sein goldenes Kleid funkelt nach allen Seiten, und sein kostbarer Schmuck blendet die Augen mit seinem Schimmer, östlich davon steht ein Kloster, das ein früherer Herrscher des Landes erbaut hat. Und östlich von diesem Kloster steht eine Figur des Sakya Buddha aus Metall, 100 Fuß hoch. Sie wurde in einzelnen Stücken gegossen und zusammengefügt und so in die fertige Form gebracht, wie sie steht.

Zwölf oder dreizehn Li östlich von der Stadt liegt ein Kloster, in welchem ein Buddha in schlafender Lage sich befindet, wie er in das Nirvana eingegangen ist. Die Figur ist sehr lang.

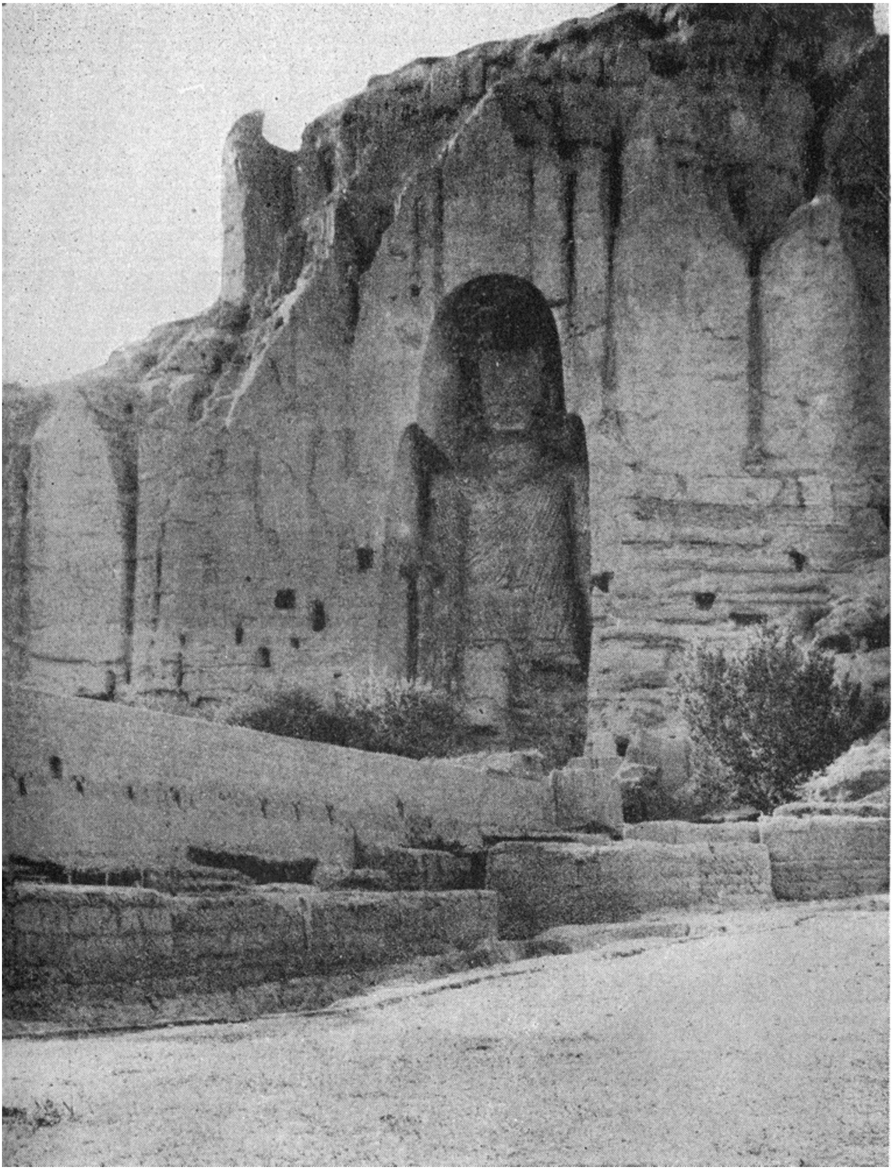
Die Beschreibung der beiden Kolosse von Hiuen Tsang irrt bei dem kleineren von beiden, dem 35 m hohen Shakya Buddha, in der Materialfrage. Beide Statuen sind aus dem Fels gehauen, der kleinere aber hatte ein Kleid aus vergoldetem Metallblech, während das Kleid des 50 m hohen Maitreya Buddha mit einem aus Stuck aufgelegten Sanghati (Mönchstoga) bekleidet war, das ursprünglich gewiß auch farbig gehöht und mit Gold und Juwelen geschmückt war. Um sich die Höhe dieser Statue vorzustellen, die den im Altertum berühmten Koloß von Rhodos um beinahe das Doppelte übertraf, ist es gut, Vergleiche heranzuziehen: sie war etwas mehr als halb so hoch als die Türme der Wiener Votivkirche (99 m). Der obere Teil der Gesichter beider Statuen wurde von mohammedanischen Eiferern abgemeißelt. An jeder Seite der Nischen, in welchen die Statuen stehen, sind Treppen aus dem Fels gehöhlt, welche zur Höhe der Häupter emporführen. Diese Treppen enden oben in Felsgemache, die einst prachtvoll mit Gold und Lapislazuli dekoriert waren. Die Wände beider Nischen sind mit Malereien geschmückt: zu Häupten des Shakya Buddha schwebt die Figur eines auf einem Viergespann stehenden Mondgottes; darunter zieht sich um die Nischenwände eine gemalte Balustrade mit einem sitzenden Buddha im Zentrum und Stifterbildnissen zu beiden Seiten. In der Nischenwölbung des Maitreya, des künftigen Buddha, sind in Medaillons die Vorgänger des Shakyamuni und ihre Dhyanibuddhas dargestellt, darüber blumen-



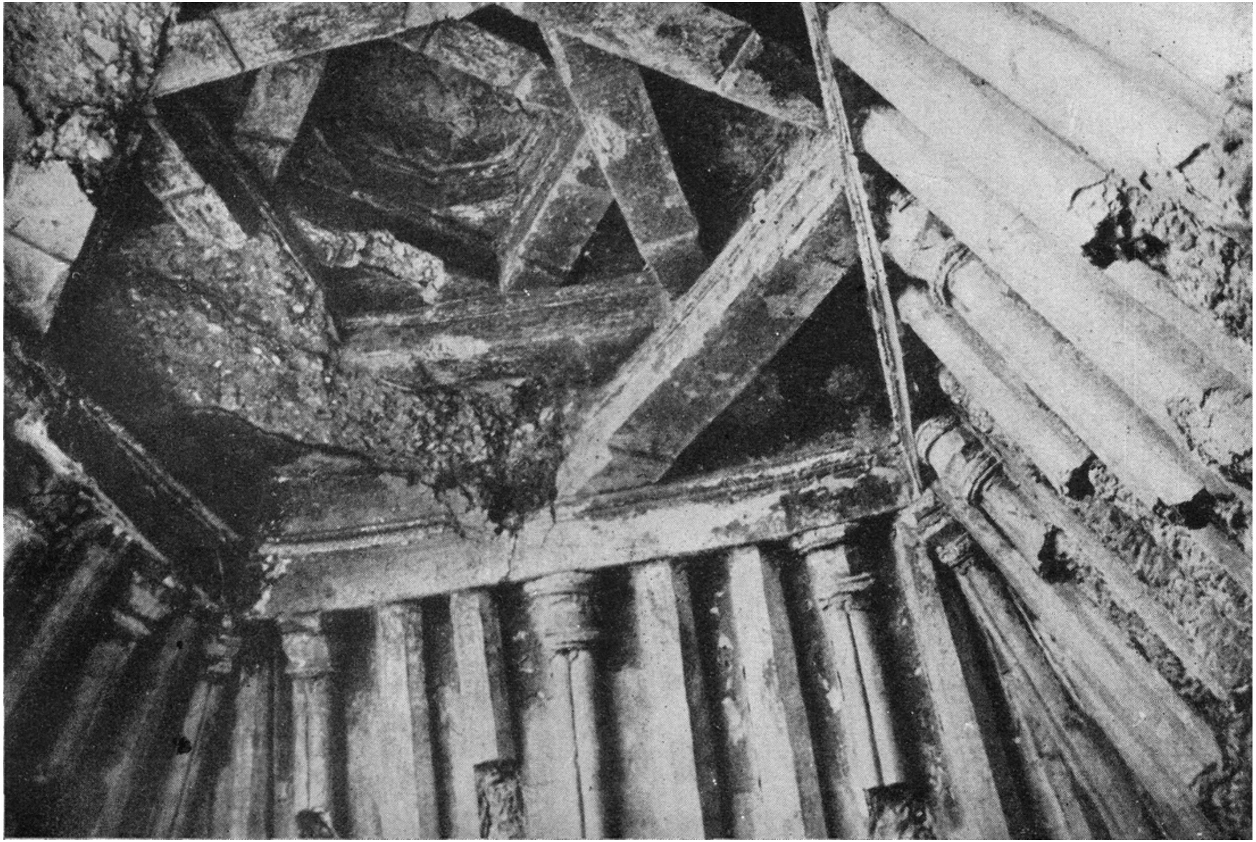
Karte von Ostturkestan (nach A. v. Lecoq)

werfende Genien. Die Datierung dieser beiden Figuren kann zwischen dem zweiten und vierten Jahrhundert angesetzt werden. Zwischen den Beinen des Maitreya führen Felsgänge in weite Grottenräume mit ausgehauenen Kuppeln, deren Steinrippen und Wandpfeiler als Nachahmung einer verschwundenen Holzbaukunst archäologisch von größtem Interesse sind. Zahlreiche Grotten- und Höhleneingänge sind über die ganze Felswand verteilt, die auch außer den beiden beschriebenen Kolossen leere Nischen für andere Buddhas verschiedener Größen aufweist. Die Grotten dienten teils als Kulträume, teils als Versammlungsräume für die Mönche (Viharas) und waren ursprünglich ohne Zweifel entsprechend ausgeschmückt in der Art wie die Grotten im Tarimbecken und in Tun Huang, an der Westgrenze der chinesischen Provinz Kansu, in deren Richtung wir nunmehr den Weg einschlagen.

Nach Überwindung der Gebirgspässe des Hindukusch und der Pamirketten gelangt man in ein abflußloses, allseits von Gebirgen eingeschlossenes Bassin von ungeheueren Ausmaßen, das nördlich von den Ketten des Tienschan, südwestlich vom Karakorum und südlich von den Kuenlunketten begrenzt wird, dem nach seinem Hauptfluß genannten Tarimbecken. Aus den nördlichen und südlichen Gebirgstälern empfängt der im Pamir entspringende Tarimfluß Nebenflüsse, die ihm einige Monate des Jahres Wasser zuführen. Wie in Iran sind auch hier die Gebirgstäler und ihre Ausgänge, soweit das Wasser reicht, fruchtbare Oasen, während das Innere des Beckens mit Sanddünen und Salzwüsten bedeckt ist. Durch dieses Becken führten seit alters zwei wichtige Handelsstraßen, eine nördliche, längs der Abhänge des Tienschan, und eine südliche, längs der Ausläufer des Karakorum und Kuenlun,



Die dreiundfünfzig Meter hohe Statue des Buddha in Bamiyan

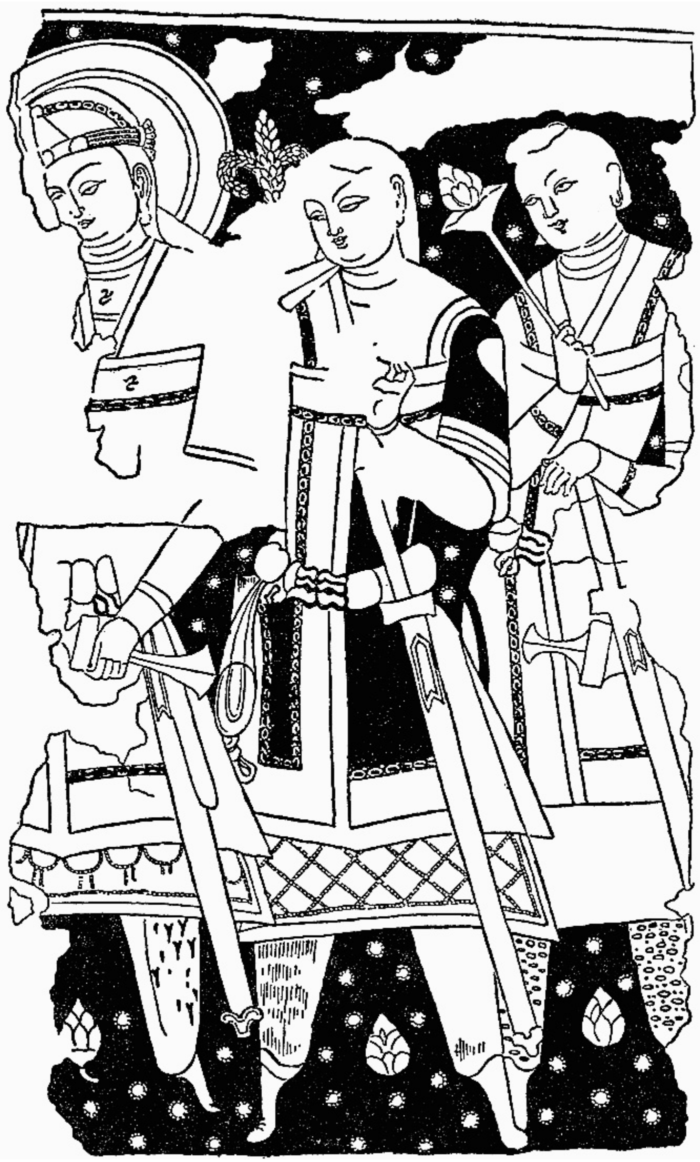


Decke einer Felsengrotte in Bamiyan

auf denen sich der Handelsverkehr zwischen China, Persien, Indien, Westasien und Europa bewegte. Hier liefen zwei Stränge der Seidenstraße, die das Reich der Han mit dem römischen Kaiserreich verband. Auf diesen Straßen wanderte der Buddhismus von Indien nach China und mit ihm die buddhistische Kunst. An der etwa tausendfünfhundert Kilometer langen Strecke von Kaschgar bis zur chinesischen Provinz Kansu liegen oder lagen einst zahlreiche Oasen, von denen mehrere nicht nur Hauptstationen des Handels und Verkehrs, sondern auch Kultzentren des Buddhismus waren. Tausende von Höhlen und Grotten wurden hier in die leicht höhlbaren Lößwände an den Ausgängen der Gebirgstäler bis hoch über der Talsohle angelegt und viele von ihnen mit figuralen Malereien geschmückt, von denen durch die Expeditionen der beiden Forscher Grünwedel und von Lecoq zahlreiche Wandbilder abgelöst und nach Berlin in das Museum für Völkerkunde transportiert wurden, wo wir diese Kultur und Kunst nun ohne Mühen studieren können. Die Wandmalereien dieser Lößgrotten illustrieren Szenen und Legenden aus dem Leben Buddhas und buddhistischer Heiliger. Als fromme Stifter solcher Kultstätten erscheinen blonde und blauäugige, ritterlich gekleidete Männer, Angehörige des Volkes der indogermanischen *Tocharer*.

Dieses von den Chinesen *Yuetschi* genannte Volk drang im 3. Jahrhundert v. d. Zw. erobernd in Kansu, der Westprovinz von China ein, wurde aber um 176 v. d. Zw. von den türkischen Hunnen wieder vertrieben. Die Tocharer zogen dann am Nordostrande des Tienschan nach Westen, drangen in Baktrien ein, stürzten 135 v. d. Zw. das griechisch-baktrische Reich und ließen sich in der Landschaft Gandhara

(Kandahar) am Kabulflusse und den Quellflüssen des Hilmend nieder. Purushapura, das heutige Peschawar, machten sie zur Hauptstadt. Um 120 n. d. Zw. dehnte ihr König Kanischka seine Herrschaft auch über den Westen Ostturkestans aus, wo ihre Bildnisse in den buddhistischen Höhlentempeln aus den nächsten Jahrhunderten von ihrem Aussehen Kunde geben. Dieser, erst von Lecoq auf Grund der Funde in den Tarimoasen „*Tocharer*“ getaufte indogermanische Stamm, den die Inder *Kuschan* nannten, scheint mit dem skythischen Volk identisch zu sein, dessen Grabhügel, die in Südrußland Kurgane genannt werden, den Nordrand des Tienschan entlang, bis in die Dsungarei hinein reichen, auf ihrem Gipfel eine rohe Steinfigur tragen und in ihrem Inneren Gegenstände einer Bronzekultur bergen, wie sie in den skythischen Grabhügeln der Krim gefunden wurden. Diese Tumuli bezeichnen also wohl den Weg, auf dem die gleichen skythischen Reitervölker nach China vordrangen, die sich nach ihrer Rückflutung in Baktrien und Gandhara niederließen. Dieses neue Herrenvolk übernahm in den eroberten Gebieten mit dem Buddhaglauben die hellenistische Kultur des unterworfenen gräkoiranischen Mischvolkes, und so entwickelte sich um den Beginn unserer Zeitrechnung in Gandhara durch die Vermischung der einst von griechischen Kolonisten eingeführten hellenistischen Kunst mit dem neuen Glauben und seinem andersgearteten Darstellungsbedürfnis eine Kunst, die treffend „Buddhistische Antike“ genannt wurde, eine Parallelerscheinung zur christlichen Antike in Europa. Die Gestalten der klassischen Mythologie, die Apollo und Dianastatuen, die in die Toga eingehüllte Gestalt des Rhetors und Philosophen, die Göttin mit dem Füllhorn, der vom Adler emporgetragene Ganymed und die siegkün-



Stifterbild aus der Mayahöhle in Qizil, Oase von Kutscha in Ostturkestan
(nach A. Grünwedel)
Museum für Völkerkunde in Berlin

denden Nikefiguren erscheinen alle wieder in buddhistischer Umdeutung und neuer Benennung. Die Haupt- und Zentralfigur der gesamten buddhistischen Kunst allerdings, der sitzende Buddha, ist ein rein indisches Produkt, nämlich der in der Meditationsstellung sitzende indische Yogi, den der Buddhismus in kristallklarer Form monumentalisierte. Es hatte jedoch der hellenistischen Anregung bedurft, um das Wagnis der Darstellung des Erleuchteten überhaupt zu ermöglichen. Jahrhundertelang hatte man sich davor gescheut, wie uns die seltenen buddhistischen Denkmäler, die Stupas des 2. und 1. Jahrhunderts v. d. Zw. zeigen.

Die Entdeckung von Bildern der indogermanischen Träger dieser Kunst mitten in Zentralasien durch Professor A. von Lecoq in den Kuithöhlen der Oase von Kutscha war gewiß einer der größten Freudentage dieses Forschers: „Unvergeßlich wird mir der Eindruck bleiben", so schreibt er, „den die Stifterbilder der tocharischen Fürsten gewährten, als ich ‚zum ersten Male in der Oase von Kutscha einen ihrer verschütteten Tempel öffnete und betrat. Denn während die Ritter und Fürsten, die in den Tempeln der Oase von Turfan ihr Porträtgemälde hinterlassen haben, in Gesichtszügen und Tracht durchaus ihre asiatische Abstammung und Kultur verrieten, sah man sich hier vor Bildern, die auf das lebhafteste an Darstellungen aus der europäischen Ritterzeit gemahnten: im unsicheren Glanz der Lichter standen dort, anmutig sich auf den Zehenspitzen wiegend, die Herren in ihren prachtvollen Waffenröcken, die langen, metallenen Schwerter mit Kreuzgriff am metallenen Rittergurt. Neben ihnen die Damen in kostbaren Gewändern, dem ausgeschnittenen, schellenbesetzten Mieder und langem Schleppenrock, den Körper leicht vor-

gestreckt in jener eigentümlichen Haltung, die auf europäischen Frauenbildern bis in die neuere Zeit wiederkehrt."

Was taten, wie lebten diese vornehm aussehenden rotblonden, blauäugigen Indogermanen vor anderthalbtausend Jahren in den Oasen des Tarimbeckens? Darüber gibt uns keine Literatur Auskunft, nur das Land selbst ermöglicht Schlüsse, und die Wandbilder schildern ihr Aussehen, freilich nur einen Typus, keine individuellen Bildnisse, denn die Köpfe wurden mittels Patronen an die Wände gemalt und die Einzelpersonen nur durch die dazu vermerkten Namen gekennzeichnet. Auch zeigen uns die Wandmalereien die Vertreter dieses Herrenvolkes zumeist nur im Dienste des buddhistischen Kultes, als Stifter von Tempeln und Verehrer der Kultbilder, aber auch als Krieger im Harnisch. Das Land jedoch, das ihre hörigen Bauern bebauten, hat sich seit ihrer Zeit in seinem Aussehen kaum geändert, und seine Beschreibung durch von Lecoq gibt uns ein anschauliches Bild der Stätten ihres Handels und Wandels, der fruchtbaren Oasen, die den nordiranischen jenseits des Pamir völlig gleichen.

„Am Rande der Wüste erhebt sich das Terrain und besteht hier in der Hauptsache aus reichem Lößboden. Der Lebensspender Ostturkestans, der Tarimstrom mit seinen Nebenflüssen, durchfließt in ungeheurem Bogen dies Lößgelände und die zahllosen Bewässerungsgräben, die die fleißigen und geschickten Bauern kunstvoll aus freier Hand anzulegen verstehen, verwandeln wie durch einen Zauber das trostlos öde Land in einen wundervollen reichen Garten. Hier stehen Gehölze von Eleagnusbäumen, die im Frühjahr mit dem schweren süßen Duft ihrer schwefelgelben Blütendolden, besonders in der Nacht, die Landschaft weithin erfüllen. Hier findet man

herrliche Fruchtgärten voll von Pflaumen-, Aprikosen-, Pfirsich-, Maulbeer- und Granatbäumen, denen sich in manchen Gegenden die Walnuß und eine saftreiche Birne hinzugesellen. Auf weiten, gut gepflegten Feldern stehen unglaublich reiche Ernten von Mohrenhirse, Mais, Reis, vortrefflichem Weizen, Krapp, Baumwolle, hier und da auch Kartoffeln, neben Rüben, Alliumarten und Zwiebeln.

Mit besonderer Kunst wird an passenden Orten die Weinrebe gepflegt, die viele Arten der köstlichsten, oft riesengroßen Trauben trägt. Wegen der zwar kurzen, aber oftmals sehr kalten Winter zieht man die Reben in Reihen an Gräben, in die man Winters die Stöcke herunterbiegt und mit Erde bedeckt.

Das Hauptobst aber ist die Melone, die in zahllosen, immer süßen und würzereichen Abarten in ungeheuren Mengen ziemlich mühelos gezogen wird, und während des ganzen Jahres ein Hauptlebensmittel der Landesbewohner bildet. Weniger gut ist die Wassermelone, die in zwei Abarten, rotfleischig und gelbfleischig, gezüchtet wird.

Weide, Pappel und Maulbeere sind die häufigsten Bäume. Seltener ist die prachtvolle, kugelförmig wachsende Ulme, deren Schatten dem von Sonnenglut ermatteten Reisenden die angenehmste Erholung spendet. Dieser Baum verdankt seine schöne Form einer Veredlung durch Pfropfung.

In diesen Wundergärten, den Oasen, liegen die Dörfer und Städte, zuweilen auch einzelne Höfe der Einwohner. Meist sind es ärmliche Häuser, bei den Wohlhabenden aber findet man behagliche Räume persischer Bauweise, mit guten Kaminen versehen und oft mit geschmackvollen Malereien verziert. Aber alle diese Oasen sind durch Wüsteneien voneinander getrennt, und zwar gibt es außer der trostlosen und ge-



Stifterbild aus der Mayahöhle in Qizil, Oase von Kutscha in Ostturkestan
(nach A. Grünwedel)
Museum für Völkerkunde in Berlin

fährlichen Dünenwüste und der gewöhnlichen, baumlosen Steppe noch drei andere Arten der Wüste.

Über endlos anmutende Flächen erstreckt sich das Tamariskendschungel. Die einzelnen Bäumchen bedecken oft eine ebene oder wellige Fläche mit ihren schönen, gefiederten Wedeln — wenn aber Wanderdünen in ein solches Gelände eindringen, sammelt sich Sand und Lößstaub im Gezweige, und um jeden Baum entsteht ein kegelförmiger Hügel, aus dessen Gipfel der Baum, um sein Leben ringend, emporstrebt. In vielen Gegenden steht so Hügel an Hügel, und diese Art Wüste ist wegen mangelnder Übersicht schwer zu durchqueren.

Eine andere Art ist der Pappelwald. Er ist ein Hain aus dünn stehenden Stämmen der Toghrakpappel (P. euphratica), eines seltsamen Baumes, dessen Blätter an verschiedenen Zweigen ganz verschiedene Formen aufweisen. Diese Waldungen finden sich meist in der Nähe von Flußläufen. Oftmals reitet man aber stundenlang durch abgestorbene Gehölze dieser Art: der Fluß hat seinen Lauf verändert, die Vegetation stirbt ab.

Die dritte Art Wüstenei ist die Steinwüste, die sich im Gebirge und am Fuß der Vorberge über weite Strecken ausdehnt. An Stellen, z. B. zwischen Toksun und Karaschahr, füllt eine solche Steinwüste den ganzen Gebirgsweg. Ungeheure Blöcke, kleinere Steinmassen und schließlich mit größeren Steinen durchsetzter Kies machen die Reise in dieser Wüste schwierig; die Pferde verletzen sich leicht an den Fesseln und Hufen, und der mit Salz durchsetzte Staub verursacht, nach Angabe der Einwohner, Schwellungen und andere die Benutzung des Tieres verhindernde Störungen.

Außerordentlich täuschend tritt an manchen Stellen der Wüste die Fata Morgana auf. Die Täuschung ist so erfolgreich, daß Unerfahrene ihr leicht folgen können. Man sieht meist Wasserflächen, deren Ufer mit einzelnen, schattenspendenden Bäumen bestanden sind.

In den Vorbergen der großen Gebirgszüge herrscht eine trostlose Öde. Die Felsen sind oft durch die häufigen Erdbeben zerrissen und in den phantastischesten Formen zusammengehäuft. Kein Baum, kein Strauch weit und breit, kein, Wasser und an vielen Stellen auch kein Tierleben.

Von Vögeln sieht man am meisten Elstern, Krähen und mehrere Arten Würger; Habicht, Wanderfalk, Merlin, Sakerfalk, Sperber und Adler sind häufig; an manchen Orten, z. B. zwischen Kaschgar und Aqsu, wimmelt es im Pappelwalde von Sperlingen, die den unseren ähneln. Fasanen sind bei Maralbaschi gemein; das schöne Rauchfußsandhuhn erscheint in großen Flügen in der Steppe, das Steinhuhn belebt den Rand der Berge, wo auch große Tetraoniden ziemlich häufig sind. Trappen kommen ebenfalls vor, doch sind wir dieses scheuen Vogels nie ansichtig geworden.

Das charakteristische Tier der Ebene ist die Gazelle, ein ziemlich kleines, graziöses Geschöpf mit lyraförmigen Hörnern; sie kommt in großen Rudeln im ganzen Lande vor. Luchs, kleinere Wildkatzen, Füchse und Marder sind gemein. Statt des Hasen sahen wir nur Kaninchen.

Besonders bei Maralbaschi, bei Schicho und Manas und am Lobnor gibt es ausgedehnte Rohrdickichte, welche Fasanen und den scheuen Tiger des Landes bergen. In denselben Gegenden sieht man das Erdreich oft wie mit der Pflugschar umgebrochen; es ist das Wildschwein, welches die Arbeit ver-

richtet und zugleich, obwohl wehrhaft genug, den Tigern und den zahllosen, aber feigen und ungefährlichen Wölfen zur Nahrung dient[19]).“

Die Bewohner dieses Gebietes sind heute nicht mehr Nachkommen jener indogermanischen Tocharer, sondern Osttürken, eine Mischrasse, deren oft europäisches Aussehen auffällig ist und deren oft helle, selbst blaue Augen vielleicht von indogermanischen Vorfahren, mit denen sich die Türken später vermischt haben werden, herstammen. Auch der einst hier blühende Buddhismus wurde im 10. Jahrhundert durch den Islam ersetzt, mit dem auch die westasiatisch-islamische Kultur herrschend wurde. Es ist das Land, in dem die „Samarkand“-Teppiche mit ihren eigenartigen Polygon- und Kreismustern und ihrer von den Persern abstechenden, gelbbraun-blauen Farbengebung hergestellt wurden, ebenso wie die weißen Filzteppiche mit eingestickten Rankenbordüren, alte Hausindustrien, die durch die Berührung mit der westlichen Zivilisation im Schwinden begriffen sind.

Dem Besuch der Höhlentempel seien einige Bemerkungen über den Buddhismus und seinem Gründer vorausgeschickt. Am Fuße des Himalaya in Nepal, wo sich, von Sumpfwäldern umgeben, eintönige Reisfelder dehnen, befindet sich eine Inschrift des Königs Asoka (gest. 232 v. d. Zw.), des großen Förderers des Buddhismus, die berichtet, daß er dorthin wallfahrtete, um den Ort zu verehren, wo Buddha, der Weise aus dem Sakyageschlecht, geboren wurde, Lumbini, das Bethlehem des Buddhismus. Seine Mutter starb bald nach seiner Geburt, ihre Schwester zog den Knaben auf. Die Inschrift erzählt weiter von seinem Weibe und dem Sohn Rahula, und daß er im Alter von neunundzwanzig Jahren die Seinen

verlassen habe, um als Asket Erleuchtung und Erlösung zu suchen. Nach Jahren eifrigen Bemühens erreichte Gautama, unter einem Pipalbaume (Ficus religiosa) sitzend, in tiefster Konzentration die erlösende Erkenntnis, das Bewußtsein der erreichten Vollendung, die ihn vor einer abermaligen Wiedergeburt schützte. Von da an fühlte sich Gautama Sakya als Buddha, der Erleuchtete. Jahrzehntelang zog er im Mönchsgewand im Lande umher und von Stadt zu Stadt. Während der Regenzeit ließ er sich mit seinen Jüngern an einem geschützten Platz in einem Park außerhalb einer Stadt nieder und ging, wie es für Mönche üblich war, täglich mit seiner Almosenschale die nötige Speise sammeln und Leute, die hören wollten, belehren. Seine Jünger entstammten, wie er selbst, zumeist den höheren gebildeten Kreisen, denn die Abkehr vom geschäftlichen und beruflichen Leben zur Askese im reiferen Alter war unter den Brahmanen Tradition. Als achtzigjähriger Greis fühlte Buddha sein Ende nahen. Er faßte seine Weisheit in diese letzten Worte zusammen: „Vergänglich ist alle Gestaltung; ringet ohne Unterlaß.“

Dieser einfache Lebenslauf des Gautama Buddha wurde bald legendär ausgestattet und erschien in dieser legendären Gestaltung in der Literatur und Kunst. Die Lehre des Buddha war nicht neu in Indien, sondern knüpfte an die Gedankenkreise der schon bestehenden brahmanischen Religionsphilosophie an, wie sie in den Upanischaden niedergelegt ist. Aus dem ruhelosen Treiben des irdischen Daseins und aus der Angst und Not der Seelenwanderung, die eine immer wiederkehrende Auswirkung von Verdienst und Schuld im vergangenen Leben bedeutete, wird der Ausweg gesucht. Dieses Ziel wird vom ursprünglichen Buddhismus in einer metho-

disch-wissenschaftlichen Weise gesucht und der Weg zu diesem Ziel dementsprechend bestimmt. Die Summe der Lehre wurde in den „Vier heiligen Wahrheiten“ zusammengefaßt:

„Dies ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, die fünferlei Objekte des Ergreifens (fünf Gruppen von Elementen des leiblich-geistigen Daseins) sind Leiden. — Dies ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, samt Freude und Begier, der hier und dort seine Freude findet: der Lüstedurst, der Werdedurst, der Vergänglichkeitsdurst. — Dies ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieses- Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren. — Dies ist die heilige Wahrheit vom Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist dieser heilige achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.“

Die Lehre des Buddha war eine Religion, die keinen Gott kannte, die Erlösung vom Diesseits nicht einer imaginären Gottheit überantwortete und von ihr erwartete, sondern sie war eine Religion der Vernunft, die den Inhalt des religiösen Bewußtseins nicht mehr auf der Basis des Glaubens, sondern als Ausfluß der richtig arbeitenden Vernunft aufzeigte, so daß der religionslose Mensch in Zukunft nicht mehr bloß als ungläubig, sondern als unvernünftig erscheine.

Des Leidens Ende ist das *Nirwana*. Auch dieser Begriff wurde nicht erst vom Buddhismus geprägt, wurde aber zum Brennpunkt dieser Lehre und durch sie weltbekannt. Nirwana heißt „Verlöschen", „Verwehen". Bedeutet nun dieses Verwehen des Daseins den Eingang in das Nichts oder in die Seligkeit eines aller Vergänglichkeit entnommenen höchsten Seins? Auf neugierige Fragen dieser Art von seiten seiner Jünger erwiderte Buddha, er lehre nicht, was zum Frieden und zur Erleuchtung unnütz sei. „Es gibt, ihr Jünger, ein Ungeborenes, Ungewordenes, nicht Gemachtes, nicht Gestaltetes. Gäbe es nicht, ihr Jünger, dies Ungeborene … würde es für das Geborene, Gewordene, Gemachte, Gestaltete keinen Ausweg geben." Das Nirwana ist „weder Kommen noch Gehen noch Stehen, weder Sterben noch Geburt. Ohne Grundlage, ohne Fortgang, ohne Halt ist es: das ist des Leidens Ende" (H. Oldenberg).

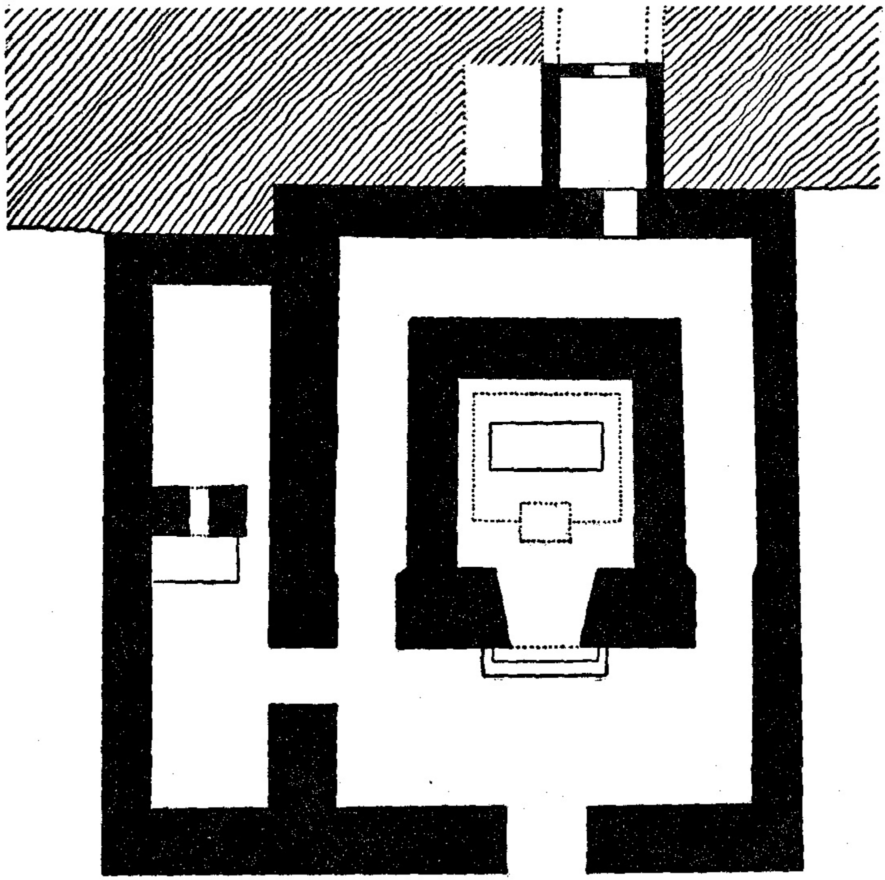
So verlockend es wäre, bei dieser weisesten, tröstlichsten Lehre, die je erdacht wurde, zu verweilen, von ihrer Weisheit mehr zu vernehmen, müssen wir doch von dieser Philosophie für Auserwählte zur eigentlichen „Religion" des Buddhismus weiterschreiten, zur Religion für die Massen, die sich daraus entwickelte und deren hieratische Kunst wir in den Höhlentempeln des Tarimbeckens und in so vielen anderen, noch erhaltenen Höhlenklöstern in China finden. Die Philosophie der Selbsterlösung eignet sich für die Massen nicht, konnte keine Weltreligion werden. Die Voraussetzungen für eine solche liegen nicht im Reiche der Vernunft, sondern der Unvernunft, nicht im Wissen, sondern im Glauben, und zwar im Glauben an unsichtbare Mächte und in der Hoffnung auf deren überirdische Hilfe. Diese Religion erhielt Indien und

ganz Ostasien mit dem mahayanistischen Buddhismus, mit seinen zahlreichen Göttern, die für alle Wünsche, Krankheiten, Berufszweige spezialisiert waren und die den Hilfesuchenden Trost spendeten.

Während der geschichtliche Buddha lehrte, daß die Erlösung von der Wiedergeburt, der Eingang in das Nirwana, nur durch mönchisches Leben und Weltentsagung erlangt werden könne, tröstete die neue Lehre jedermann durch die Versicherung, daß die Erlösung allen zuteil werden kann, wenn auch nicht durch das Nirwana, so doch, was den meisten lieber war, durch das Eingehen in das Himmelreich. Voraussetzung dafür war nur die gläubige Verehrung eines der vielen Buddhas, die inzwischen kreiert worden waren. Diese neue Lehre nennt sich die Lehre vom „Großen Fahrzeug“ (Mahayana), das alle in sich aufnimmt, im Gegensatz zum „Kleinen Fahrzeug“ (Hinayana), das nur für die wenigen ist. Gemeint ist das Fahrzeug, das über den Strom der Wiedergeburten und des Leidens zum Ufer des Jenseits, sei es das Nirwana oder eines der vielen Himmel, übersetzt.

Der Mahayana-Buddhismus ist zwar eine Entwicklung aus der ursprünglichen Lehre Gautama Buddhas, weil er die Idee des Mitleids, das ursprünglich auf die eigene Person beschränkt war, nun als Erlösungsgedanken auf die ganze Menschheit ausdehnte, aber er öffnete auch Tür und Tor für alle selbstsüchtige Scheinfrömmigkeit und gedankenlosen Aberglauben. Seine wichtigste Neuerung war die Einführung der Bodhisattvas, die den Menschen zur Erlösung helfen. Von der altruistischen Lehre ausgehend, daß das Freiwerden von der Wiedergeburt nicht das höchste zu erstrebende Ziel sei, vielmehr der Mensch, der dieses Ziel erreicht habe, auf das

Nirwana verzichten soll, um auch weiterhin auf Erden zu erscheinen, wurde ein Chor von Erlösern, die *Bodhisattvas*, erschaffen. Sie sind Anwärter auf die Buddhaschaft und kön-

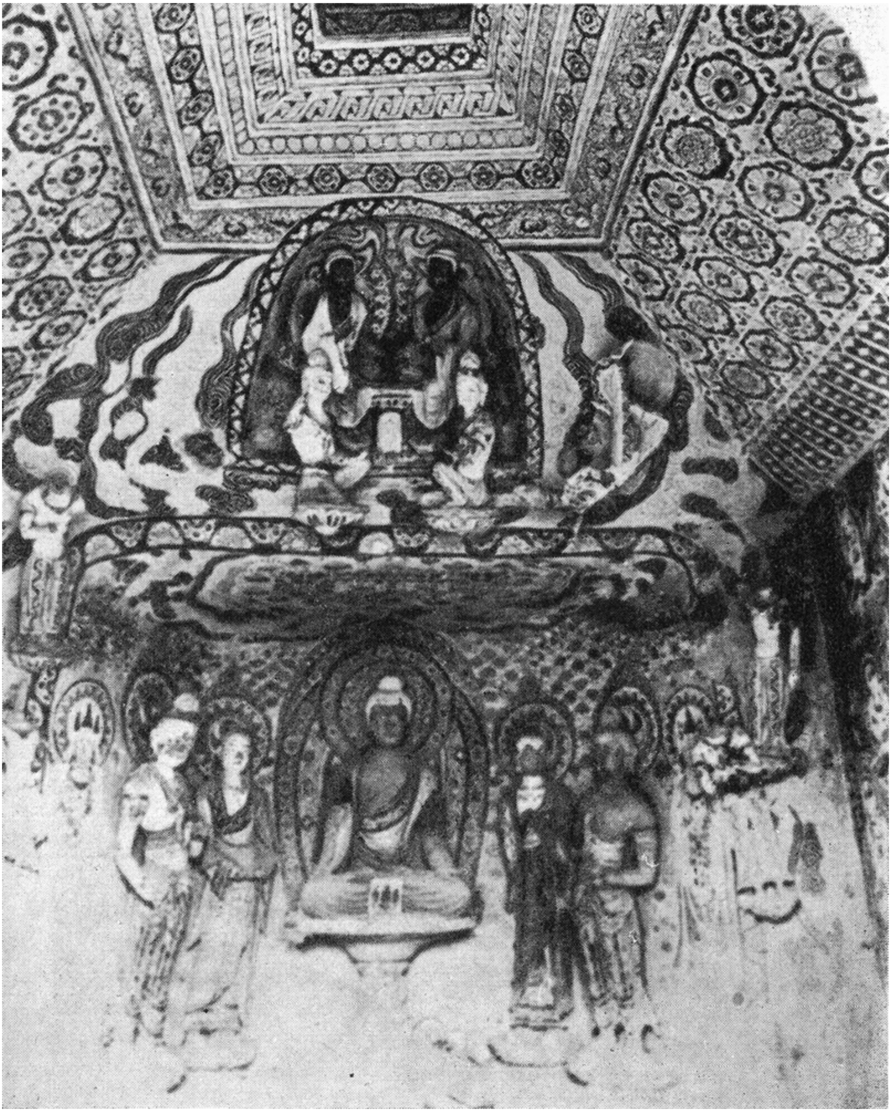


Grundriß des Tempels in Bäzäklik bei Murtuq, Oase Turfan (nach A. v. Lecoq)

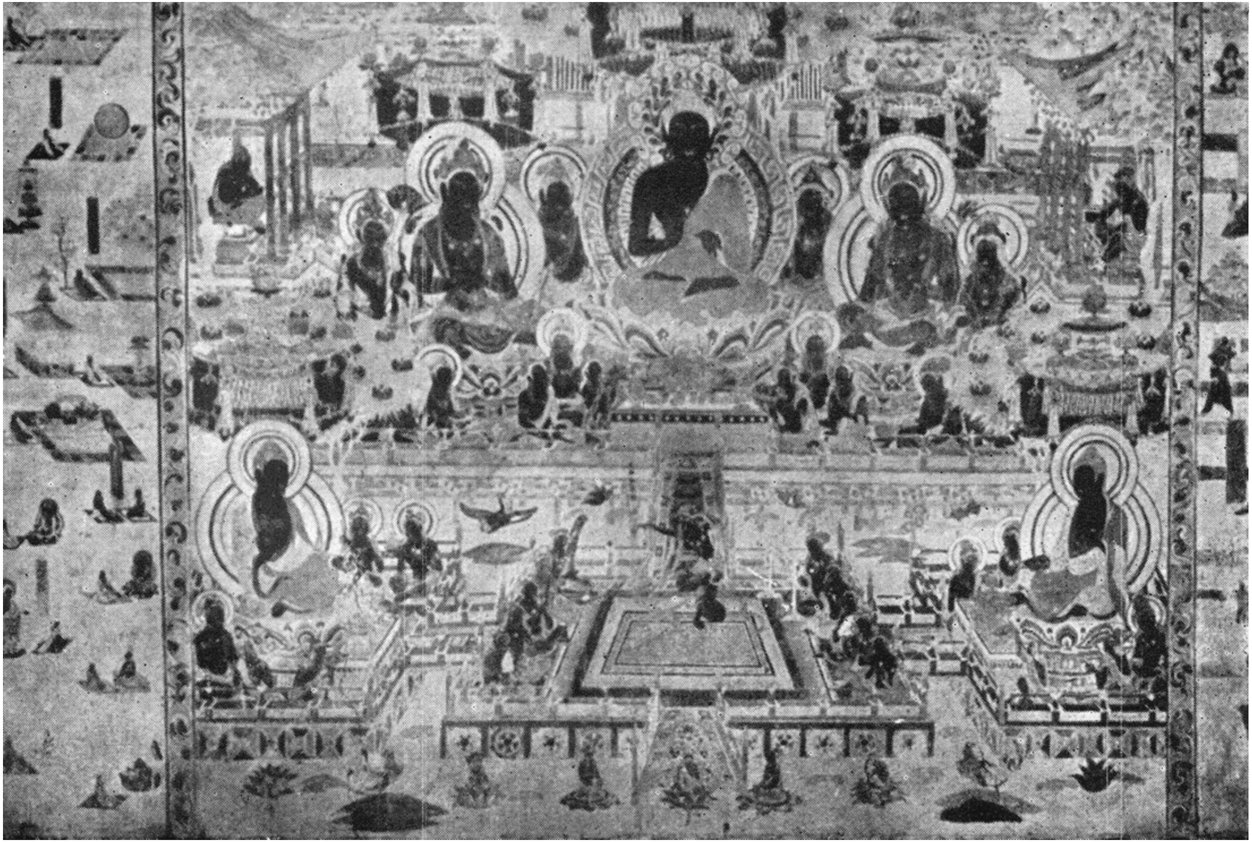
nen, wenn sie wollen, nach einer ihrer Wiederverkörperungen ins Nirwana eingehen. Der Weg zum Bodhisattva war ungefähr so schwierig, wie in der katholischen Kirche der Weg zum Heiligen, und wie es in der Kirche populäre Heilige gibt,

deren Hilfskraft erprobt und daher stets in Anspruch genommen ist, haben die Buddhisten ihre bevorzugten Patrone neben den zahllosen unbekannten Bodhisattvas. Das war aber nicht alles. Gautama Buddha blieb nicht der einzige Buddha, der auf Erden erschienen war, sondern es wurden ihm drei, auch sechs Vorgänger (und manchmal auch mehr) vorgesetzt und ein zu erwartender Nachfolger, der der letzte Buddha auf Erden sein soll, der jetzige Bodhisattva Maitreya. Alle diese Buddhas bekamen ihre transzendentalen Reflexionen mystischer Gegenbilder, Dhyanibuddhas, die in einem der vielen Dhyanihimmel herrschen und von denen jeder wieder seinen Bodhisattva als Nachfolger beigeordnet erhielt. Der Dhyanibuddha des Gautama ist Amitabha, und dessen Dhyanibodhisattva Avalokiteschvara (der Herr = ischvara, der Herabsehende; auch Pädmapani, der Lotusträger, und Kwanyin oder Kwannon in China und Japan). Die Buddhafiguren stellen daher nicht nur den Gautama, den historischen Buddha, dar, sondern oft auch Amitabha oder Avalokiteschvara, der an einem Bilde des sitzenden Amitabha, das er in seinem Haar eingesetzt trägt, mit Sicherheit erkennbar ist. Auch Maitreya wird sitzend oder stehend dargestellt. Mit diesem nötigsten Rüstzeug versehen, können wir nun den Tempeln im Tarimbecken einen Besuch abstatten.

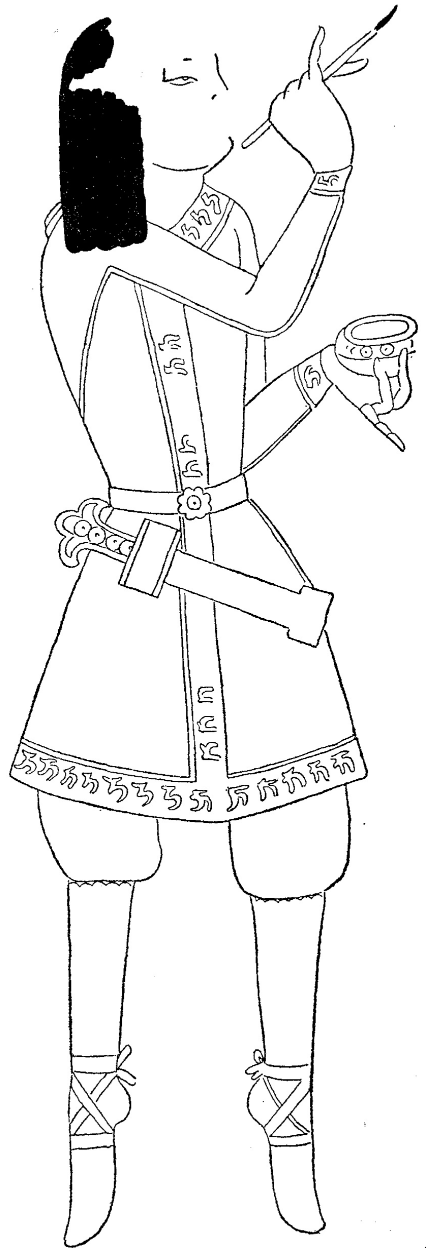
Die Höhlen sind in größerer oder geringerer Höhe über der Talsohle in die Steilhänge der Konglomerat- und Lößklippen getieft und waren früher durch in den Fels gehauene Galerien miteinander verbunden. Die Kulträume variieren in den Größenausmaßen, manche sind vierzehn bis zwanzig Meter tief und zehn bis vierzehn Meter hoch. Werkstätten, Wohnräume für die Mönche und Vorratskammern sind ange-



Buddhistischer Höhlentempel in Tun Huang



Mandala „Paradies des Westens“, Wandbild in Tun Huang



Figur eines Malers aus der Malerhöhle in Ming Öi bei Qizil

gliedert. Die übliche Bauform besteht aus einer Vorhalle, hinter der der Kultraum liegt, ein rechteckiger Tiefenraum, an dessen Rückwand das Kultbild, die aus Ton geformte bemalte Statue des Buddha mit Nebenfiguren, aufgestellt ist. Zu beiden Seiten dieses buddhistischen Altars führt ein Umgang um diesen herum, um die prozessionsmäßige Umwandlung zu ermöglichen, die ein in allen indischen Religionen üblicher Kultakt ist und in der Altarumwandlung in katholischen Kirchen ihre Parallele hat. An den Wänden befinden sich Darstellungen aus dem Leben des Buddha oder aus dem buddhistischen Legendenkreis. Die Decke ist meistens gewölbt und mit stilisierten Berglandschaften bemalt.

Auf schwindelerregendem Felspfad am Steilabhang einer Bergkette fand Lecoq im Sommer 1905 die „Malerhöhle" in Ming Öi bei Qizil in der Umgebung der Stadt Kutscha, die er selbst als die schönste in Ostturkestan bezeichnet. Der Kultraum war mit einer „Laternendecke" eingedeckt, einer hier im Löß nachgeahmten Form der Holzdecke, wie sie in den Häusern Zentralasiens häufig ist und wie wir sie bereits in Bamiyan gefunden haben. Die Decke war im obersten zentralen Feld mit einer Lotusblume, in den tieferen Dreiecksfeldern mit Devaputras (Göttersöhnen) geschmückt. Die schon in der altägyptischen Kunst geheiligte Lotusblume, aus der dort die ewige Palmette entwickelt wurde, ist auch die urheilige Wasserblume Indiens, die das Urwesen auf den Wassern der Urzeit barg. Entfaltet dient sie den Göttern als Thron. Wie in Ägypten bestreitet sie, in verschiedenen Phasen ihres Wachstums projiziert, die vegetabilische Ornamentik Indiens. In der Rückwand der Malerhöhle ist eine hohe bogenförmige Nische eingetieft, in der das zerstörte Kultbild, von



Gautama Buddha disputiert mit einem Brahmanen. Aus der Folge von Wandgemälden „Predigten des Buddha“ in der malerhöhle in Ming Öi (nach A. Grünwedel)

plastischen Bergformen umgeben, aufgestellt war. Der Rahmen verrät die einst dargestellte Szene: Indrashailaguha (Indras-Berghöhle), den häufig dargestellten Besuch Indras und anderer Götter bei Buddha, als er in einer Höhle wohnte und meditierte. Buddha sitzt in der Höhle eines mit allerlei Tieren des Dschungels belebten Berges, um den Girlanden tragende und Blumen streuende Götterfiguren schweben, und am Eingang stehen Indra und andere Götter, um ihn zu begrüßen. Die aus Stuck hergestellte farbig behandelte Szenerie ebnet sich allmählich in flache Malerei als Hintergrund. Die Seitenwände des Kultraumes sind von den Wänden des Umganges durch eine Borte getrennt, die, übereinanderstehend, je zwei Maler zeigt, die, vornehm gekleidet und mit Dolchgehängen gegürtet, in eleganter Haltung stehen und, den langen Pinsel in der Rechten, einen Farbnapf in der Linken, ihre Kunst ausüben. Sie stehen, wie alle Figuren dieses Stils, auf den Zehenspitzen, auf rotem Grund, und eine Inschrifttafel zu ihren Füßen kündet ihre Namen. Die Gesichter haben syrisch-persischen Ausdruck, und am Kopf tragen sie schwarze Perücken wie die Ägypter. Die Seitenwände des Raumes waren mit Buddhapredigten bemalt. Buddha ist stets auf einem Throne sitzend gegeben, mit Flammen aus seinen Schultern lohend. Sein ständiger Begleiter Vatschrapani, der Donnerkeilträger, sitzt meist neben ihm. Mönche sitzen zu seinen Füßen, während oben Girlanden tragende und Blumen spendende Devas schweben. Der Ort der Predigt ist durch Vorder- und Hintergrund angedeutet, z. B. durch eine Gazelle als Predigt im Gazellenhain bei Benares bestimmt. Auf den Wänden der um den Altar führenden Seitenwände war unter anderem die Reliquienverteilung des ins Nirwana eingegangenen Buddha



Der Brahmane Drona, auf der Stadtmauer stehend, schlichtet den Streit der indischen Fürsten um die Reliquien Buddhas
Aus der Malerhöhle in Ming Öi bei Qizil (nach A. Grünwedel)

durch den Brahmanen Drona dargestellt. Erst mußte er den. Streit um die Aschenreste zwischen den herbeigeeilten indischen Fürsten schlichten, die wir hier zu Pferde in ihren Rüstungen sehen, wie sie mit lebhaften Gesten ihr Anrecht auf die Reliquien geltend machen, während Drona, auf der Stadtmauer stehend, den Streit zu schlichten sucht. Auf dem folgenden Bilde sitzt der würdige Brahmane mit Bart und geflochtenem Haar inmitten der nunmehr beruhigten Fürsten und hält die Urne mit der Asche, während die Könige mit ihren Kästchen die Verteilung erwarten. Ein anderes Bild zeigt einen überlebensgroßen Mönch, der einer indischen Königsfamilie predigt.

Ostturkestan war im Jahrtausend der Völkerwanderungen ein unruhiges Land, in dem die herrschenden Völkerstämme wiederholt wechselten. Auf Hunnen, Tocharer, Hephtaliten folgten Türken, Tibeter und Uiguren, Völker, die in ihrer Machtausdehnung immer wieder von den Chinesen gestört wurden. Die tocharische Kunst stellt eine frühe, vornehmlich der ersten Jahrtausendhälfte angehörige Periode dar. Einige Jahrhunderte später finden wir im östlichen Teil des Tarimbeckens, in den Oasen um Turfan, einen anderen Kunststil, der von den Uiguren stammt, einem türkischen Stamm, der hier im 8. Jahrhundert zur Vorherrschaft gekommen war und mehrere Jahrhunderte Herr des Landes blieb. Im Gegensatz zur Kunst des Hinayana um Kutscha, wo sich die Darstellungen nur um die Person Gautama Buddhas drehten, treten wir in Turfan in das Reich des *Mahayana*. Die Figuren haben osttürkischen Typus und der Stil verrät starken chinesischen Einfluß. Der Vorstoß der buddhistischen Kunst von Indien nach China war längst abgeschlossen, und die

uigurische Kunst ist ein Zeugnis des Gegenstoßes der ostasiatischen Kunst, die im 8. bis 9. Jahrhundert, der Periode der T'angdynastie, eine große Blüte erreicht hatte, die sich



Der Brahmane Drona verteilt die Reliquien Buddhas an acht Fürsten. Aus der Malerhöhle in Ming Öi bei Qizil, Oase von Kutscha in Ostturhestan (nach A. Grünwedel)

die sich selbst hier in Turfan noch in Gemälderesten in überraschender Größe offenbart. Da das Mahayana die Erlösung aller Menschen anstrebt, erscheinen nunmehr an den Wänden der Höhlentempel Tausende von Buddhafiguren, in Reihen geordnet. Unter glockenbehängten, edelsteinbesetzten Schir-

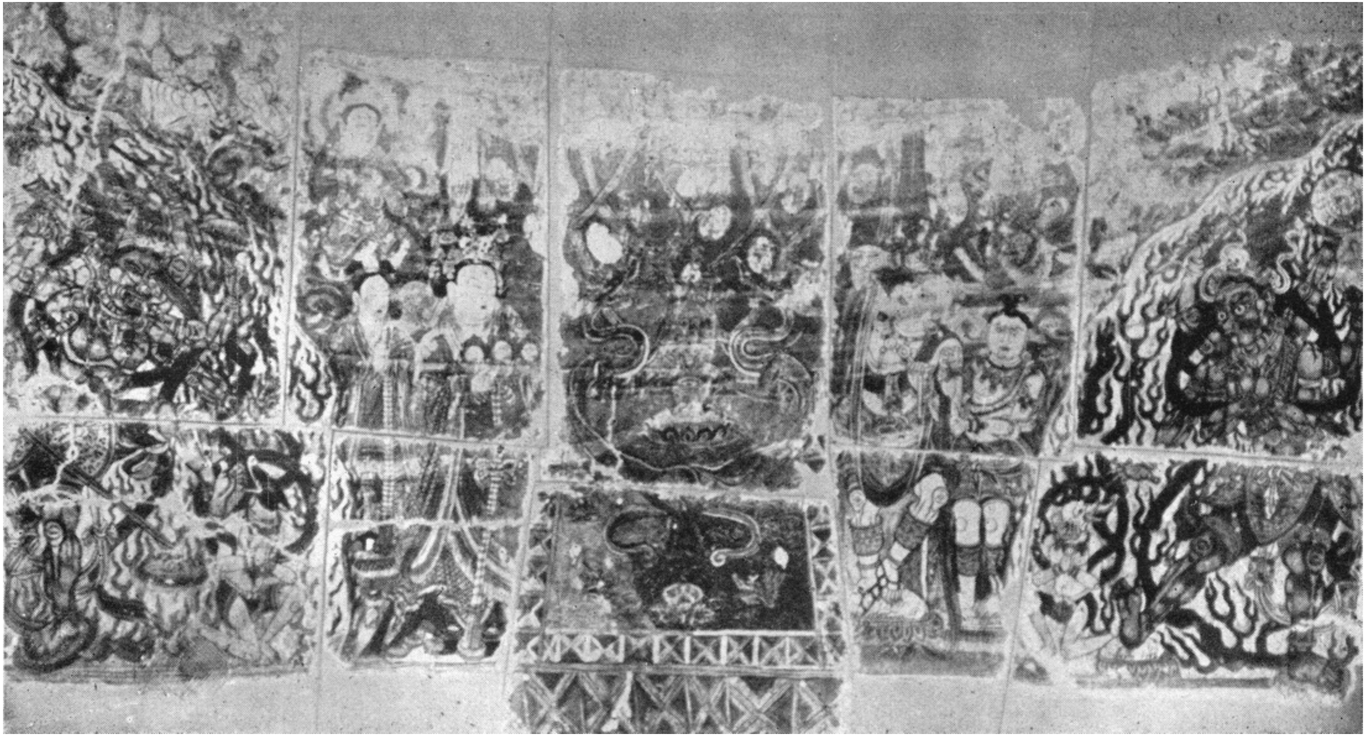
men sitzen, mit untergeschlagenen Beinen, von regenbogenfarbigen Aureolen umrahmt, Tausende von Buddhas in gleicher Haltung.

Es erscheint ferner ein der Hinayanakunst unbekannter, hieratischer Bildtypus, der in der mahayanistischen Malerei Chinas und Tibets die zentrale Stellung in der Kirchenkunst einnimmt, das *Mándala*, das heißt die Darstellung eines Buddha oder Bodhisattva mit dem zugehörigen Kreise seiner Helfer und Begleiter in der für ihn charakteristischen Umgebung. So erscheint Amitabha, der Dhyanibuddha des Gautama, stets in seinem „Paradies des Westens“, Sukhavati, Maitreya, der kommende Buddha, in seinem Tuschita-Himmel. Die Mandalas sind die Heiligenbilder der buddhistischen Kirche, die auch in der christlichen Kirche ihre Gegenstücke haben, wie etwa die Disputa des Raffael in den Stanzen des Vatikans oder Dürers Allerheiligenbild. In der buddhistischen Kirche freilich nimmt das Mándala eine weitaus wichtigere Stellung ein, wie wir in einem anderen Abschnitte sehen werden.

In einem Tempel in Bäzäklik bei Murtuk, unweit von Turfan, finden wir ein solches mahayanistisches Programm dargestellt. Der Tempel ist ein an die Bergwand angebauter Freibau aus luftgetrockneten Ziegeln, der aus einer Cella und einer Vorhalle besteht, die sich in einem Umgang um die Cella fortsetzt. Die Cella war mit einer Kuppel, Vorhalle und Umgang mit Tonnen eingewölbt. Die Wände der Cella und des Umganges waren mit Malereien geschmückt, die sich heute im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden. Aus der Vorhalle gelangte man über zwei Stufen in den Cellaraum, wo sich dem Eintretenden gegenüber auf einem Sockel



Pranidhiszene in einem Tempel in Bäzäklik bei Chotscho



Wandbild in einem Tempel bei Bäzäklikbei Chotscho



Ein Mönch predigt einer indischen Königsfamilie
Aus der Malerhöhle in Ming Öi bei Qizil
(nach A. Grünwedel)

die schon bei der Entdeckung fehlende Kultstatue der Gottheit befand. Aus dem auf der dahinterliegenden Westwand der Cella gemalten Mandala konnte man trotz seiner nur teilweisen Erhaltung auf Avalokiteschvara als Gottheit des Tempels schließen. Die anstoßenden Wände der Cella zeigten Reste von Legendendarstellungen. Auf den Schmalseiten beiderseits des Einganges standen die Stifter und Stifterinnen, je drei auf jeder Seite. In der Türlaibung waren, aus den Resten zu schließen, Pantschika und Hariti, die Schutzgeister der kleinen Kinder, dargestellt. Die Wände des Umganges waren mit fünfzehn großen Pranidhiszenen geschmückt, während vorne am Eingang und Ausgang des Umganges auf beiden Wänden je drei Mönche, also insgesamt deren zwölf gemalt waren.

Die Mitte des Mandala nimmt ein Wasserbecken ein, dessen tiefblaues Wasser sich in Wellen kräuselt. Aus dem Wasser erhebt sich ein mit den Schwänzen verschlungenes Drachenpaar, das mit den Vorderfüßen nach dem grünen, umflammten Juwel greift, das auf der Schale eines Ständers liegt, der von einer Lotusblume getragen wird. Ein stilisierter Blütenbaum trägt mit seinen Ästen den großen Lotusthron des Kultbildes, von dem nur noch Reste zu sehen sind, da der obere Teil der Mauern des Tempels zerstört war. Rechts vom Bassin stehen ein alter und ein junger Brahmane. Der Alte mit Krückstock ist mit einem Tigerfell und Wadenstrümpfen bekleidet, trägt einen Bart und das lange Haar in einem Knoten aufgebunden. Er blickt zornvoll, mit erhobener rechter Hand nach aufwärts. Der neben ihm auf einer Lotusblume stehende Schüler stützt mit beiden Armen den linken Arm des Alten; er ist ähnlich gekleidet und blickt

ebenfalls zornvoll vor sich hin. Auf der anderen Seite stehen zwei weibliche Gestalten von chinesischem Typus. Die vordere Dame trägt eine Opferschale mit drei grünen Juwelen, die Dienerin hinter ihr hat die Hände im Gebetsgestus gefaltet. Oberhalb dieser Gruppen knien betend je ein Dämon mit spitzen Ohren und drei Augen in voller Rüstung. In den unteren Ecken steht je ein Dharmapala (dharma = Lehre, pala = Hüter) mit drohendem, schreckenerregendem Ausdruck. Jeder von ihnen hat sechs Arme, wovon sie einen zur Bändigung eines tierischen Dämons brauchen, während die anderen Hände symbolische Waffen halten. Darüber standen die Götter zu beiden Seiten des Avalokiteschvara. Die Gemälde der Seitenwände der Cella wollen wir hier übergehen, da zu wenig von ihnen erhalten ist. Sie schilderten Erzählungen von dem mythischen Vogel Garuda, dem Feind und Vertilger der Schlangen.

Den Gegenstand der Pranidhibilder, die heute alle in Berlin sind, bildeten Erzählungen aus den früheren Inkarnationen des Gautama Buddha, der auch *Shakyamuni*, der Einsiedler aus dem Shakyastamme genannt wird. In seinen vielen Hunderten von früheren Erdenwallen hatte er zahlreiche bedeutsame Erlebnisse, von denen über fünfhundert im *Dschatakam*, der großen Sammlung von Dschatakas, d. h. Geschichten der früheren Inkarnationen erzählt werden. Gautama hatte alle möglichen Lebensgänge durchgemacht, als Sohn armer und reicher Leute, aber auch als Tier, Hirsch oder Elefant. In allen diesen Leben aber zeichnete er sich durch gute Taten aus, die bereits auf seine künftige Buddhaschaft hindeuten. In solchen Inkarnationen begegnete er auch den Buddhas der früheren Weltperioden, verehrte sie und sprach

den Wunsch (pranidhana) aus, selbst einst ein Buddha zu werden, worauf er die Verkündigung seines kommenden Buddhatums empfing.

Betrachten wir als ein Beispiel dieser Bildgattung die Darstellung des Dipankara-dschataka, der Erzählung von der Begegnung mit dem Buddha Dipankara. Ein Schriftstreifen am oberen Rande des Bildes lautet: „Als ich den strahlenden, ruhmreichen Dipankara erblickte, verehrte (ich), der damals ein junger Brahmane war, ihn mit sieben blauen Lotussen. Ende der zweiten Asankhyeyaperiode" (Lüders). Die Legenden erzählen, daß der Buddha Dipankara eines Tages seinen feierlichen Einzug in die Stadt Dipavati hielt. Der König des Landes ließ alle Blumen des Landes zusammentragen, um damit die Stadt zu schmücken und die Wege zu bestreuen, die der Buddha beschreiten sollte. Der junge Brahmane Sumati kann daher keine Blumen finden, bis er von einem Mädchen gegen das Versprechen, sie in einer späteren Inkarnation zu heiraten, einige Lotusblumen erhält. Damit ausgerüstet, geht Sumati auf den kommenden Buddha zu und wirft die Blumen auf ihn. Diese aber bleiben in der Luft und umschweben das Haupt des Buddha. Beim Anblick dieses Wunders fällt der Jüngling zu Boden und breitet sein langes Haar aus, damit der Buddha es als Teppich benütze; gleichzeitig spricht er den feierlichen Wunsch aus, auch einmal ein Erleuchteter zu werden. Auf dem Bilde prophezeit der von einer Aureole umgebene Dipankara, der eine Lotosblume in der Hand hält, dem auf dem Boden liegenden Brahmanen sein künftiges Buddhatum. Denselben Jüngling sehen wir ein zweites Mal über dem am Boden Liegenden stehend, wie er die Lotusblume auf den Buddha wirft. Die jugendliche Person auf der

linken Seite ist das fälschlich mit einem Bart versehene Mädchen, das dem jungen Mann die Lotusblume gegeben hat. Die übrigen Figuren sind Begleitpersonen des Buddha, darunter der mit einem Fliegenwedel bewehrte, dämonisch blickende Schutzgeist Vadschrapani (vajra = Donnerkeil, pani = Träger). Rechts oben steht ein chinesisches Haus mit geschwungenem Dach. Die Bilder der Cella und des Umganges wurden in verschiedenen Perioden gemalt, woraus sich die stilistischen Unterschiede erklären.

Wenn wir von der Oase Turfan in östlicher Richtung Weiterreisen und die Wüste Gobi an ihrem südlichen Rande durchquert haben, so gelangen wir nach mehrwöchiger Karawanenreise in die Oase von *Tun Huang* an der Grenze der chinesischen Provinz Kansu. In dieser Oase liegt die Klosterhöhlensiedlung *Ch'ien Fo Tung* oder „Tausend Buddhahöhlen". Sie blühte schon im 5. Jahrhundert unter der Weidynastie und später ganz besonders unter der Herrschaft der T'ang in China (618—906).

Die malerische Ausstattung der „Tausend Buddhahöhlen" gibt einen Begriff vom Reichtum und der großen Variationsfähigkeit der buddhistischen Dekorationskunst in China. Ihre besondere Eigenart ist der zeltartige Charakter ihrer Raumbildung. Von Turfan herkommend, erleben wir den Übergang vom indischen zum chinesischen Kulturkreis, der jedoch auch hier unter dem Einfluß der nomadischen Zeltkultur steht. Diese lebt sich künstlerisch in der Textilkunst aus. Drüben in Kutscha und Turfan sind die Höhlen nach Art der umgebenden Rohziegelbaukunst mit Gewölben ausgehöhlt oder aber mit einer Nachahmung der zentralasiatischen Holzdecke versehen; außerdem hielt man an dem herkömmlichen

indischen Umwandlungsstupa im Inneren fest, wenn auch in veränderter Form. Hier im chinesischen Kunstkreis fällt die Umwandlung weg und die – übrigens weitaus kleineren – Kulträume sind zeltartig ausgehöhlt, mit schräg ansteigender Zeltdecke und flachem Dach. Ebenso ist die Ausstattung zeltartig, mit gemalten Teppichmustern und Zattelbordüren. Das plastische Kultbild, das aus der Hauptgottheit im Zentrum mit seinem Parivara, den zugehörigen Begleitgöttern, besteht, ist an die Rückwand gestellt, und die farbig behandelte Plastik löst sich nach allen Seiten hin in Malerei auf, so daß beide Künste eine harmonische Einheit bilden. Dieser Übergang von der Plastik zur Malerei vollzieht sich häufig so, daß sich an die plastischen Figuren gemalte anschließen, die reihenweise die Seitenwände schmücken. Auch die Aureolen der Hauptgottheit sind nur gemalt. Darunter gibt es prächtige Flammenaureolen, die in die himmlischen Regionen emporzüngeln, wo in Wolkenmustern allerlei himmlische Reiter und Gandharven sich tummeln. Die Seitenwände sind auch häufig mit Mandalas geschmückt, von denen wir eine Darstellung von Sukhavati, des „Paradieses des Westens", betrachten wollen, wo Amitabha, die höchste und meistverehrte Gottheit Ostasiens, residiert.

Im Zentrum einer reichen Terrassenanlage über dem See Sukhavati thront Amitabha auf einer Lotusblüte, flankiert von den Bodhisattvas Avalokiteschvara und Mahasthamaprapa und kleineren Gottheiten. Kreisförmige Aureolen in leuchtenden Farben umrahmen diese Götter. Von dieser Terrasse führt eine teppichbelegte Brücke zu einer kleineren Mittelterrasse, wo zwischen zwei Reihen von Musikanten eine Apsaras, himmlische Tänzerin, ihre Kunst zeigt. Von

dieser Mittelterrasse führt wieder je eine Brücke zu Seitenterrassen, auf denen wieder je ein Buddha, von Bodhisattvas umgeben, thront. Außerdem führt nach vorne eine Brücke bis an den unteren Bildrand in den Lotusteich hinein. In diesem sitzen Bodhisattvas auf Lotusblüten, ihr ständiger Platz, wo sie zeitlos weilen. Über den fünf großen hier thronenden Gottheiten hängen reichverzierte Baldachine herab. Den Hintergrund bilden die „Paläste der Wonne“ und darüber schweben himmlische Heerscharen in den Wolken. Dieses ist die typische, sich stets wiederholende Anordnung aller tibeto-chinesischen Mändalas des ersten Jahrhunderts. Mit ihrem nach ewigen linearen und optischen Gesetzen konstruierten Aufbau, dem ein System gegenständig ineinandergeschobener Dreiecke zugrunde liegt, ein Schema, das auch die großen italienischen Renaissancebilder ihren Kompositionen unterschoben, und mit ihren wunderbaren Farbenharmonien erzielen diese hieratischen Bildkonstruktionen, dem Sinn des Gegenstandes entsprechend, zeitlose Wirkung. Keine noch so anders geartete künstlerische Einstellung kann sich ihrer Wirkung entziehen, so wenig wie den kontrapunktlichen Gebilden einer Bachschen Fuge.

Neben dieser Fülle buddhistischer Bilder und Dekorationen enthalten die „Tausend Buddhahöhlen“ aber auch Hunderte von Historienbildern, die zum Teil nur indirekt mit der mahayanistischen Kirche zusammenhängen und überaus wertvolle Dokumente der sonst so gut wie verschollenen Landschafts- und Historienmalerei der T‘angzeit bilden.

Von der farbigen Pracht der Höhlen in Tun Huang geben die schwachen Reproduktionen keine Vorstellung. „Das Betreten dieser Kapellen ist ein Erlebnis, das mit dem Ansehen

der Reproduktionen in einem Buche nichts gemeinsam hat. Die Farbenglut, die reizvollen Formen und die Großartigkeit der dichtbevölkerten Paradiese oder der hoheitsvoll thronenden Trinitäten wirken auf den Besucher mit einer Gewalt, die nur mit dem machtvollen Eindruck verglichen werden kann, die ein Christ erfährt, wenn er eine große Kathedrale betritt“, urteilt ein amerikanischer Forscher.

Drei Tagereisen weiter östlich von Chien Fo Tung, das in der T‘angzeit tatsächlich über tausend Höhlen besaß, liegt eine kleinere Anlage, die *Wan Fo Hsien* oder „Myriaden Buddhabilder“. Andere bemalte Grotten sind jedoch bisher in China nicht bekannt geworden, sondern nur solche mit plastischem Schmuck, wovon die Grotten von Yünkang bei Tatongfu an der Nordgrenze der Provinz Chihli und Lung-men, das „Drachentor" am Y-Fluß südlich der alten Hauptstadt Loyang, Provinz Honan, die bekanntesten sind. Doch existieren noch zahlreiche andere in allen Teilen Chinas.

DER GÖTTERBERG MERU

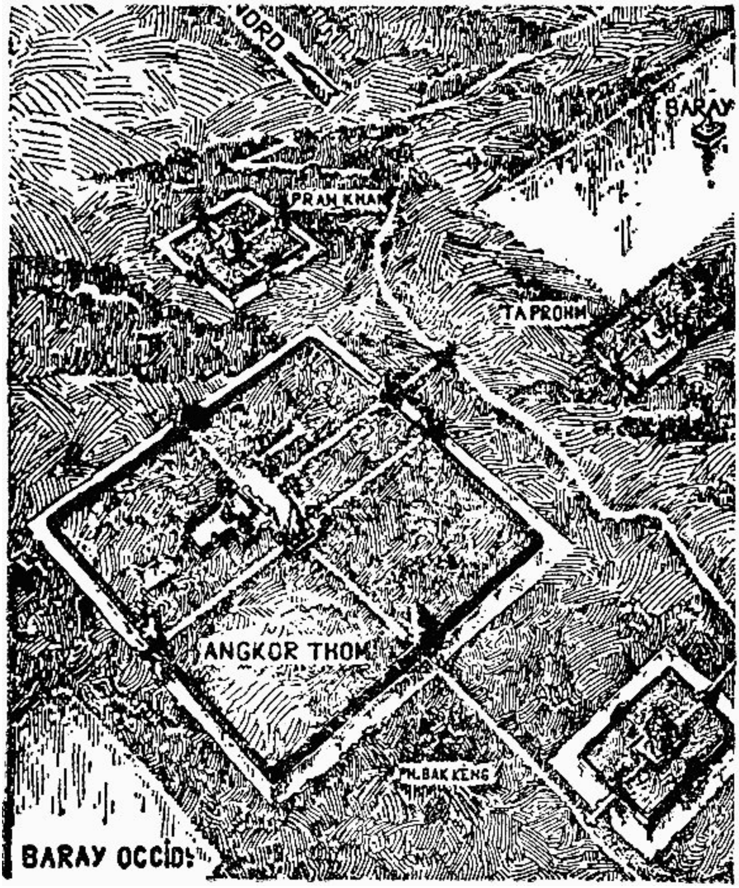
In dem Kapitel „Der Turm von Babel" war die Rede vom babylonischen Weltbild, das die sumerisch-babylonische Kultur in ihrer tausendjährigen Entwicklung gestaltete und das sich über die anderen Kulturen unseres Planeten verbreitet hat. In Indien und den indo-buddhistischen Kulturen Ostasiens entwickelten sich auf dieser Basis Systeme, die das Leben und die Kultur der Menschheit bis ins kleinste beherrschten und die in der Baukunst ihren klaren, denkmalmäßigen Ausdruck fanden.

Der Ausgangspunkt für die Konstruktion der Weltbilder der asiatischen Kulturen war die Lehre von den Entsprechungen, der Glaube an den magischen Zusammenhang zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos, der Menschenwelt und dem Weltall. „Diesem Glauben gemäß sind Elemente und Farben, Tiere, Pflanzen, Steine und Metalle, sind Körperteile und Charaktereigenschaften, sind alle Lebensvorgänge, Alter und Geschlecht, Askese und Liebesgenuß, Geburt und Sterben, Leben und Tod auf die einzelnen schicksalbestimmenden Weltrichtungen und Gestirne aufgeteilt, haben alle ihren bestimmten, ‚magischen Ort' in bezug auf das Weltgebäude und infolge ihrer Bindung an den Gang der Planeten auch die ihnen gemäße ‚magische Zeit'. So steht denn die Menschheit beständig unter der Einwirkung kosmischer Kräfte, die Heil zu wirken vermögen oder Verderben, je nachdem, ob der Mensch ihnen sein Dasein und seine Tätigkeit anzupassen versteht oder nicht. Mehr noch als

für den einzelnen gilt das für die größeren gesellschaftlichen Verbände, Staat, Stadt, Kloster. Nur dann könnende gedeihen, wenn sie sich in Einklang befinden mit den Gesetzen des Weltganzen. Diesen Einklang aber sucht man zu erreichen, indem man Reich, Hauptstadt, Palast, Tempel, Kloster als Mikrokosmos gestaltet, als Abbild des mythischen Weltgebäudes, und Hof, Beamtenwesen, Provinzeinteilung, Maß, Gewicht, Münze, jeden Brauch, jede Unternehmung den kosmischen Naturgesetzen gemäß nach Raum und Zeit in diesen Rahmen eingliedert. Die Art, wie sich diese kosmomagische Weltanschauung in der Lebensgestaltung auswirkt, ist natürlich nach Zeit und Ort zahlreichen Schwankungen unterworfen. Zum Teil wurzeln diese im Weltbild selbst, in Verschiedenheiten der kosmologischen Systeme, zum Teil bloß in der Art, wie dieses Weltbild in den staatlichen Einrichtungen und in der Architektur zur Darstellung gebracht wird.“[20])

Die babylonische Erdkarte zeigt eine vom Ozean umströmte Scheibe mit einem Ringgebirge und dem Weltberg in der Mitte, der sich in die himmlischen Sphären emporhebt. Auch im buddhistischen Weltbild bildet der Weltberg, der hier Meru heißt, den Mittelpunkt der Welt. Ihn umgeben sieben durch Ringmeere getrennte, von innen nach außen immer niedriger werdende goldene Ringgebirge. Ringsum erstreckt sich das Weltmeer, in dem nach den vier Himmelsrichtungen vier Kontinente liegen, darunter *Jambudvipa*, die Welt der Menschen im Süden. Die Welt wird von einem ungeheuren Felsenwall, dem Cakravala, abgeschlossen. Auf dem Gipfel des Meru liegt der von Indra beherrschte Himmel der Dreiunddreißig Götter (Trayastrimsha) mit der Götterstadt Sudarcana und über diesem türmen sich noch sechzehn andere Himmel. Das Weltbild

der anderen großen indischen Religion, der brahmanischen, ist ganz ähnlich gestaltet, so daß eine als Abbild des Weltbildes erbaute Stadt beiden Gruppen verständlich war: eine Stadt-



Vogelschau von Angkor Thom, Cambodscha
(nach J. Commaille)

mauer mit Wassergraben, mit dem hoch sich türmenden Königspalast im Zentrum, war Jambudvipa mit dem Berge Meru, umgeben vom Ringwall der Gebirge und umflossen vom Ozean.

Ein Beispiel für eine nach den kosmologischen Grundsätzen

erbaute alte Stadt ist Angkor Thom, die einstige Residenz der Khmer in Kambodscha. Die Stadt ist zwar nicht rund angelegt wie das Erdbild der indischen Kosmologie, sondern quadratisch wie alle anderen so angelegten Städte. Man fühlte sich offenbar nicht an eine sklavische Nachahmung des kosmologischen Weltbildes gebunden, sondern strebte nur die magische Ähnlichkeit der Struktur an. Die kosmische Bedeutung der Anlage Angkor Thoms wird auch inschriftlich bezeugt. Der im Zentrum des damaligen, älteren Angkor, das um 900 n. d. Zw. vom König Yashovarman gegründet wurde, errichtete Tempel Phimeanakas wird als der „Berg der Mitte“ und „König der Berge“, also als Abbild des Meru bezeichnet. Dieser Tempel besteht aus einem steilen Pyramidenstumpf, auf dessen Plattform sich, wiederum auf gestuftem Unterbau, ein kleiner Tempel erhob. Der ganze Bau war vergoldet. Es war also ein Welt- und Götterberg in der Art der babylonischen Ziggurats. Im Tempel wurde der „Herr der Götter“, Schiva, im Symbol eines Lingam verehrt. Schiva verkörperte sich im jeweiligen König Kambodschas. Diese erhielten so ihre magische Königskraft durch die Ausstrahlung des Herrn der Götter im Lingam und außerdem noch durch eine magische Verbindung mit der Erde. Denn wir erfahren von einem chinesischen Reisenden, der Angkor Thom 1296 besuchte, daß es im Palaste einen goldenen Turm gäbe, auf dessen Gipfel der König schläft. „Alle Eingeborenen behaupten, daß in dem Turm der Geist einer neunköpfigen Schlange hause, der Herrin des Bodens im ganzen Königreich. Sie erscheint jede Nacht in Gestalt einer Frau. Mit ihr schläft der König zuerst und vereinigt sich mit ihr. Nicht einmal die vornehmsten Gemahlinnen des Königs würden es wagen einzutreten. Er entfernt sich in der zweiten Nacht-

wache und kann nunmehr mit seinen Frauen und Konkubinen schlafen. Wenn eines Nachts der Geist der Schlange nicht erscheint, so bedeutet das, daß der Augenblick des Sterbens für den König da ist. Unterläßt es der König in einer einzigen Nacht, zu kommen, so geschieht ein Unglück.“

Der König erneuerte also allnächtlich durch den Beischlaf mit der örtlichen Schlangengöttin der Erde die magische Verbindung mit dem Boden seines Königreiches.

Der Tempel war somit nicht nur ein Symbol des Berges Meru, sondern wurde durch den Kult der im Lingam verkörperten göttlichen Urkraft und durch die allnächtliche Vereinigung des Königs mit der Erdgottheit des Landes der magische Mittelpunkt des Reiches, ein Kraftzentrum, das einem Brennglas gleich alle göttlichen Kräfte des Himmels und der Erde auffing und auf König und Reich überleitete.

Der spätere Mittelpunkt der im 11. Jahrhundert vergrößerten Stadt Angkor Thom war kein schivaitisches, sondern ein buddhistisches Heiligtum, der *Bayon*. Ebenso wie früher der Phimeanakas wurde der Bayon ein Symbol des Weltberges. Die Stadt selbst war eine quadratische Anlage mit fünf Toren, wovon vier im zentralen Achsenkreuz liegen, deren Schnittpunkt der Bayon ist, während das fünfte die Einfahrt zu einer Parallelstraße bildete, die von Osten her zum Palast und dem Phimeanakas führte. Auf jeder der vier Mauerecken der Stadt stand ein kleiner Tempel, und auch die Stadttore sind mit Turmpyramiden gekrönt. Die Ecktempel sind mit ganzfigurigen Reliefs, der Bayon selbst und die Tore mit Riesenmasken des Avalokiteschvara gekrönt, dem Stadt und Tempel geweiht waren. Der Tempel wurde später in ein schivaitisches Heiligtum verwandelt. Dazu waren wenig Änderungen nötig, denn

— wie ein javanischer Dichter des 14. Jahrhunderts sagt: „Buddha ist nicht verschieden von Schiva. Das Wesen des Dschina und das Wesen Schivas sind eins.“ (Dschina ist ein Attribut Buddhas als Überwinder des Hanges zum Irdischen.) Durch die Bekrönung der Tore mit den vierfachen, nach den vier Weltgegenden orientierten Riesenköpfen des Lokeschvara wurde die Stadt unter den Schutz dieses Bodhisattva gestellt.

Zu jedem der fünf Tore von Angkor führt über den vierzig Meter breiten Wassergraben eine Dammstraße. Als Geländer dieser Straßen dienen je vierundfünfzig Steinfiguren von Göttern und Asuras, Dämonen, die eine lange, neunköpfige Nagaschlange tragen, eine Darstellung der Butterung des Milchmeeres durch die Götter und Asuras, um daraus den Unsterblichkeitstrank zu gewinnen. Dafür diente der Berg Mandara oder Meru als Quirl und der Schlangenkönig Vasuki als Strick, an dessen Enden Götter und Asuras zogen. Der Tempel war als Meru, der Wassergraben als Milchmeer gedacht, Bayon und Stadtmauer gehörten also zusammen, und die Hauptstadt war in den Tempelbezirk hineingebaut und zu einem Teil des Heiligtumes gemacht, das selbst ein Abbild des Kosmos war. Das Reich der Khmer und ihre Hauptstadt waren erfüllt von dem „Herrn der Welt“ und Beschützer der Weltordnung, dem Bodhisattva Lokeschvara (Loka = Welt, ischvara — Herr). „Der Berg Meru des Mikrokosmos Angkor, der Tempel im Mittelpunkt der Stadt, war sein Sitz und Heiligtum. Von vierzig Türmen blickte sein vierfaches Antlitz auf die Bewohner herab. Schützend erhob es sich über den Stadttoren; Tore und Ecktempel trugen sein Bild im Relief.“

Ein anderes Denkmal einer kosmomagischen Stadtanlage, diesmal aus neuester Zeit, ist Mandalay in Oberbirma. Alle

alten Städte Birmas waren nach den kosmomagischen Grundsätzen erbaut, Mandalay aber, als letzte Residenz des Reiches, die erst 1857 gegründet wurde, ist die besterhaltene. Die Stadtmauer von Mandalay bildet ein nach den Weltgegenden ausgerichtetes Quadrat von zwei Kilometer Seitenlänge. Die gesamte Länge der Mauer von 2400 Ta entsprach der Jahreszahl der Stadtgründung, im Jahre 2400 nach dem Tode Buddhas. Die Stadt hat auf jeder Seite drei Tore, also im ganzen zwölf, die mit den Zeichen des Tierkreises bemalt und so als Spiegelbild des Sternenkreises der Ekliptik gekennzeichnet waren. Auch der siebzig Meter breite Wassergraben, der die Stadt umgab, hatte rituelle Bedeutung, da die feierliche Umschiffung der Stadt durch den König einen wesentlichen Teil der Krönungszeremonie bildete und als eigentliche Besitznahme der Stadt durch den Herrscher galt. Vier Brücken im Achsenkreuz führten auch hier wieder über den Stadtgraben und ihre Straßen durch die vier Haupttore auf den zentralen Königspalast zu. Durch ein fünftes Tor mit Brücke im südlichen Teil der Westmauer wurden die Leichen aus der Stadt getragen; diese Straße galt daher als unheilvoll. Da die Stadt wie alle Städte und Paläste Hinterindiens nach Osten gerichtet war, galt das Osttor als das glückbringende und war das offizielle Einfahrtstor. Die Masse der Bevölkerung lebte außerhalb dieser Königsstadt, in deren Mauern, wie in der Rundstadt Bagdad oder in der Verbotenen Stadt von Peking, nur der Hof- und Regierungsapparat mit seinem Personal untergebracht war. Der königliche Palast stand im Zentrum der Stadt und war nach Osten orientiert, so daß die wichtigsten Staatsräume östlich, die Wohnräume westlich vom genauen Mittelpunkt der Stadt lagen, am westlichen Ende auch der Thronsaal der ersten Königin, wo

die Frauen und Töchter der Würdenträger empfangen wurden. Denn der Westen galt auch als die vom Planeten Venus beherrschte Weltrichtung. Im mythischen Westen wohnt das Geschlecht der Nagas, der Schlangen, die in der Mythologie Indiens und Indonesiens eine führende Rolle spielen. Die Nagas können auch in Menschengestalt erscheinen und besonders häufig als Frauen. Die Töchter des Schlangenkönigs galten als die schönsten und in der Liebe erfahrensten Frauen. Auch die Versuchung Buddhas durch Maras, des Teufels, Töchter fand im Westen statt. So bekam diese Weltgegend erotische Bedeutung.

Der östlichste Teil des Palastes wurde von der Audienzhalle eingenommen, über der sich ein siebenstufiges hölzernes Turmdach erhob. Dieser Teil hieß „Erdpalast“, weil er wie der Berg Meru im Mittelpunkt der Erde stand. Der „Löwenthron“ mit dem Schirmturm darüber galt als der magische Mittelpunkt der Stadt und des Reiches. Die Bezeichnung des birmanischen Thrones als „Mittelpunkt der Welt“, ebenso wie des chinesischen Reiches als das „Reich der Mitte“, die wir Europäer als überheblich und lächerlich anzusehen geneigt sind, erklären sich also aus der kosmomagischen Einstellung der ostasiatischen Völker.

In Birma war auch das Hof- und Regierungspersonal nach kosmologischen Grundsätzen organisiert. Seinem Aufbau war die Vierzahl der Weltrichtungen zugrunde gelegt. Es gab vier Minister ersten und vier Minister zweiten Grades, vier geheime Räte, vier oberste Steuereinnehmer, die die Steuern innerhalb der vier Viertel des Reiches überwachten, vier königliche Adjutanten, vier Königsboten, vier königliche Schreiber, vier Herolde usw. Diese Vierteilung entsprach der mythologischen Weltbewachung durch die vier göttlichen Lokapalas, Welt-

hüter, deren jeder einen Weltquadranten, eine Seite des Berges Meru und des auf seinem Gipfel gelegenen Himmels der dreiunddreißig Götter bewachten. Diese vier Lokapalas spielten in der mythisch durchsetzten mahayanistischen Kirche eine wichtige Rolle, bewachten jeden Tempel und erhielten ihre individuelle künstlerische Gestaltung in Indonesien, Tibet, China und Japan. Ihre vier furchterregenden Gestalten stehen im Eingangstor der meisten buddhistischen Tempel Ostasiens. In Birma gab es vier Beamte, die diese vier göttlichen Welthüter vertraten und die mit den ihnen untergebenen Gardetruppen die Aufsicht über die vier Palasttore führten. Jeder Befehlshaber führte eine Flagge in der seiner Weltrichtung entsprechenden Farbe des Berges Meru: der des Ostens eine weiße, des Südens eine grüne, des Westens eine rote, des Nordens eine gelbe[21]).

Auch das System der Königinnen fügte sich diesem kosmomagischen System ein. Es gab offiziell deren acht, vier Hauptköniginnen und vier Königinnen zweiten Ranges, die nach ihren Palastquartieren Königin des mittleren, des westlichen, nördlichen, südlichen Palastes usw. genannt wurden. Die Verteilung dieser Quartiere war nach dem System der Windrose mit vier Haupt- und vier Nebenrichtungen durchgeführt. In dieser Weise hatten also auch diese Frauen eine kosmomagische Funktion.

Es versteht sich von selbst, daß der „Löwenthron“ als der kosmomagische Mittelpunkt des Reiches mit einer kosmologisch vollständigen Ausstattung versehen war. Er war geschmückt mit den Figuren Indras, des kosmomythologischen Hauptgottes des indischen Kulturkreises, und der anderen zweiunddreißig Götter seines Himmels; ferner mit den Figuren der vier Welthüter sowie eines Pfaues und eines Hasen, den Sinnbildern der

Sonne und des Mondes. Herrschaft und Königswürde waren nach der Ansicht der Birmanen mit dem Besitz des Thrones und des Palastes verbunden. Der im Mikrokosmos des birmanischen Reiches auf dem Göttersitz Indras thronende König war der Indra dieser kleinen Welt und rechtmäßiger Herrscher.

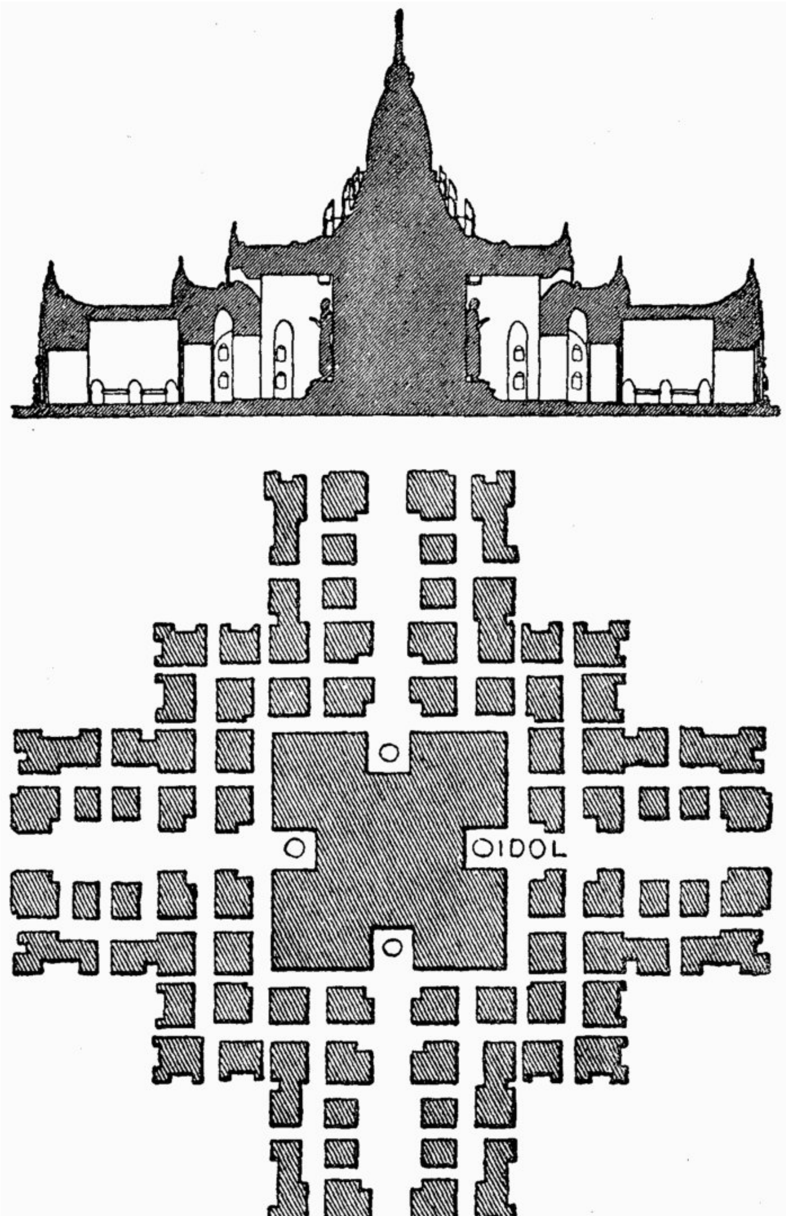
Die allgemein übliche, uralte Identifizierung von Türmen, wie des siebenstufigen Pyatthad über dem Löwenthron in Mandalay, mit dem Weltberge Meru ergibt sich besonders überzeugend aus der Benennung eines bestimmten, aus Holz gebauten Tempeltypus in Bali mit Stufentürmen als Meru. In Bali haben die Gottheiten ihren Sitz oben, in der Spitze des Tempels, thronen also gleichsam auf dem Gipfel des Berges Meru, wie dort in der Götterstadt Suddharcana.

Aus den bisher betrachteten Denkmälern ergibt sich, daß die Symbolisierung des Götterberges Meru durch verschiedene Turmtypen, seien sie aus Holz oder Stein, in Ostasien eine sehr verbreitete war. Die Untersuchungen dieses Problems durch einen bekannten Archäologen führten zu dem Resultat, daß das Bergmotiv Grundlage der gesamten höheren Architektur Kolonialindiens bildet, so daß es fraglich erscheine, ob es dort überhaupt ein Baudenkmal von Bedeutung gebe, in dem dieses Motiv nicht anklinge. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß dieses Motiv im Ursprungsland der indischen Kultur, nämlich in Indien selbst, seinen Ursprung hat und von dort seinen Siegeslauf durch die brahmanische und buddhistische Welt Ostasiens nahm. Wie könnte es auch anders sein angesichts der Tatsache, daß auch die gesamte hinduistische Tempelarchitektur Vorderindiens eine Turmbaukunst ist. Ob diese Türme nun Schivas Wohnort im Gipfel des Himalaja oder den Meru vorstellen: das Bergsymbol ist in allen latent.

Der älteste indische Bautypus aber, der in die Weltbergsymbolik gleichsam hineinwuchs, obzwar er seine dem Kirchturm der christlichen Kirche vergleichbare, doch diesen an Monumentalität, Ausstattung und Abwechslung weit übertreffende Laufbahn im Reiche der Baukunst als Grab- und Denkmalbau begonnen hat, ist der *Stupa*. In seiner klassischen Form bestand er aus einer kreisrunden Basis von einigen Metern Höhe, die als Unterbau für eine massive Halbkugel dient, deren abgeplattete Höhe mit einem steinernen Schirm gekrönt ist, den ein Steinzaun umschließt. In die Halbkugel pflegte man Reliquien einzumauern. Eine Freitreppe führt zur Terrasse der Basis empor, die mit einem Steinzaun umfriedet ist und auf der die Halbkugel umwandelt wurde. Ein zweiter Umwandlungspfad führt auch um den Fuß der Basis, die ebenfalls mit einem Steinzaun und vier Pfeilertoren umgeben ist. Dieser einfache Stupa des 3. bis 1. Jahrhunderts v. d. Zw., der repräsentativste Bau des Buddhismus und Zentrum des Kultes, wuchs sehr bald ins Riesenhafte empor. Die Basis wurde höher, die Halbkugel wurde durch polygone und runde Tambours erhöht und an der Spitze mit immer größer werdenden und vervielfachten Schirmen gekrönt. Schon im 2. Jahrhundert n. d. Zw. baute der König Kanischka als Stupa einen sechzig Meter hohen Turm, von dem phantastische Beschreibungen vorliegen. Die Zedis Birmas, die Prangs und Tschedis in Siam, die bis zu hundert Meter emporragen, und die sogenannten Pagoden Chinas sind durchwegs Nachkommen, stammen alle ab von jenem altindischen Reliquien- und Denkmalbau, dem Stupa oder Dagoba. Heute noch stehen die mächtigen Ruinen solcher Stupas an der Königsstraße, die von Peschawar nach Kabul führt, und Hunderte solcher Bauten stehen in den Ruinenstädten des

Tarimbeckens, dessen Höhlenwelt wir im letzten Abschnitt betrachtet haben. Hunderte von Monumentalstupas stehen in Tibet und Nepal und ein Dutzend in Ceylon, die kleineren Dagobas aber, die nur zwei bis fünf Meter hoch sind, zählen in die Tausende. Alle die Turmstupas in den hinterindischen Ländern stellen den Berg Meru vor und sind dementsprechend nach den vier Weltgegenden ausgerichtet und in Siam mit den Figuren der vier Lokapalas geschmückt, und in den meisten dieser Bauwerke wohnt und thront die Gottheit in einer Zella auf der Spitze des Turmtempels wie vor drei Jahrtausenden auf der Höhe der babylonischen Ziggurats.

Entsprechend ihrem Bergcharakter wurde das Innere dieser Kultbauten ausgehöhlt, mit dunklen Höhlenräumen versehen. Der im 11. Jahrhundert erbaute Anandatempel in Pagan, der alten Hauptstadt von Birma, gibt eine gute Vorstellung von diesen Bautypen. Es ist ein Ziegelbau von quadratischem Grundriß, mit vier Vorhallen im Achsenkreuz. Der Kern ist massiv und hat vier Zellanischen. Um ihn laufen gewölbte Gänge, die nach außen mit zweigeschossigen Fensterfassaden von zwölf Meter Höhe abgeschlossen sind. Die vier vorspringenden Vorhallen sind etwas niedriger. Über dem Mittelbau erheben sich sechs verjüngende Terrassen, deren letzte mit einem stupaartigen Turm gekrönt ist, der in eine vergoldete Spitze übergeht. Die Ecken der Terrassen sind mit sitzenden Buddhas und Löwen ausgestattet. Auch die Giebel der Vorhallen sind dicht mit Löwen besetzt, die als Tempelwächter fungieren. Dazu kommen zu seiten der Eingänge und am Turm Nischen mit sitzenden Buddhas und die reiche Ornamentik der Portale, Giebel und Fensterrahmen. In den vier durch Tiekholzportale verschlossenen Zellanischen steht je eine gegen zehn Meter hohe



Grundriß und Aufriß des Anandatempels in Pagan,
Birma (nach H. Yule)

Kolossalstatue der vier in dieser Weltperiode erschienenen Buddhas: Krakutschanda, Kanakamuni, Kaschyapa und Gautama mit seinen beiden Jüngern. Davon ist Kaschyapa aus Bronze, die übrigen aus verschiedenen Hölzern dargestellt, wodurch auch das Material von kosmomagischen Gesichtspunkten gewählt erscheint. Eine von oben kommende unsichtbare Lichtquelle hebt Kopf und Schultern dieser im Halbdunkel stehenden Riesenbuddhas in volles Tageslicht, so daß sie in strahlendem Glänze leuchten. Die Korridore sind mit zahlreichen Reliefs aus Stein und Holz geschmückt, die Gottheiten, Dämonen, Höllenbilder, Krieger, Tänzer, mythische Vogel- und Tiergestalten darstellen. In der inneren Galerie illustrieren achtzig Hochreliefs das Leben des Gautama Buddha.

Der Anandatempel ist nur *ein* Beispiel dieser stupagekrönten Stufenpyramiden, dieser aus Ziegeln erbauten Berge, die keinen zentralen Innenraum enthalten, sondern einen kompakten Kern, in dem Gänge, Treppen und Nischen ausgespart sind, wie die Gänge und Grotten eines Höhlentempels. Daß der Anandatempel tatsächlich einen Berg mit Höhlen vorstellte, beweist ein Bericht der birmanischen Glaspalastchronik: „Eines Tages standen acht würdige Heilige, Almosen erwartend, vor dem Palast des Königs. Und der König nahm die Schale und speiste sie und frug: Woher kommt ihr? Und sie sagten: Vom Berge Gandhamadana. Nun war König Htilaingshin (Beiname des Königs Kyanzittha, 1084—1112) voll Glauben, und er baute ein Kloster und bot es ihnen für die Regenzeit an. Er lud sie in den Palast und versorgte sie mit Nahrung während der drei Monate der Regenzeit. Einst bat er sie, durch ihre Kraft ein Scheinbild der Nandamulahöhle im Berge Gandhamadana erstehen zu lassen. Das taten sie. Und König Htilaingshin baute

eine große Ku (wörtlich Höhle, dann Tempel) nach dem Vorbilde der Nandamulahöhle und nannte sie Nanda.“ So entstand der nach dem Lieblingsschüler Gautama Buddhas benannte Anandatempel.

Waren derartige Bauten Schöpfungen der mächtigen buddhistischen Reiche im Mittelalter, so war die Anlage von wirklichen Höhlentempeln so alt wie der Buddhismus, seit er ins Licht der Geschichte getreten ist, also seit dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Während alle frei stehenden Tempel und Klöster jener Zeit in Indien längst verschwunden sind, zeugen die großen Höhlentschaytias, basilikaähnliche buddhistische Felsenkirchen und die dazugehörigen Viharas, Kloster- und Versammlungsräume der Mönche, alle aus dem Fels gehöhlt, die Anlagen in Kondani, Bedsa, Nasik, Karli, und ganz besonders die weltberühmten Höhlentempel von Adschanta mit ihren schönen Malereien, von der Gewohnheit, die Andachtsstätten in Berghöhlen zu versetzen.

Es gab aber auch noch einen umgekehrten oder noch mühsameren Weg, die Berge zu Wohnstätten der Götter und ihres Kultes zu machen, nämlich ein Bergmassiv zum Tempel zu formen, die äußere Hülle des Tempels mit seinen krönenden Stupas und Schikaras Und seiner nach strengen Regeln zu formenden architektonischen Ausstattung wie eine Statue aus dem anstehenden Felsmassiv herauszuhauen, wofür die berühmtesten Denkmäler die schivaitischen Tempel in Ellora, östlich von Bombay, nicht weit von Adschanta, am Hochplateau von Dekkan gelegen, und in Mavalipuram an der Koromandelküste bei Madras sind. Aus diesen die Formen längst verschwundener frei stehender Kultbauten wiedergebenden Felsentempeln wurden die Kulträume ausgehöhlt.

Werfen wir nun, auf die symbolische Bergarchitektur zurückkommend, einen Blick auf die mit dem Götterberg Meru vertikale Welten- und Himmelgliederung der Inder, wie sie im buddhistischen und im brahmanischen Weltbild aufgebaut ist. Man stellt sich den Berg Meru als einen in fünf oder sechs Terrassen ansteigenden Stufenturm vor, auf dessen vorletzte Stufe man den untersten der sechs Götterhimmel, die Residenz der vier Lokapalas oder Welthüter, versetzte, während der zweite Himmel der dreiunddreißig Götter auf dem Gipfel liegt. Um die Höhe schon dieses Gipfels unserem rationalen Maßstabe zu entrücken, sei erwähnt, daß er mit vierundachtzigtausend Yodschanas angegeben wird, wobei ein Yodschana in den indischen Ländern zwischen sieben und zwanzig Kilometer variiert. Über dem Gipfel des Meru nun erheben sich im unendlichen Ätherraum noch vier Götterhimmel und, diese überragend, die sechzehn Himmel der Brahmawelt oder der „Welt der Gestalt", deren Bewohner, der Macht der Sinne und Gelüste entrückt, nur mehr reine Form besitzen. Auf sie folgen noch vier Arupa-Himmel, Himmel der Gestaltlosigkeit, die von unsichtbaren, auch über die Gestalt hinausgewachsenen Wesen bewohnt werden. Den Abschluß dieser sechsundzwanzig Himmel bildet im volkstümlichen Buddhismus Hinterindiens Nirwana als der siebenundzwanzigste. Die Entfernungen dieser Himmel entsprechen unseren astronomischen[22]).

Das buddhistische Weltsystem ragt also wie ein in zahlreichen Stockwerken sich erhebender Turm in die Unendlichkeit hinauf, und die buddhistische Architektur mit ihrer vertikalen Richtungstendenz ist somit seine adäquate Verkörperung. Ihre Stufenbauten und Schirmdächer können entweder den Terrassen des Berges Meru oder auch den in luftigen Höhen

schwebenden Stockwerken der Himmel entsprechen. In Südostasien ist das erstere, in China das letztere der Fall.

Der Gegensatz dieser turmförmigen, nach oben ins Unendliche sich wiederholenden Welt des Buddhismus zu den westasiatischen und mediterranen Kultbauten, den ägyptischen Tempeln mit ihren gestirnten Himmeln und den Kuppelbauten Syriens und Irans mit dem Tierkreis der Ekliptik, den Kuppelkirchen und Kuppelmoscheen, entspricht dem Gegensatz ihrer Weltbilder: die westliche Welt, zwischen Erde und Himmel eingeschlossen, von Gott erschaffen, die östliche, dem wirklichen Kosmos viel näher kommende, mit ihren unendlichen Räumen. Bemerkenswert aber ist, daß die sumerische Kultur, wie wir gesehen haben, beide Weltbilder kennt und in ihrer Baukunst spiegelt, den geschlossenen Raum und das vertikale Weltbild in den Stufentempeln. Man versuchte, die letzteren mit der Herkunft der Sumerer aus den Gebirgsländern Asiens zu erklären. Vielleicht wurzelt die Vorstellung im indogermanischen Kulturkreis, da ja der Sitz der Gottheit auf Bergspitzen in der christlichen Kirche bis heute fortlebt. Auch erklärte sich dadurch die den buddhistischen und gotischen Kirchenbauten gemeinsame Turmbaukunst, die sich im Wesen allerdings dadurch unterscheidet, daß die gotischen Türme direkt emporsteigen, während die ostasiatischen sich stufenweise erheben.

Deuten die Schirme und Schirmdächer, die schon die frühen indischen Stupas krönten und später in den Pagoden Siams und Chinas bis zu zehn, zwanzig und dreißig übereinandergetürmt wurden, über den Berg Meru hinaus in die Welt der entfernten Himmel, so gibt es in Südostasien ein Bauwerk, das das unmöglich erscheinende verwirklicht und auch die „Himmel der Gestaltlosigkeit“ in eine Form gekleidet hat, ohne

doch die mystischen Gestalten zu profanieren: der *Borobudur* auf Java. Dieser Bau des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung besteht aus acht abgestuften Terrassen, wovon fünf quadratisch und die drei obersten kreisrund sind, und der mit einem Dagoba gekrönt ist. Das Quadrat des Tempels ist nach den vier Kardinalrichtungen orientiert, und in der Mittelachse jeder Seite führen Treppen von Galerie zu Galerie nach oben zur Plattform der runden Terrassen. Der Sockel jeder Terrasse ist mit Reliefs und die Balustraden darüber mit Buddhafiguren, die in Nischen sitzen, geschmückt. Auf der fünften Terrasse aber verschwindet der gesamte, ungemein reiche, plastische Schmuck völlig, und wir sehen nur mehr glockenförmig geformte Dagobas. Man würde vermuten, daß diese Dagobas, wenn nicht massiv, so doch leer seien, doch sieht man mit Staunen, daß einer davon abgedeckt wurde und daß aus der offenen Glockenform ein sitzender Buddha hervorragt. Auch im großen Dagoba, der den Bau krönt, saß ein Buddha, der indessen seiner finsteren Höhle entnommen und unten an der Basis des Baues aufgestellt wurde: so wurde das einst, vor mehr als tausend Jahren, in die dunkle Welt der „Formlosigkeit“ Entrückte von den pietätlosen Händen der neugierigen Wissenschaft entschleiert …

Was bedeutet nun dieser Mikrokosmos, der im Borobudur, dem Tempel der „Unzähligen Buddhas“, wie eine Vision aus einer anderen Welt vor unseren Augen erscheint? Darüber wurde viel geschrieben, diskutiert und gestritten, seit im Jahre 1814 dieser unter Dschungelgebüsch verschwunden gewesene Tempel zum erstenmal wieder von seinem tropischen Pflanzenkleid gereinigt wurde und man – in Abständen von Jahrzehnten – wiederholt an seine Wiederherstellung geschritten

war, die stets in den Anfängen steckenblieb, bis endlich, im Jahre 1907, fast hundert Jahre nach seiner Wiederauffindung, die holländische Regierung eine Wiederaufnahme der fünf Kilometer messenden Relief streifen und der rund fünfhundert Buddhafiguren anordnete, wovon allerdings zweiundsiebzig in den Dagobas verborgen sitzen. Die ausführliche Beschreibung dieses Tempels würde zu weit führen, nur seine Bedeutung, sein Sinn, der durch die Forschungen der letzten Jahre erst erkannt wurde, möge hier angedeutet werden.

Die zahlreichen Buddhas, die den Bau schmücken, sind alle völlig gleich geformt, in der schon jahrhundertealten, von der Wirklichkeit abstrahierenden, klassischen Form, die im Mutterlande Indien in der Guptaperiode (320—470) geprägt worden war. Sie sind alle sitzend, mit gekreuzten Beinen, in der Yogistellung dargestellt, also in der normalen Stellung aller Buddhastatuen. Unterschieden sind sie nur durch die Stellung der Hände, die Mudras. Diese Mudras zeigen Konzentrationsgrade an und werden auch zur Kennzeichnung mystischer Stufen und ihrer transzendentalen Entsprechungen in den Dhyanibuddhas geformt. Man leitete ihren Ursprung auf die Mudras zurück, die Gautama Shakyamuni (muni = der Einsiedler, also der Einsiedler aus dem Shakyastamme) in bestimmten Augenblicken seiner geistigen Laufbahn geformt haben soll, und sie wurden danach benannt. Es sind dies:

Das *Bhumisparshamudra*, der Gestus der Berührung (sparsha) der Erde (bhumi), das Shakyamuni einnahm, als er, von Maras Töchtern versucht, die Erde als Zeugin anrief, daß er sein Gelübde der Enthaltsamkeit bis zur Erleuchtung erfüllen wolle. Er bewegte zu diesem Zweck seine rechte Hand aus dem normalen Meditationsmudra, in dem die rechte Hand, über der

linken flach liegend, im Schoße ruht, und schob sie über seinen Schenkel hinunter, bis die Fingerspitzen die Erde berührten.

Das *Varapradamudra* oder Gelöbnis an den Himmel, sein Gelübde durchzuführen. Es besteht in der Drehung der rechten Handfläche aus dem vorigen Mudra nach oben.

Das *Dhyanimudra* oder das Mudra der tiefen Versenkung, durch die Shakyamuni zur Erleuchtung kam. Es besteht im Aufeinanderlegen der beiden flachen Hände, so daß sich die beiden Daumen mit ihren Spitzen berühren.

Das *Abhayamudra* oder Mudra der Furchtlosigkeit, mit dem Shakyamuni den ihm durch die Versenkung zuteil gewordenen Trost kundgibt. Es besteht in der Vertikalstellung der rechten Hand mit der Handfläche nach außen, wobei bei sitzenden Statuen der Handballen am Fußballen aufliegt, während stehende Figuren den im Ellenbogengelenk vertikal gestellten Unterarm frei erhoben haben. Für stehende Buddhafiguren ist dieses Mudra das gebräuchliche, weil damit Gautama oder Maitreya als Guru, Lehrer, Verkünder und Beschützer, dargestellt wird.

Das *Darmatschakramudra* oder das Mudra der Drehung des Rades (cakra) der Lehre (dharma), die Handhaltung, die Gautama Shakyamuni nach Erreichung seiner Buddhaschaft lehrend, die vier heiligen Wahrheiten verkündend, vorstellt. Die Haltung der beiden Hände symbolisiert die Drehung des Rades der Lehre.

Dieses sind die fünf wichtigsten und in der buddhistischen Kunst fast ausschließlich verwendeten heiligen Mudras des Buddhismus. (Im magischen Ritual der Brahmanen gibt es hundert andere.) Durch diese Mudras nun unterscheiden sich die fünf Dhyanibuddhas, die transzendentalen Spiegelungen

der fünf menschlichen Buddhas in den meditativen Sphären, die am Borobudur an den vier Seiten und oben in den Dagobas der Kreiseterrassen eingestellt sind. Jede Weltrichtung steht unter dem Schutze eines Dhyanibuddha, der dementsprechend in hundert Wiederholungen die betreffende Seite des Borobudur beherrscht: *Akshobya*, der Dhyanibuddha des zweiten Manushi- oder menschlichen Buddha Kanakamuni, sitzt im Bhumisparshamudra in den Nischen der Ostfassade. *Ratnasambhava*, der Dhyanibuddha des dritten menschlichen Buddha Kashiapa, erscheint mit dem Zeichen des Varapradamudra an der Südseite. *Amitabha*, der Dhyanibuddha des vierten menschlichen Buddha, des Gautama Shakyamuni, des einzigen historischen Buddha, beherrscht mit dem Zeichen des Dhyanimudra die Westseite. *Amoghasiddha*, der Dhyanibuddha des fünften, als Erlöser erwarteten menschlichen Buddha Maitreya, tröstet mit dem Abhaymudra die Pilger an der Nordseite. *Vairotschana*, der im Range höchste Dhyanibuddha des ersten menschlichen Buddha Krakutschtschanda, sitzt mit dem Zeichen des Dharmatschakramudra verborgen in den Dagobas der Kreisterrassen. Der absolut höchste oder Adhi-Buddha saß im krönenden großen Dagoba auf der Spitze des Baues und ist jetzt an der Basis des Borobudur im Freien aufgestellt. Er macht das Zeichen des Bhumisparshamudra.

Die Reliefreihen führen den Besucher aus der Welt des Samsara, der Seelenwanderung, der Kamawelt der Sinne und Gelüste, die — am später eingemauerten — Sockel dargestellt ist, an dem Erdenwandel Buddhas und dem Wirken früherer Bodhisattvas vorbei in die Regionen des künftigen Buddha Maitreya und des Dhyanibodhisattva Samantabhadra und

endlich in das gestaltlose Reich des Arupahimmels. Die Dhyanibuddhas der vier Weltrichtungen kennzeichnen die viereckigen Terrassen als *Rupadhatu*, die Welt reiner Form, in der die Darstellungen der Reliefs nur wie eine Vision einstigen Erdenwandels erscheinen. Die leeren Kreisterrassen mit den zweiundsiebzig Dagobas, hinter denen man die geheimnisvolle Gestalt des höchsten Dhyanibuddha mehr ahnt als sieht, ist die nicht zu überbietende Lösung einer ihrem Wesen nach unlösbaren Aufgabe: die Darstellung der Himmel der Gestaltlosigkeit.

Der Borobudur ist also nicht ein Symbol des Götterberges, sondern der oberen Himmel und der Lehre des Mahayana, ein Denkmal, das eine von Angkor Thom sehr verschiedene Lebensauffassung verkündet. „Während Angkor das Dasein bejaht und alle himmlischen Kräfte und Mächte, den Bodhisattva Lokeschvara nicht anders als Schiva, dem Wohl des Reiches und seiner Bewohner dienstbar zu machen sucht, drückt der Borobudur eine völlige Abkehr vom Diesseits aus, und ein überwältigendes Streben nach Überwindung des Lebens und nach Erlösung. In der Mitte Angkors erhob sich der Bayon als Berg Meru des Mikrokosmus Kambodscha. Die Terrassen des Borbudur schweben ihrer Bedeutung nach in unendlichen Himmelsfernen, hoch über dem Gipfel des Meru, dessen Götterwelt dem herabblickenden Auge mit der Welt der Menschen in eins verschwimmt.“ (H.-G.)

AUSGRABUNGEN IN CHINA

Kein anderes Land Asiens brachte der Anthropologie und Archäologie in den letzten zehn bis zwanzig Jahren so viele unerwartete Sensationen und eröffnete diesen Wissenschaften so viele neue Arbeitsfelder als China.

Im Jahre 1927 fand man dreißig Meilen südwestlich von Peking ein paläolithisches Skelett, den „Pekingmenschen", Sinanthropus Pekinensis, der so beiläufig fünfhunderttausend Jahre vor jeder Zeitrechnung sich durchs Leben geschlagen haben mag. Durch diesen Fund war China in den Augen der Anthropologen endlich rehabilitiert, denn es hatte sich nunmehr mit den anderen paläolithischen „Kulturländern" in eine Reihe gestellt. Die Chinesen, die man stets einer Einwanderung von wo anders her bezichtigt hatte, konnten sich in die Brust werfen und auf ihren Ahnen hinweisen. Man stellte fest, daß dieser schon ganz chinesischen Typus aufweist, nicht etwa nur einen mongolischen. Auch seine Steinwerkzeuge hatte er bei sich, und diese gaben ihm noch einen Vorsprung vor anderen Paläolithikern, wie etwa dem armen Homo Heidelbergensis, der keine Beilagen aufwies. Seither wurde der paläolithische Mensch auch in anderen Gegenden Chinas nachgewiesen, im Ordosgebiet und am Gelben Fluß zwischen Schansi und Schensi. Man fand Waffen und Lagerfeuerstätten, wenn auch kein zweites Skelett aus der frühen Zeit. Wohl aber entdeckte man 1933/34 in einer der Stätte des Peking-

menschen nahen Höhle mehrere Skelette aus dem späteren Paläolithikum, die mehr dem paläolithischen Europäer gleichen, also schon einem wandernden Stamm angehören.

Schon sechs Jahre vor dem Pekingmenschen waren Lagen des chinesischen Neolithikums gefunden worden, die kein geringeres Aufsehen gemacht hatten. Der schwedische Forscher J. G. Anderson fand in den Provinzen Kansu und Honan neolithische bemalte Keramik, die an Schönheit der Gefäßformen und des Dekors mit der berühmten Keramik von Susa wetteiferte. Viele Gefäße aus diesen Gegenden kamen in den Handel und sind heute nicht nur in jedem guten Museum, sondern auch in vielen Privatsammlungen zu finden, da sie mit ihrer primitiven Monumentalität unserem modernen ästhetischen Geschmack mehr zusagen als jede andere Keramik. Einige Gruppen weisen Ähnlichkeit mit westlicher neolithischer Keramik auf und sind mit ihr verwandt, andere sind autochthon chinesisch und nehmen die Formen der ältesten chinesischen Bronzegefäße vorweg.

Während in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts diese bahnbrechenden Funde gemacht wurden, erschienen am Pekinger „Curio“-Markt immer wieder Serien von polierten Knochenstücken und von Schildkrötenschalen, teils leer, teils mit alten Schriftzeichen bedeckt, ferner Objekte aus Jade und vor allem schön patinierte Exemplare jener rituellen Bronzegefäße, die in China seit dem grauen Altertum als die wertvollste Hinterlassenschaft der Schang- und Chouzeit, dem 2. und 1. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, geschätzt und bezahlt wurden. Fragte man, woher diese Stücke kämen, so erhielt man ein achselzuckendes „Wer weiß“ zur Antwort, dazu die ausweichende Bemerkung, daß sie am Pekinger


KARTENSKIZZE VON CHINA
100 0 100 200 300
MEILEN
① TSCHOU K'OU TIEN-HÖHLE, IN DER DER PEKING-MENSCH GEFUNDEN WURDE.
② YANG SCHAO, FUNDORT NEOLITHISCHER BEMALTER KERAMIK
③ ANYANG, GEGEND DER HAUPTSTADT DER SCHANG-DYNASTIE
④ HAO, HAUPTSTADT VON CHINA NACH DER EROBERUNG DURCH DIE CHOU
⑤ GRÄBER DER ERSTEN CHOU-KÖNIGE
⑥ LOYANG, ÖSTL. HAUPTSTADT
⑦ GRÄBER IN HSÜN HSIEN
MONGOLEI
MANDSCHU-KUO
HARBIN
HSINKING
KIRIN
FENGTIEN
MUKDEN
WLADIWOSTOK
KOREA
SEOUL
JAPAN
DAIREN
JEHOL
CHENGTEH
DOLONOR
KALGAN
PEIPING
TIENTSIN
TSCHILI
GELBES MEER
TSINAN
SCHANTUNG
Hoangho
ANYANG
KAIFENG
LOYANG
SCHANSI
HONAN
KIANGSU
SHANGHAI
NANKING
ANHWEI
Yangtse
KIUKIANG
HANKOU
HUPEH
NANTSCHANG
KIANGSI
TSCHEKIANG
WENTSCHOU
FUTSCHOU
FUKIEN
AMOY
FORMOSA
HONGKONG
KANTON
KUANGTUNG
TSCHANGSCHA
HUNAN
KWEITSCHOU
KWEIYANG
KWANGSI
YÜNNAN
SZETSHUAN
CHENGTOU
Yangtse kiang
SCHENSI
KSIAN
KANSU
LANGTSCHOU
SUIYUAN
(Gelber Fluß)
NINGHSIA

Markte aufgetaucht seien. Es sickerte jedoch die Nachricht durch, daß es sich um Objekte aus den Gräberfeldern und Siedlungslagen der Schangkultur im Bezirke Anyang im Norden der Provinz Honan handle. Es waren Funde der dort ansässigen Grabräuber, die vom Verkauf solcher Funde lebten.

Nachforschungen nach der Herkunft der Schriftknochen ergaben, daß in einem Dorfe des Bezirkes Anyang, etwa achtzig Meilen nördlich vom Gelben Flusse, Bauern auf ihren Feldern beim Pflügen immer wieder solche fanden. Ein schlauer Bauersmann hatte sie als Splitter von Drachenknochen erklärt, die, pulverisiert, ein Medikament ersten Ranges liefern würden, und verkaufte sie dem Drogisten. Die archäologische Untersuchung ergab, daß diese Knochensplitter und Fragmente von Schildkrötenschalen Orakelknochen seien, die von den Wahrsagern des Schangvolkes am Feuer geröstet wurden, damit man aus den so entstandenen Rissen die Antwort des Schicksals auf gestellte Fragen lesen könne. Es dauerte wiederum mehrere Jahre, bis man imstande war, die Schriftzeichen zu entziffern, und bis in Anyang systematische Ausgrabungen gemacht werden konnten, die tausend solcher Schriftknochen zutage förderten.

Die Durchführung wissenschaftlicher Grabungen ist selbst für Chinesen in ihrem eigenen Lande kein leichtes und ungefährliches Unternehmen. Daher liegen dort noch ungeheure Schätze alter Kultur unter der Erde. Nicht nur archäologische Ausgrabungen, sondern jeder ungewohnte Eingriff mit dem Spaten in das Erdreich war seit jeher scheel angesehen, weil dadurch die magischen Einflüsse der Gegend gestört werden könnten. Davon wußten schon die Ingenieure

der ersten Eisenbahnbauten ein Liedchen zu singen. Ein größeres Stück Land, wo einst eine Stadt gelegen hat, methodisch mit Suchgräben zu durchfurchen, um den Lauf der alten Mauern zu finden und dementsprechend den Spaten ansetzen zu können, ist kaum möglich, ohne auf Gräber zu stoßen, und Gräber sind heilig und sollen ungestört bleiben. Es bedarf umständlicher kosmomagischer Untersuchungen und Überlegungen aller Art, bis die günstigste Lage für ein Grab gefunden wird; ist dies aber gelungen, so kann so ein Grab der ganzen Familie für Generationen Glück bringen. Die günstige Lage des einen hat aber nicht auch die des anderen zur Folge: es gab keine Friedhöfe, auf welchen sich alle Toten miteinander vertragen mußten. Nach höheren Gesetzen sind die Gräber über die Felder und Fluren des Landes zerstreut, überall, besonders außerhalb der Städte, sieht man die Hügel aus Weizen- und Maisfeldern aufragen. Die Felder werden bestellt, aber die Grabhügel bleiben ungestört. Man hat Respekt vor dem Toten und will die Geister nicht ärgern, die sonst der Familie des Begrabenen Unglück bringen könnten.

Die Chinesen sind ein geduldiges Volk und lassen mancherlei Unbill über sich ergehen, aber in Sachen des Ahnenkults verstehen sie keinen Spaß. Da war einst, so erfahren wir aus der Geschichte, eine Stadt in größter Not, vom Feinde völlig eingeschlossen, ohne Hoffnung auf Hilfe von außen, ohne Lebensmittel und Wasser. Es gab nur noch die zwei verzweifelten Möglichkeiten der Übergabe oder der Vernichtung. Da bemerkte der General der Verteidigungstruppen zu einem mutmaßlichen Spion: „Ich hoffe nur, daß der Feind nicht auf die Idee kommt, die Gräber der Ahnen aufzugraben, denn das

würde uns zur Übergabe zwingen." Prompt erreichte dieser Ausspruch den Feind noch in der folgenden Nacht. Als die Belagerungstruppen am nächsten Morgen vor den Mauern der Stadt begannen, die Gräber zu öffnen, bemächtigte sich der Bevölkerung eine derartige Wut, daß sie einmütig einen Ausfall machte und den Feind vernichtete.

Diese Scheu vor Gräberstörung erstreckt sich bis zurück in frühere Jahrtausende. Die gegenwärtigen Ausgrabungen in Honan und an anderen Orten werden nicht etwa von Europäern, sondern von offizieller chinesischer Seite, dem Nationalen Forschungsinstitut für Geschichte und Philologie, durchgeführt. Trotzdem sandte im Frühjahr 1934 der Vorsitzende der chinesischen Prüfungskommission, Yüan, einer der höchsten Beamten des Staates, ein Rundtelegramm an verschiedene Provinzgouverneure, sie mögen die Ausgrabungen alter Gräber sofort einstellen lassen. Er wies darauf hin, daß Gräberraub früher bestraft wurde, indem man den Schuldigen in kleine Stücke zerschnitt. Warum sollten nun die Leute, die dieses Verbrechen begehen, nur deshalb von der Bestrafung ausgenommen sein, ja sogar dafür von der Regierung bezahlt werden, weil sie sich „Wissenschaftler" nennen? Die Archäologie ist also in China keine so harmlose Beschäftigung wie bei uns.

Trotzdem war natürlich Grabschändung in China ebenso wie im ergiebigen Ägypten und anderen Ländern seit alters ein blühendes Geschäft. Weder Fallen noch Gift, noch die furchtbaren, auf die Särge geschriebenen Flüche, konnten die Leute von diesem gewinnbringenden Verbrechen abhalten. Die Vorliebe der Chinesen wird von derselben Ehrfurcht für alles Vergangene genährt wie ihre Scheu vor der Berührung

von Gräbern. Daher blühte in Peking der Handel mit Antiquitäten seit jeher und eiferte die privaten Unternehmer von Ausgrabungen ebenso in ihrer Tätigkeit an wie die Fälscherwerkstätten. Mit guterfundenen Geschichten einer romantischen Herkunft versehen, gehen die Waren reißend ab.

Die Ausgrabungen der Schangresidenz in Anyang, die seit 1931 vom obenerwähnten Nationalen Forschungsinstitut durchgeführt wird, hatte daher mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Klima beschränkt die Grabungskampagne auf vier Monate des Jahres, zwei im Frühjahr und zwei im Herbst. Im Winter ist es zu kalt, im Sommer zu heiß. Aber auch diese vier Monate fallen zum Teil in die windigen Jahreszeiten, und Sandstürme, die eine dichte Wolke jenes gelben Sandes mit sich führen, von dem die berghohen Lößschichten der chinesischen Nordwestprovinzen gebildet wurden, sind häufig. Die Winde sind stark genug, um einen Mann vom Boden aufzuheben und wo anders niederzuwerfen. Unter solchen schwierigen Bedingungen, die Gesichter mit Schutzhauben und Brillen versehen, haben die chinesischen Forscher in Anyang Schicht um Schicht der ältesten Kultur Chinas freigelegt.

Eine andere Gefahr, unter deren Drohung anfangs auch die staatlichen Forscher arbeiten mußten, sind die Räuberbanden. Die Provinz Honan und besonders der Bezirk Anyang sind eine gefährliche Gegend, weil die hoffnungslos verarmten Bauern in ihrer Verzweiflung oft diesen Ausweg suchen, um sich Nahrung zu verschaffen. Hatte einer der Grundbesitzer das Glück, in seinem Boden bedeutendere Funde zu machen, so lief er Gefahr, von den Räubern entführt und nur gegen hohes Lösegeld freigegeben zu werden. Für den Gräberraub

haben sich diese Leute eine eigene Methode zurechtgelegt. Da sie dieses Handwerk bei Tag nicht ausüben können, beschränken sie sich darauf, tagsüber den Boden zu sondieren. Zu diesem Zweck stoßen sie an ihnen günstig erscheinenden Stellen Hohlstäbe in den Boden und schließen aus der damit ausgehobenen Erde auf das Vorhandensein eines alten Grabes. Nun bereiten diese Leute in aller Heimlichkeit ihre Grabung vor. Fünfzig bis sechzig Mann stark, begibt sich die Bande, mit Pistolen bewaffnet, bei Einbruch der Nacht an die bezeichnete Stelle. Ein paar von ihnen graben einen Schacht in die Tiefe, während die andern einen Verteidigungsring rund um die Grabung bilden. Die Arbeit geht rasch vonstatten und ist bei Tagesanbruch vollendet. Wer immer sie daran hindern wollte, würde erbarmungslos niedergemacht werden. Nur eine Abteilung geschulter Soldaten könnte dagegen mit Erfolg eingreifen.

Das Nationale Forschungsinstitut pachtet den Grund, den es untersuchen will, für hundertachtzig mexikanische Dollar (die rund ebensovielen Reichsmark entsprechen) den Acre (0,40 Hektar) für das Jahr, so daß der Grundeigentümer dafür mehr Geld bekommt, als ihm die darauf erzielte Ernte eintragen würde. Trotzdem werden die Ausgräber scheel angesehen und um ihre Funde beneidet. Das Gelände der einstigen Schangresidenz war zur Zeit, als die staatliche Grabung einsetzte, schon dicht mit privaten Grabungsschächten durchbohrt. Welcher Schaden dadurch der wissenschaftlichen Forschung zugefügt wird, erhellt aus folgendem Fall. An der Stelle einer Schangsiedlung wurden vor einigen Jahren tief im Boden sieben große, mit Schriftzeichen bedeckte Schildkrötenschalen gefunden. Fünfzehn Zentimeter davon entfernt

befand sich ein Schacht, den ein Bauer gegraben hatte. Die Schildkrötenschalen gaben vollständige Aufklärung über die dort befindlichen Bauten und ihre Datierung und viele andere wertvolle Nachrichten. Wäre der Bauer auf sie gestoßen, so wären sie, von ihrem Standort entfernt, fast wertlos gewesen. Die Gefahr, daß durch diese Raubgrabungen die Möglichkeit, die Schangkultur aus den Funden zu rekonstruieren, vereitelt worden wäre, wurde durch das Eingreifen der staatlichen Grabungen im letzten Moment beseitigt.

Bis 1934 war noch kein einziges, unberührtes und daher datierbares Schanggrab ausgegraben worden. Man konnte daher über die Bestattungsweise der Schang noch keine Auskunft geben und ebensowenig über die damit verknüpfte Religion. Nicht ein einziges Ritualbronzegefäß war bis dahin unter wissenschaftlicher Aufsicht gefunden worden. Die größte Lücke bestand jedoch im Fehlen irgendeines Skeletts, aus dem die Rasse des Schangvolkes hätte bestimmt werden können. Hunderte solcher Skelette waren schon zerstört worden. Die Grabräuber hatten die Gewohnheit, die Knochen in alle Winde zu zerstreuen, um die Rache des Geistes des Toten zu verhindern. Man drohte den Ausgräbern des Nationalen Forschungsinstituts, daß man ihre Untersuchungen der alten Siedlungen zwar dulden wolle, sie aber, sobald sie in die Gräber eindrangen, hinterrücks abknallen würde. Diese Drohungen wurden an die Regierung weitergegeben, die nun endlich eingriff. Im Herbst 1934 erhielten die Staatsorgane des Bezirkes Anyang ein mit scharfen Worten formuliertes Telegramm, das von Tschiang Kai-Schek und Wang Tsching-Wei gezeichnet war, mit dem Befehl, dafür zu sorgen, daß alle privaten Grabungen sofort eingestellt würden.

DIE GROSSE STADT SCHANG

Die offizielle chinesische Chronologie der chinesischen Dynastien beginnt mit den Hsia von 2205—1766, auf welche die Schangdynastie von 1766—1122 folgte. Alles, was darüber in der chinesischen Geschichtsliteratur gesagt wurde, war jedoch legendär, so daß bisher die Geschichte Chinas erst mit dem Antritt der Choudynastie anfing, für deren Antritt man sich auf das Jahr 1122 geeinigt hatte, obwohl auch dieses nicht feststeht. Durch die gegenwärtigen Ausgrabungen in Anyang nun wurde die Spanne der geschichtlichen Zeit um etwa zweieinhalb Jahrhunderte, bis in das vierzehnte Jahrhundert v. d. Zw. zurück, verlängert.

Der chinesischen Überlieferung nach zog ein mächtiger Stammeskönig, Pan Keng, kurz nach 1400 mit seinem Volke in die Gegend von Anyang und baute dort am Ufer des Huanflusses die „Große Stadt Schang". Diese Nachricht wurde durch den archäologischen Befund bestätigt. Das Volk dieser Stadt ist das älteste chinesische Volk, das die Geschichte kennt, und das Königreich, das von dieser Stadt aus regiert wurde, war das Reich der Schangdynastie.

Die Lage war für die Gründung einer Stadt ideal. Der Lößboden, der aus einer sandig zersetzten Lehmmasse mit vegetabilen Bestandteilen aller Art besteht, gilt als eine der fruchtbarsten Ackererden. Er ist in der Regel nicht mit Bäumen und Sträuchern bedeckt und braucht daher keine

Rodung. Der Fluß lieferte Wasser für Felder und Vieh und schützte durch eine Schleife in seinem Lauf die Stadt von drei Seiten. Gegen Überfälle von Westen her war die Stadt durch eine lange, nordsüdlich verlaufende Gebirgskette geschützt, von der sich ein östlicher Ausläufer der Stadt näherte und das nötige Bauholz lieferte. Alle Bedingungen für die Entstehung einer seßhaften Kultur von Dauer waren gegeben. Die Vorteile der Gegend waren auch von früheren Stämmen schon bemerkt worden, denn man fand an einer anderen Schleife des Flusses die Spuren neolithischer Siedlungen, und es ist wahrscheinlich, daß diese Neolithiker noch dort hausten, als die Schang die Gegend besetzten, und daß sie diesen hörig wurden. Die neolithischen Häuser am Huanflusse waren bienenkorbartige Gruben von drei bis vier Meter Durchmesser, die man in den Boden eintiefte und die etwa Manneshöhe hatten. Diese Grubenhäuser waren mit Holzbalken, die mit Stroh und Erde bedeckt waren, eingedeckt. Der Eingang war durch eine Türe im Dach. Da der Löß durch seine natürliche röhrenförmige Vertikalstruktur zur Bildung haltbarer Wände besonders geeignet ist, waren diese Häuser bewohnbar. Horizontale Höhlenbauten gibt es ja in China, besonders in den Lößbergen der Provinzen Honan, Schensi und Schansi, auch heute noch zu tausenden, ja, diese sind oft sehr bequem hergerichtet und bieten den Bewohnern gerade dieser Gegenden besseren Schutz als freistehende Lehmhütten. Sie schützen vor den argen Sandstürmen ebenso wie vor der Kälte des Winters und Hitze des Sommers. Mit Türen und Fenstern versehen und aus mehreren Räumen bestehend, unterscheiden sie sich innen kaum von normalen Wohnungen. Die neolithischen Grubenwohnungen, die auch über ganz

Nordchina verbreitet waren, sind dagegen recht primitive Wohnstätten und wurden später wohl nur als Lagerräume und Sklavenwohnungen benützt. Die Häuser des Schangvolkes waren ganz anderer Art.

Das Schanghaus hat bereits den fertigen Typus des chinesischen Wohnhauses, wie es bis heute besteht. Dieses wird auf einer erhöhten Plattform aus Erde, die mit einer Ziegelmauer umschlossen ist, auf Holzpfählen errichtet. In der Schangzeit hatte man noch keine gebrannten Ziegel, daher wurde die Erde festgestampft. Man errichtete eine Leerform aus Holzbalken, schüttete darin die Erde auf und stampfte Lage nach Lage fest; eine Technik, die schon in der neolithischen Zeit angewendet wurde und bis heute besteht. Die Plattformen der Schang waren so festgestampft, daß sie dem Regen von dreitausend Jahren widerstanden haben. Die Terrasse war etwas breiter als das Haus, mit einem Vorsprung am Eingang.

Das Haus bestand aus einem Giebeldach, das von drei Reihen von Pfeilern gestützt wurde, und die Pfeiler standen auf einem in den Boden gestampften Stein als Basis. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen dem Schanghaus und dem modernen Wohnhaus besteht darin, daß die mittlere Stützenreihe der Längsachse, die vom Boden bis zum Firstbalken reichte, unten weggefallen ist, weil sie vom Dachstuhl getragen wird. Die Mauern der heutigen wie der alten chinesischen Häuser sind nur Schirmwände, die zwischen den Pfeilern eingezogen sind, ohne das Dach zu stützen. Sie bestanden damals aus gestampfter Erde (Pise), während sie heute zumeist wohl mit einer Ziegelschicht eingezogen werden.

Vom Bau eines Schanghauses gaben die folgenden Verse

des Schi king, des alten klassischen Buches der Lieder, eine anschauliche Vorstellung:

„Er rief seinen Aufseher der öffentlichen Arbeiten,
Er rief seinen Minister für Unterweisung,
Und er beauftragte sie, Häuser zu bauen.
Mit der Schnur machten sie alles gerade,
Sie machten die Formgerüste fest, so daß sie sich lotrecht erhoben.
Empor wuchs der Ahnentempel in feierlicher Größe.
Scharen trugen die Erde in Körben herbei;
Unter Ausrufen schütteten sie sie in das Gerüst.
Sie stampften sie mit tönenden Stößen;
Sie glätteten die Mauern, und diese gaben einen kräftigen Ton.
Fünftausend Ellen erhoben sich gleichzeitig,
So daß der Wirbel der großen Trommel sie (die Arbeit) nicht übertönte.“

In einem anderen Sang des Schi king wird geschildert, wie die langen Stämme für die Firstbalken und Pfosten aus den Wäldern herbeigeschafft wurden:

„Wir stiegen hinauf den Chingberg,
Wo die Föhren und Zypressen symmetrisch wuchsen;
Wir fällten sie und brachten sie hieher;
Ehrerbietig behauten wir sie viereckig.
Lang sind die vorkragenden Föhrenstämme,
Hoch sind die vielen Pfeiler.
Der Tempel wurde vollendet — ein Rastort."

Der Stolz auf lange, weit vorkragende Balken und hohe Pfeiler lebt in China bis heute. Als im Jahre 1889 der „Tempel des Glücklichen Jahres", das Hauptgebäude des Himmelstempels in Peking, durch einen Blitzschlag zerstört wurde und man an den Wiederaufbau schritt, erhob sich das Problem der Beschaffung von fünfundzwanzig Meter hohen Baumstämmen, die das Dach tragen. Da im Lande solche Baumriesen nicht mehr auffindbar waren, schaffte man mit enormen Kosten Fichtenstämme aus dem Staate Oregon an der amerikanischen Westküste herbei. Das Balkenwerk chinesischer Tempel und Häuser ist auch heute noch, besonders außen, mit glückbringenden Emblemen, besonders Pfirsichen, dem Erzsymbol der Langlebigkeit, ferner mit Büchern, alten Vasenformen, Bronzegefäßen und auch mit landschaftlichen Veduten bemalt, dem gleichen Schmuck, mit dem die Vasen verziert sind. So war es schon in der Schangzeit üblich, wie unter anderem von Konfuzius erwähnt wird. Von der Innendekoration wissen wir nichts, doch kann kaum ein Zweifel bestehen, daß sie üblich war. Die Ornamente und Figuren der Schangbronzen wurden nicht erst für diese erfunden und schmückten wohl auch die Wände. Ebenso muß die Schnitzornamentik, die in China seit jeher blühte, schon damals einen hohen Stand erreicht haben. Das Innere eines Schangpalastes war zweifellos sehenswert.

Über den Plan der Stadt Schang und ihrer Stadtmauer liegen Nachrichten noch nicht vor, da die Ausgrabungen im Zentrum der Stadt eingesetzt haben.

Wenn auch der Ackerbau die lebenswichtigste Beschäftigung des Volkes war, so spielte doch auch die *Jagd* eine große Rolle. Die Beininschriften geben über sie konkrete Daten, be-

richten z. B. von „Strecken“ bis zu 350 Tieren als Erfolg einer Hatz. Darunter gab es Tiger, Panther, Hirsche, Gazellen, Bären, Hasen, Fasanen und manchmal sogar Elefanten, die damals in dieser Gegend noch vorgekommen zu sein scheinen. Die mit Gefahr verbundene Jagd auf Tiger und andere reißende Tiere war als Sport beliebt. Ein Gedicht des Buches der Lieder beschreibt eine solche:

> Schu ging jagen;
> Auf seinem Wagen mit Vieren stehend,
> Die Zügel wie Bänder in seiner Hand,
> Während die zwei äußeren Pferde laufen wie Tänzer.
> Schu ist im Sumpfland.
> Überall zugleich flammt das Feuer auf,
> und mit entblößten Armen packt er einen Tiger
> und bietet ihn dem Herzog an.
> O Schu! Versuche (solchen Sport) nicht wieder!
> Hüte dich, damit du nicht Schaden erleidest.

Als gewöhnliche Fleischnahrung dienten dem Volk von Schang die gleichen Haustiere wie uns. Vor allem das Schwein, das in der neolithischen Zeit nicht nur in Nordchina, sondern ganz allgemein, besonders auch in Europa das beliebteste Schlachttier war; dann Rinder, Schafe, Hunde und Hühner. Trotz der Rinderzucht kannten die Chinesen jedoch nicht die Milchnahrung und verachten bis heute Milch und Milchprodukte, mit Ausnahme der vor nicht langer Zeit aus Amerika eingeführten Eiscreme. Diese Abstinenz von einem von der Natur nahegelegten Hauptnahrungsmittel erscheint um so auffallender, als sie Nachbarn der nomadischen Mongolen sind,

die gerade davon leben. Der verstorbene Anthropologe und Sinologe Berthold Laufer in Chikago stellte fest, daß die Enthaltung von Milch Asien und Europa in zwei Lager teilt, ein östliches und ein westliches. Die Bewohner von China, Korea, Japan und Indochina mit den Malayen nehmen keine Milchprodukte zu sich, während alle Indoeuropäer, Skythen, Semiten, Türken, Mongolen und Tibetaner seit jeher der Milchnahrung zusprechen. Sie alle bereiten die uns durch die Bulgaren vermittelte, als Joghurt bekannte gestockte Milch, eine für jeden Asienreisenden köstlich erfrischende und überall erhältliche Speise. Die heitere Pointe dieser Scheidung ist jedoch, wie Dr. Laufer ferner feststellte, daß epische Dichtung bei den meisten Völkern zu finden ist, die Milch trinken, dagegen von Milchabstinenten nicht produziert wird. Die Erklärung für diesen Zusammenhang hat er allerdings nicht versucht. Von dieser Abneigung gegen den Genuß von Milchprodukten erzählt der Sinologe H. G. Creel folgende Anekdote: ein Chinese, der viele Jahre an der mongolischen Grenze gelebt hatte, kam nach Peking. Da er gut mongolisch sprach und die Sitten dieses Volkes gut kannte, beschloß er spaßhalber, sich als einen mongolischen Prinzen auszugeben. Er erhielt daraufhin zahlreiche Einladungen zu festlichen Mahlzeiten. Nach einiger Zeit wurden jedoch einige Chinesen argwöhnisch und beschlossen, den Prinzen auf Herz und Nieren zu prüfen. Sie bereiteten ein Festmahl, bei dem die Tafel statt mit den üblichen chinesischen Delikatessen, ausschließlich mit Milch, Butter und Käse bedeckt war, lauter Lieblingsgerichte der Mongolen. Entsetzt floh der „Mongolenprinz“ das gastliche Haus; nichts auf Erden hätte ihn bewegen können, diese Speisen anzurühren[23]).

Diese eingefleischte Abneigung gegen Milchprodukte ist einer der stichhaltigsten Gründe gegen die übliche Meinung, daß die Chinesen früher Nomaden gewesen seien, die es eines Tages vorzogen, seßhaft zu werden. Dagegen spricht, wie Creel hervorhebt, ebensosehr auch die Tatsache, daß in der alten chinesischen Literatur mit keinem Wort auf eine solche Phase der Vorzeit hingewiesen wird. Den Chinesen war seit jeher nur der Ackerbau eine geradezu geheiligte Arbeit. Vieh wurde außer zum Feldbau und zur Nahrung auch für die Opfer gezüchtet. Das piktographische Zeichen für ‚männlich' ist in der damaligen Bilderschrift ein Zeichen, das Feldarbeit vorstellt. Der wichtigen Stellung des Ackerbaues entsprechen auch die damit verbundenen Riten und Opfer, über die die Knocheninschriften ebenfalls Bescheid geben. Die bis zum Ende der chinesischen Kaiserzeit im Jahre 1911 üblichen Jahresopfer im Himmelstempel durch den Kaiser und die im Tempel des Ackerbaues stattgefundenen Zeremonien wurzeln in der Schangzeit und über diese hinaus in grauer Vorzeit. Im zweiten und dritten Monat des Jahres, im Frühjahr, wurde das Orakel über die Ernteaussichten des Jahres befragt. Die Ahnen wurden mit Opfern geehrt und um gute Ernte gebeten. Der König selbst inspizierte von Zeit zu Zeit die Felder. Die wichtigste Voraussetzung war natürlich der Regen. Das Klima in Nordchina ist während des Herbstes und Winters sowie im größten Teil des Frühjahres trocken, daher findet man auf den Orakelknochen die Fragen: ‚Wird es genug Regen für die Hirseernte geben?' ‚Wird (der Geist) Ti genügend Regen für das Jahr bewilligen?' Oder einfach ‚Wir flehen um Regen'. Aber auch die ängstliche Frage erscheint: ‚Wird es verheerend regnen?' Diese Frage bezieht sich auf die oft furchtbaren Som-

merregen, die nicht nur die Ernte verheeren, sondern oft auch das Erdreich überschwemmen und wegschwemmen und die mühsame Arbeit von Jahren vernichten.

Die wichtigsten Getreidesorten waren Weizen, Hirse und Reis. Da in den neolithischen Siedlungen Chinas Weizenreste bisher noch nicht gefunden wurden, schließt man auf seine Herkunft aus westlichen Ländern. Die steinzeitliche Feldfrucht, die bis heute die Hauptnahrung der armen Bevölkerung bildet, war die Hirse. Daraus wurde schon in der Schangzeit auch eine Art Bier gebraut, das in den Opferriten eine Rolle spielte. Es scheint, daß auch Reis schon in neolithischer Zeit in Nordchina gepflanzt wurde, wie man aus Abdrücken von Körnern in neolithischen Gefäßen geschlossen hat. Außerdem wurde die Züchtung von Hanf festgestellt. Die Feldarbeit war Sache der Männer; die Frauen bereiteten die Mahlzeiten und trugen sie aufs Feld. Dagegen war die Seidenzucht Frauenarbeit. Auch über diese für China so wichtige Arbeit gibt das Buch der Lieder eine Schilderung:

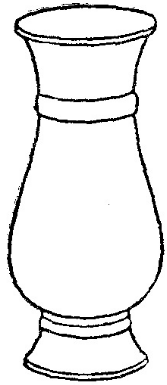
Mit den Frühlingstagen beginnt die Wärme,
und die Goldamsel zwitschert ihr Lied.
Die jungen Frauen nehmen ihre tiefen Körbe
Und schreiten die schmalen Pfade entlang,
Umschau haltend nach den (Blättern der) zarten Maulbeerbäume.
Im Seidenwurmmonat streifen sie ab
Die Blätter von den Maulbeerzweigen,
Und nehmen ihre Äxte und Beile,
Um die abzuhacken, die hoch und entfernt sind.
Nur von den jungen Bäumen nehmen sie die Blätter.

Im siebenten Monat hört man den Würger.
Im achten Monat beginnen sie zu spinnen,
Sie machen dunkle und gelbe Gespinste
Unsere rote Ware ist sehr berühmt,
Sie dient für die Unterkleider der jungen Prinzen.

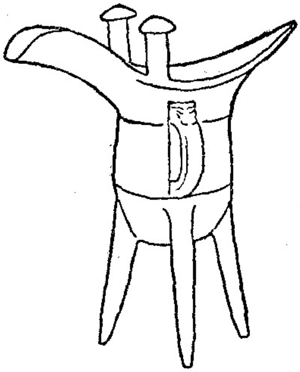
Besitztum, Wohlhabenheit und Reichtum wurde in der Schangkultur durch Ackerbau, Viehzucht und Jagd, manchmal auch durch Kriegsbeute gewonnen. Handel wurde auch betrieben, war aber durch die Verkehrsschwierigkeiten beschränkt. Neben dem Austausch von Waren gab es auch Geldgeschäfte. Als Münze diente auch hier die Kaurimuschel.

Das Handwerk war im Schangreich, wie die Funde zeigen, vielseitig entwickelt. Spindeln aus Ton und Reste von Gespinsten zeugen für die Weberei, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Stein und Bein, ebenso Figürchen von Tieren und Menschen für die schon in der neolithischen Zeit hochentwickelt gewesene Stein- und Beinschneidekunst. Kochlöffel und Haarnadeln mit Zieraten aus Bein werden in Mengen gefunden, die Objekte aus Holz sind natürlich vermodert. Die Keramik ist nicht bemalt wie mehrere neolithische Gruppen, aber mit in die noch weiche Tonfläche eingeritzten Ornamenten geschmückt. Einige Gefäße zeigen bereits Anfänge der Glasur. Es gab mehr als fünfzehn Gefäßformen, die fast alle in den Sakralbronzegefäßen weiterlebten.

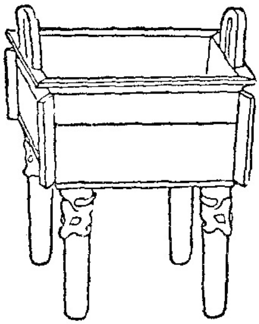
Mit diesen letzteren betreten wir das Reich der Kunst, und stehen einer Kategorie der angewandten Kunst gegenüber, deren Objekte in China seit jeher, in Europa und Amerika seit einigen Jahrzehnten, ganz besonders aber seit etwa zehn Jahren, die höchste Wertschätzung genießen und im Handel Re-



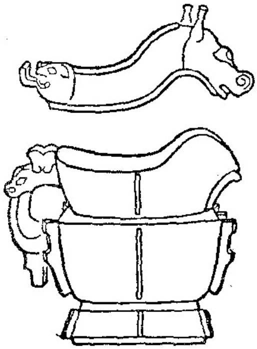
Chih



Chüeh



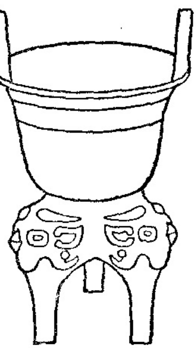
Ting



Kuang



Tsun

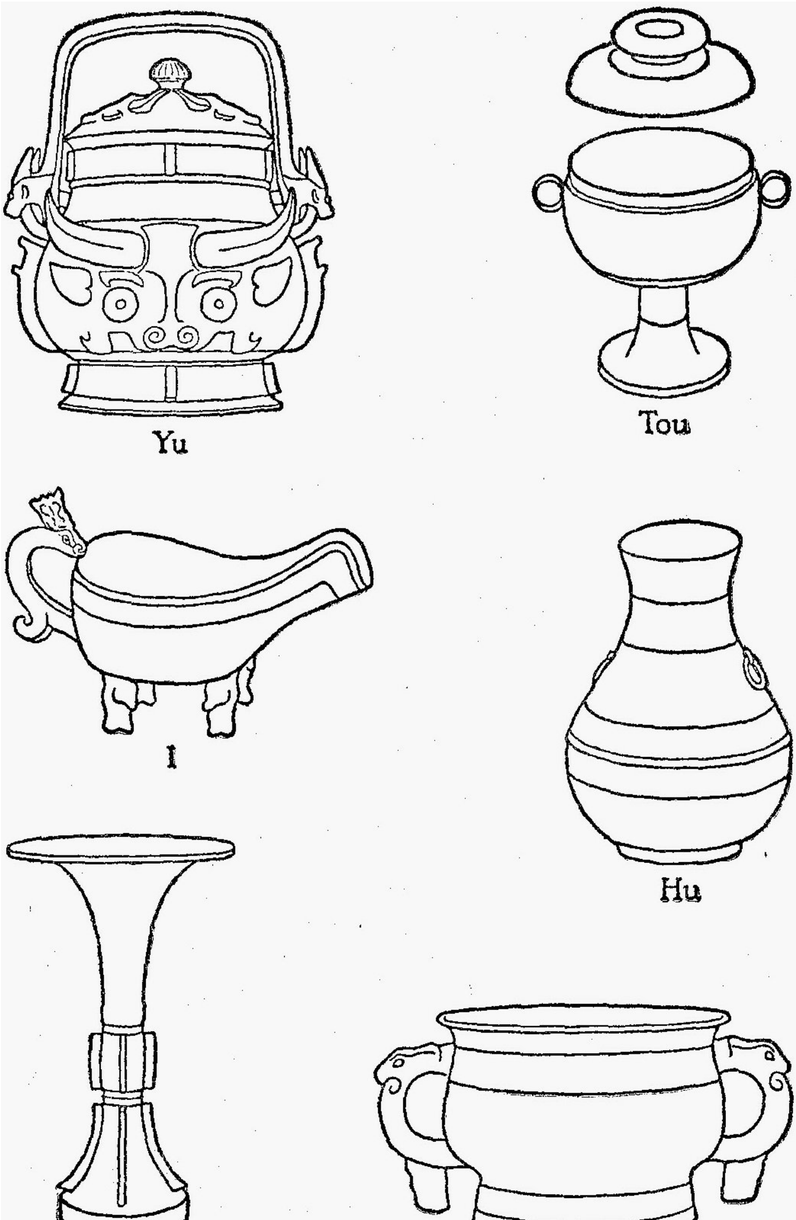


Hsien

Haupttypen der altchinesischen Sakralbronzegefäße

kordpreise erzielen. Man braucht durchaus kein Snob zu sein, um diese Gefäße allen anderen Erzeugnissen alter angewandter Kunst, östlicher und westlicher, bei weitem vorzuziehen. Um so weit zu kommen, bedarf es allerdings besonderer ästhetischer Erziehung und archäologischer Kenntnisse. Unmittelbar, wie eine Sungvase, nur durch ihre schöne Form und den farbigen Schein der glasierten Oberfläche, ergeben sich diese ehrwürdigen Urahnen der Gefäßkunst keinem naiven Beschauer. „Nur schrittweise kommt man zur Erkenntnis, daß diese zuerst grotesk erscheinenden Tiere und Ornamente für das Volk, das diese Bronzen herstellte, einen konkreten Sinn und eine bestimmte Funktion hatten. Je öfter man sie betrachtet und je vertrauter man mit diesem Ornamentstil wird, desto mehr bewundert man die außerordentliche Kunst, mit der hier Motive verschiedenen Ursprungs, Tiere und geometrische Ornamentik zu einem harmonischen Ganzen vereinigt sind, das oft die ganze Oberfläche bedeckt, ohne sie zu überfüllen. Diese Schätzung steigert sich bei manchen Leuten zur Leidenschaft für diese Bronzegefäße und diese artet manchmal in eine Art von Besessenheit aus. Man erzählt sich Geschichten von Ausländern in China, die sich fast finanziell zugrunde richten, weil sie es nicht lassen können, ‚nur noch ein schönes Stück‘ mehr zu erwerben“ (Creel).

Man kann drei Hauptgründe für die außerordentliche Schätzung der Schangbronzen geltend machen: erstens ihr Alter, zweitens ihre aristokratische Haltung, drittens ihre ästhetische Wirkung. Schon in den alten kanonischen Büchern, besonders im Li-ki, den Aufzeichnungen der Sitten und Gebräuche der alten Zeit, finden sich Hinweise auf diese Gefäße, ihre Namen und Ausmaße, als Personalbeschreibungen. Und seit dem



Haupttypen der altchinesischen Sakralbronzegefäße

10. Jahrhundert liegen illustrierte Kommentare und Kataloge der kaiserlichen Sammlungen vor, deren letzter vom großen Kunstmäzen der Mandschukaiser, Chien Lung, im Jahre 1751 herausgegeben wurde. Da diese Gefäße ihrer hohen Schätzung wegen auch seit alter Zeit kopiert und gefälscht wurden, fanden sich selbst in der kaiserlichen Sammlung in Peking Kopien aus der Sungzeit (960—1279). Eine zuverlässige, wenn auch noch weitmaschige Chronologie wurde erst in den letzten zehn Jahren rekonstruiert, seit man die Inschriften vieler Gefäße entziffert hat und durch die wissenschaftlichen Ausgrabungen auch Fundort und Alter der einzelnen Objekte genau festgelegt werden konnten. Seither können wir die Schanggefäße des 14.—12. Jahrhunderts von den Chougefäßen des 11.—4. Jahrhunderts, und letztere in ihren wieder stilistisch sehr verschiedenen Perioden kritisch und zuverlässig unterscheiden.

Ihre aristokratische Stellung in der gesamten Gefäßkunst und den angewandten Künsten überhaupt beruht in ihrer Verwendung im Ahnenkult, der eigentlichen Religion Chinas. Es sind nicht profane, sondern geheiligte Gefäße, vergleichbar unseren Kirchenkelchen. Ihre ornamentale Ausschmückung hat symbolische und magische Bedeutung. Als in der späteren Chouzeit das Ahnenritual zu einer Konvention verblaßte, macht auch die altehrwürdige Dekoration der Bronzegefäße einer konventionellen, rein ornamentalen Ausschmückung Platz. Da für jede Art von Ahnenopfer eine bestimmte Gefäßform verwendet wurde, hatte jedes Gefäß seinen Familiennamen. Gewiß, auch die Griechen und die modernen Kulturen unterscheiden eine Amphora von einer Schale, einen Krug von einer Flasche durch verschiedene Benennung, doch diese

Unterscheidungen von Gestalten können mit jenen nicht verglichen werden. Es sind leere Bezeichnungen ohne Inhalt. Betrachten wir dagegen etwa das Gefäß *Li*, die älteste Form des Kochtopfes auf drei Füßen, die, eigentümlich geschwellt, menschlichen Beinen vergleichbar und hohl sind, so daß das Wasser ganz hinabreicht und sich von unten herauf rasch erwärmt, das Kochen beschleunigt. Von uralter Form und Tausende von Jahren nur roh mit der Hand aus Ton geformt, wurde es im 2. Jahrtausend in die exklusive Reihe der Ritualbronzen aufgenommen: sein Name schon klingt uns wie der Name eines alten Geschlechtes … Aber auch die Sippe des Gefäßes *Ting* läßt sich nicht spotten. In seiner viereckigen Form auf vier Füßen weist es auf seinen Ursprung aus der Holzform zurück. Es war ein Kochgefäß wie das Li, doch strebsamer von Gestalt und zahlreicher Wandlungen fähig. Seine höchste Stellung erreichte das Ting im Feudalreiche der Chou, wo neun Riesengefäße die neun Provinzen des Reiches repräsentierten. Im Jahre 333 v. d. Zw. erlitten sie bei einer Verschiffung im Flusse Ssu Schiffbruch und versanken. Der Versuch, eines dieser magisch mächtigen Palladien des Reiches wieder dem Fluß zu entreißen, wurde ein beliebtes Thema der Wandmalerei der Hanzeit. Diese hohen Funktionen im Dienste des Reiches machten das Ting jedoch nicht hoffärtig. Nach wie vor diente es den Millionen des Volkes zur Bereitung des täglichen Mahles, wie der volkstümliche Ruf meldet: „Chung ming ting shih“, die Glocke ertönt, das Essen ist im Ting angerichtet.

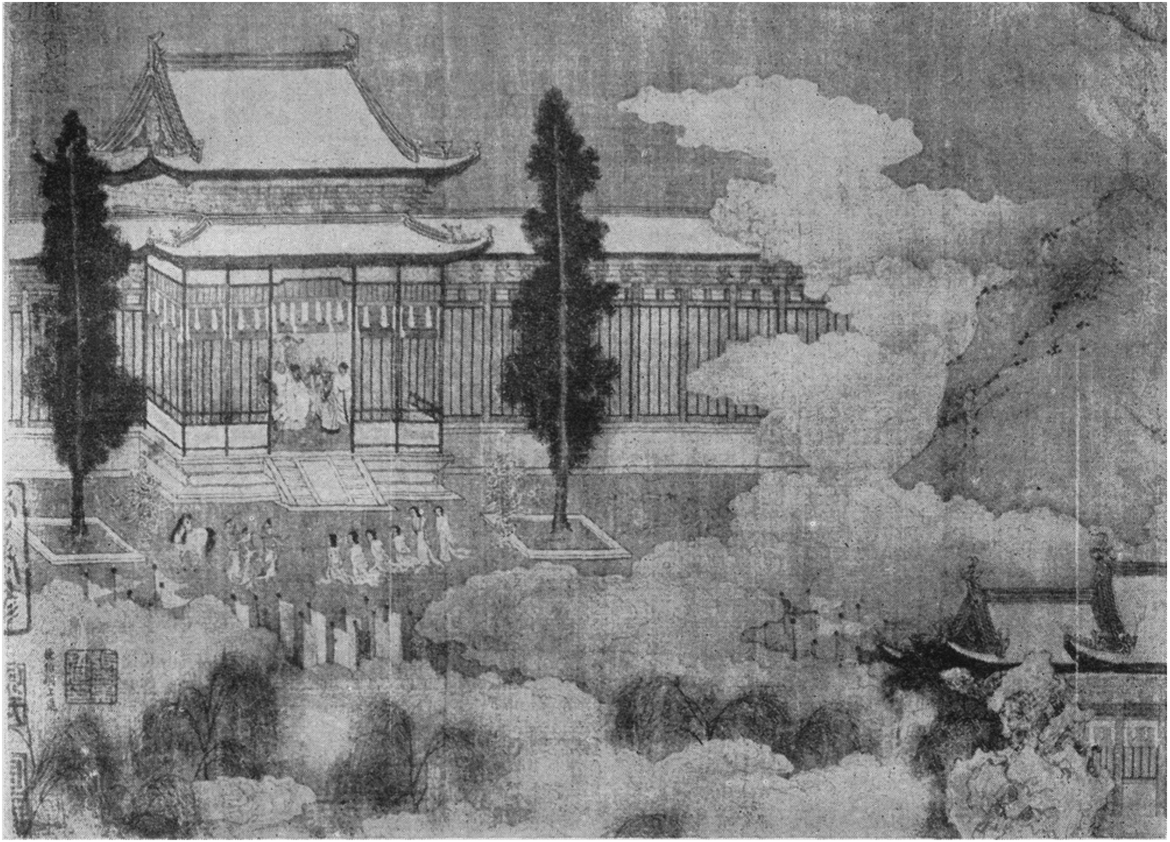
Auch die Familie *Hsien* hatte seit ältesten Zeiten ihren Ehrenplatz am Herd des Hauses, denn wo gäbe es eine bessere Form zum Dämpfen der Speisen als dieses Gefäß, dessen untere

Hälfte dem Li gleicht und mit Wasser gefüllt ist, während die topfförmige obere, von der unteren durch einen Siebboden getrennt, mit der zur Dämpfung bestimmten Speise gefüllt wurde. Entstammten diese Ritualgefäße für Ahnenopfer dem häuslichen Herd, so gibt es unter den viel zahlreicheren Familien der Gefäße für Sprengopfer auch solche, die praktisch kaum mehr verwendet wurden. Wie das hier abgebildete Gefäß zur Mischung von Wein und Wasser, der Gefäßfamilie *Ho* und die kleinen Sprengopfergefäße Chia, Chio und Chüeh zeigen, bestand für diese Klasse eine eigene Tektonik uralten Brauchtums. Das hier abgebildete Ho der Sammlung Kaichiro Nedzu in Tokio, ein in seiner majestätischen Haltung imposantes Gefäß erster Ordnung, zeigt die meisten ornamentalen und tierischen Gestalten, die die Oberfläche dieser Gefäße beleben. Wir sehen die mäanderhafte Spirale des Donnermusters als Grund, von dem sich die Tiermaske Tao Tieh, Drachen und Zikaden abheben, während die flossenartigen Flanken dem Gefäß ein geradezu festungsartiges Aussehen verleihen. Dazu droht noch ein katzenartiges Raubtier als Henkel. Das steile Ausgußrohr verstärkt noch das wehrhafte Aussehen.

Über Herkunft und Bedeutung dieser schmückenden Gestalten wurde viel vermutet, besonders der Sinn des Tao tieh zu ergründen versucht. Jegliche Ableitung von einem bestimmten Einzeltier geht fehl, es ist vielmehr aus verschiedenen Tieren, Drache und Vogel, die gegenständig angeordnet sind, zusammengesetzt. Auch die Glotzaugen wurden aus ihrer isolierten Verwendung auf noch älteren Gefäßen, wo sie ein rhythmisches Knopfornament bildeten, übernommen, und hier augenhaft angeordnet und mit Lidern gerahmt. Wir sehen



Chinesisches Bronzegefäß für Ahnenopfer aus der Schang-Zeit



Audienzhalle des Bergschlosses des Tsin Schi Huang Ti

in diesem Spiel mit Naturgestalten die ältesten Beispiele einer ganz allgemeinen Tendenz der chinesischen Kunst, Naturgestalten durch Angleichung an tierische Formen zu beleben. Die spätere Landschaftsmalerei erreichte dieses Schillern durch Silhouettierung der Baumkronen in Formen von Tier- oder Menschenköpfen und durch Einsetzen von Augen in den Stamm, dessen Äste sich oft wie Menschenarme ausstrecken, so daß der ganze Baum einen geisterhaften Eindruck hervorruft. Der Ursprung dieser Sucht nach Gestaltenangleichung dürfte im tiefen Geisterglauben der Chinesen wurzeln, vielleicht deren Bannung gegolten haben, später wurde es eine Manier, die den Landschaften oft eine ungemein lebendige Wirkung auf den Beschauer sicherte.

Die ästhetische Wirkung dieser Gefäße kann wohl analysiert, ihre unmittelbare Kraft aber nur vor den Originalen erlebt werden. Für dieses Erlebnis muß der Beschauer, wie schon erwähnt wurde, vorgebildet sein. Auf Laien werden diese Bronzen meist nur exotisch wirken, während hervorragende Stücke auf den Künstler ihren Eindruck nicht verfehlen können. Die einzelnen Motive können uns heute nicht mehr, wie die Chinesen der Schang- und Chouzeit, durch ihre verborgene Bedeutung beeindrucken. Die Wirkung geht nur von der plastischen Form aus, deren schwellende Kraft und Fülle eine in jugendlichem Lebensgefühl sich gebärdende Kunst bedingt. Die Wirkung hängt jedoch noch von einem zweiten Faktor ab, der scheinbar mit den rein künstlerischen Qualitäten nichts gemein hat, nämlich von der Patina. Die malachitgrüne Edelpatina der alten Gefäße erhält durch Polierung einen weichen samtartigen Glanz von einzigartigem Anblick, so daß sie wie aus Jade geformt erscheinen. Diese Metamorphose wurde

durch eine dreitausendjährige chemische Verwandlungsarbeit zustande gebracht. Die heutige Wirkung ist nicht mehr die ursprünglich gemeinte. Ästhetisch betrachtet ist jedoch nichts Unrechtes geschehen: die plastische Form wurde durch eine farbige Wirkung bereichert, wogegen sich kaum etwas einwenden läßt.

Die Bronzegefäße dienten in erster Linie dem Ahnenkult, der von den höchsten Schichten bis herab zum kleinen Bauer zur Tradition jedes Hauses gehörte. Natürlich opferte der kleine Mann nicht mit so kostbaren Gefäßen, wie sie beschrieben wurden, sondern begnügte sich mit Tonware. Konkrete Nachrichten über die Opfer geben die Orakelknochen nur aus der königlichen Familie. Zweiundvierzig männliche Vorfahren und Brüder derselben aus sechsundzwanzig Generationen werden auf den Orakelknochen als Empfänger von Opfern angeführt. Sie galten dem älteren Bruder, dem Vater, Großvater und älteren Vorfahren. Dabei wurden die wirklichen Namen der Betreffenden nie genannt, ebenso wie der persönliche Name des Kaisers nie ausgesprochen oder niedergeschrieben werden durfte. Als Ersatz diente jener Tag der zehntägigen Schangwoche, an dem der betreffende Ahne geboren oder gestorben war. Daher finden wir die Namen Vater Montag, Mutter Dienstag, älterer Bruder Freitag. Außer den Ahnen wurde auch anderen göttlichen Mächten geopfert, wie dem Wind, der auch als „Gesandter von Ti" angesprochen wird; ferner dem Ti oder *Schang Ti*, d. h. dem Oberen Ti, dem längst bekannten obersten Gott Chinas, dessen Ursprung jedoch unbestimmt und dessen Persönlichkeit undeutlich geblieben ist. Vielleicht war er — wie Creel meint — nur der Urahne der Schang.

Mittels der Täfelchen aus Bein oder Schildpatt wurden die

Ahnen oder andere Geister und Schang-Ti um ihren Rat gefragt. Wie gaben sie die Antwort? Man erhitzte die Täfelchen mit glühenden Kohlen, bis sich an der Oberfläche Sprünge zeigten — mongolische Wahrsager tun dies heute noch —, und aus der Form dieser Sprünge lasen die Wahrsager die Antwort ab. Die Sprünge sind T-förmig von verschiedener Größe und Form, da die beiden Striche nicht immer lotrecht, sondern meist schief zueinander standen. Viel mehr als ein ‚ja' oder ‚nein', ein ‚glücklich' oder ‚unglücklich' konnte aus diesen Formen nicht gelesen werden. Doch gab es auch Steigerungen des ‚glücklich' oder ‚gut'. Auf die Frage: ‚Wird die Weizenernte gut sein?' lautete die Antwort manchmal ‚Sehr gut'. Manchmal ist auch die Antwort des Orakels auf dem Bein vermerkt. ‚Wird es heute nacht regnen?' Und dazu die Antwort: ‚Es hat wirklich nicht geregnet'. Natürlich gab es Fälle, wo der Wahrsager die Antwort nach seinem Gutdünken auslegte, ebenso wie sich der König durchaus nicht immer an einen Orakelspruch gebunden fühlte, wenn er ihm nicht paßte. So ließ der König Ling des Staates Ch'u (540 bis 529) anfragen, ob er die Welt erobern werde. Die Antwort war ungünstig. Da schleuderte er die Schildkrötenschale zu Boden, blickte auf zum Himmel und rief: „Was? Diese Kleinigkeit wollt ihr mir nicht geben? Gut, dann werde ich sie mir selbst nehmen[24])!" Eine Schildkrötenschale genügte für eine Reihe von Wahrsagungen. War der König auf Reisen, so wurde sie immer wieder benützt. Kann man es den Menschen von damals verargen, daß sie ebenso neugierig waren, ob es morgen schön sein werde, wie wir, wenn wir auf Reisen sind? Sie brauchten einen Ersatz für unsere meteorologischen Berichte und unsere Reiseführer.

Erst nach der Orakelantwort wurden die Fragen in die betreffenden Orakelknochen eingeritzt, als urkundliche Beglaubigung gewissermaßen. Diesen Aufzeichnungen verdanken wir heute unsere authentischen Nachrichten über die Schangkultur. Später geschah dies nicht mehr; man vermerkte die Fragen in Büchern, die nicht mehr erhalten sind. Chinesische Gelehrte haben Verzeichnisse der wichtigsten Fragen angefertigt, die man an die himmlischen Mächte zu richten pflegte. Ein solches Verzeichnis lautet nach Creel:

1. Opfer: Fragen, welchen Geistern geopfert werden soll, wann, welche Tiere, welcher Farbe und wie viele?
2. Ankündigungen an die Geister: Mitteilungen über die Untaten der Feinde, die Toten und Gefangenen, die sie gemacht haben, damit die Geister hindernd einschreiten oder strafen.
3. Über Staatsbankette. (?)
4. Über Reisen und Aufenthalte: ob der Zeitpunkt günstig sei, und wo man halten soll.
5. Jagen und Fischen: ob der Zeitpunkt günstig sei und wohin man gehen soll. Da das Orakel nur ja oder nein sagen konnte, mußte man die Orte nacheinander angeben. (Die Methode erinnert an unsere Klopfgeister; woran sich die Frage anschließt, ob die „okkulten" Sitzungen unserer Zeit vor den Schang etwas voraus haben …)
6. Krieg: wann man eine Armee aussenden soll und wie stark sie sein soll; ob man dem Feinde in offener Schlacht begegnen oder defensiv bleiben soll.
7. Ernte: die Ernteaussichten für die verschiedenen Ge-

treidesorten und das zu erwartende Ausmaß an geistigen Getränken. Wie die allgemeinen Ernteaussichten stehen.
8. Regen, Schnee und Wind.
9. Schönwetter: besonders, wann das Wetter nach einem Sturm sich ausheitern werde.
10. Krankheit und Erholung.
11. Die Zehn-Tage-Woche: wird sie günstig oder ungünstig sein?
12. Verschiedenes.

Auch diese lange Liste kann noch nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen. Fragen, wie diese: ‚Wenn der König heute in Schuai jagt, wird er nicht heftigem Regen ausgesetzt sein?' gehören z. B. den Klassen Jagd und Wetter an. Die zwölfte Klasse dürfte daher die reichste gewesen sein. Man vertraute übrigens den Geistern durchaus nicht restlos und argwöhnte oft auch Verfolgungen, worüber man sie zur Rede stellte: ‚Verfolgt der Geist der Großmutter Chi den Sohn des Hao?' ‚Tut mir der Geist des Großvaters Hsin Leid an?'

Daß die Speisen und Getränke, die man den Ahnen opferte, nicht wirklich konsumiert wurden, sahen die Chinesen sehr wohl und hatten dafür eine völlig logische Erklärung. Da der Tote seinen Körper auf Erden zurückläßt, könne auch nicht vom Essen im physischen Sinn die Rede sein. Ein Geist könne eben den Speisen nur die Essenz (bei uns Vitamine) entnehmen, die genüge ihm. Die den Überlebenden im Traum erschienenen Verstorbenen konnten doch nur ihre Geister sein. Die Opferspeise konnte daher zweifach dienen: erst dem Verstorbenen, dann den Lebenden, die zu diesem Zweck feierlich sich zum

Opfermahl versammelten. Darstellungen solcher Opfermahlzeiten waren in der späteren Chouzeit beliebte Themen für die Wandmalerei und ein Beispiel davon ist auf einer Grabplatte der Hanzeit vom Jahre 50 n. d. Zw. erhalten[25]).

Geopfert wurden vorwiegend Tiere: Rinder, Schafe, Schweine und Hunde. Das Ausmaß konnte manchmal gewaltig werden. So wird ein Opfer an drei frühere Könige erwähnt, das aus hundert Schalen Schnaps (oder Bier?), hundert Schafen und dreihundert Rindern bestand. In solchen Fällen wurden die Tiere entweder verbrannt oder ins Wasser geworfen oder auch begraben. Auch Menschen wurden geopfert, und zwar laut Feststellung auf den Orakelknochen oft hunderte. Im Jahre 1935 fand man in Anyang gegen tausend Skelette ohne Schädel. Skelette und Schädel wurden separat, die ersteren zu zehn Stück in einem Schachtgrab begraben. Solche Massenopfer wurden mit Kriegsgefangenen gemacht, die barbarischen, nomadischen Stämmen entstammten, mit denen die ackerbauenden Schangleute ständig im Kriegszustand waren, ähnlich wie die seßhaften Iranier mit den räuberischen Turaniern.

Zu den Menschenopfern müssen auch die Frauen und Angehörigen des Hofstaates der Könige gerechnet werden, die, wie bei den Sumerern, Indern und anderen Völkern, mit dem König lebendig begraben wurden. Diese grausame Unsitte wurde schon in der Tschouzeit unterdrückt, flackerte aber immer wieder auf.

DIE KULTUR DER TSCHOU

Vergleiche zwischen west- und ostasiatischen Kulturen müssen stets hinken. Verschiedene Rassen reifen verschiedene Resultate. Vergleicht man aber dennoch, um Maßstäbe zu erlangen, die uns vertrauter sind, die Schang mit den Sumerern, so ergibt sich für die Tschou die Gleichung mit der babylonischen Kultur. Wieviel Europa dieser verdankt, wurde im Kapitel über den „Turm von Babel" angedeutet. Es waren grundlegende Fundamente jeder Zivilisation, wie Recht, Zeitrechnung, Kalender, Maße und Gewichte und andere. Die Übernahme dieser Einrichtungen verband Europa mit dem Alten Orient zu einer Welt. Mit diesen juristischen und mathematischen Errungenschaften aber hatte Babylon seine Funktion als Kulturbringerin des Westens erfüllt. Darüber hinaus hatte es nichts zu geben — außer den Aberglauben. Der geisteswissenschaftliche Ast an diesem eurasiatischen Stammbaum der menschlichen Zivilisation wurde erst von den ionischen Griechen begründet, und mit Plato im vierten Jahrhundert begegnen wir endlich dem ersten Philosophen, der auch heute noch einen Eckpfeiler der Philosophie bildet. Von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, können wir die Kultur der Tschou nicht genug bewundern, deren rasche Entwicklung Creel trefflich mit einem Eisenbahnzug vergleicht, der, sich dem Ziele nähernd und seines gemäßigten Ganges überdrüssig, zu rasen beginnt, daß den Insassen Hören und

Sehen vergeht. Denn der Weg, den die Kultur der Tschou von ihren Anfängen bis zur Zeit der beiden Philosophen Laotse und Kungtse in rund fünfhundert Jahren zurückgelegt hat, war nach unserem westlichen geschichtlichen Kulturtempo zweitausend Jahre lang. Die Schangkultur war am Ende ihrer Herrschaft nicht weiter vorgeschritten als die Sumerer um 2500, und wie lange brauchte es von da an, bis Heraklit und Plato kamen? Laotse und Kungtse werden heute im Westen, außerhalb der Schulen, wahrscheinlich mehr gelesen als Plato, und wenn der erstere für uns ebenso dunkel ist wie Heraklit, so gilt doch, was Konfuzius sagte, heute wie damals, und ist uns so verständlich wie Nietzsche. Das war die Rekordleistung der Tschoukultur. Doch blieb die religiös-philosophische und literarische Entwicklung nicht bei diesen beiden bekanntesten Männern stehen, sondern nahm mit Mo-Ti, Lietse, Mongtse, Tschuangtse und Hsun K'ing ihren weiteren, glänzenden Verlauf, so daß im dritten Jahrhundert, als die Tschou für immer die Weltbühne verließen, eine Kulturfestung und eine philosophische Aula errichtet waren, die für die gesamte weitere Geistesgeschichte der Chinesen ausreichte. Man hatte fürderhin nicht viel Neues mehr hinzuzufügen …

Im Kia Yü, den „Hausgesprächen des Konfuzius", wird die Machtübernahme durch die Tschou geschildert: „Als König Wu das Haus Yin (Schang) besiegt und die gute Regierung der früheren Zeit wiederhergestellt hatte, da belehnte er, noch ehe er vom Wagen stieg, die Nachkommen des Huang Ti mit dem Lande Ki, die Nachkommen des Herrschers Schun mit dem Lande Tschen. Als er vom Wagen gestiegen war, da belehnte er die Nachkommen der Herrscher von Hia mit dem Lande Ki, die Nachkommen des Hauses Yin (Schang) mit dem Lande

Sung. Er häufte einen Hügel auf über dem Grab des Prinzen Pi Kan, löste die Bande des Grafen Ki. Er ließ den Zeremonienmeister Schang Yang holen und setzte ihn in sein altes Amt wieder ein. Den Leuten des Volkes erleichterte er ihre Frondienste.

Als er den Gelben Fluß auf dem Heimweg nach Westen überschritten hatte, da ließ er die Kriegsrosse am Südhang des Hua Schan los, und die Zugochsen sandte er auf die Weide in die Steppe des Pfirsichwaldes. Sie sollten nie wieder angespannt werden. Die Wagen und Panzer ließ er mit Rinderblut bestreichen und in den Arsenalen aufbewahren, um zu zeigen, daß sie nicht wieder gebraucht würden. Er ließ die Schilde und Speere umgekehrt beiseitestellen und mit Tigerfellen umhüllen. Die Feldherren und Generale machte er zu Lehensfürsten und befahl ihnen, Pfeile und Bogen in Köchern zu verschließen.

Daraus erkannte die Welt, daß der König Wu nicht wieder die Waffen gebrauchen werde. Da zerstreuten sich die Heere, und man richtete das Angerschießen ein. Im Osten schoß man nach der Melodie „Der Wildkatzenkopf“, im Westen schoß man zu den Tönen des Liedes vom Kilin, und die kriegerischen Schützenfeste, bei denen es auf das Durchdringen der Pfeile durch die Lederschichten der Zielscheibe ankam, ruhten. Man trug Hofgewänder und Festhüte und weite Gürtel und Audienztafeln. Die tigerstarken Helden legten ihre Schwerter ab. Beim Angeropfer gesellte der König seinen Ahn Hou Tsi dem höchsten Gotte bei, und alles Volk lernte Kindesehrfurcht. Er hielt Audienzen ab und hielt Besichtigungsreisen. Da erkannten die Fürsten, wem sie zu dienen hatten. Er pflügte das Opferfeld. Da lernten die Leute ihre Eltern kennen. Diese sechs Dinge geben die wichtigsten Lehren auf Erden. Er speiste die drei

Klassen von Greisen und die fünf Erfahrenen in der großen Lehrhalle. Da schlachtete der Himmelssohn selbst mit entblößter Brust. Er reichte ihnen die Brühen dar und speiste sie, er hielt ihnen die Becher, wenn sie nach dem Essen den Mund spülten. Er trug den Königshut und stellte sich mit dem Schild in der Hand selbst in die Reihen der Tänzer, die ihnen vorspielten. Dadurch ließ er die Lehensfürsten in brüderlicher Unterordnung. Auf diese Weise breiteten sich die Ordnungen des Hauses Tschou nach allen Seiten aus, Sitten und Musik durchdrangen sich gegenseitig[25])."

Dieser anschauliche Bericht gibt ein Bild der Neuorganisation des Reiches und der Sitten bei öffentlichen Festlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten stattfanden. In weiser Einsicht wurden die alten legitimen Dynastien bestätigt und ihnen Lehen verliehen, um jedem etwaigen Aufstand im voraus die Spitze abzubrechen. Alles wurde nach bestimmten Regeln und Zeremoniell durchgeführt und so jene dauernde Ordnung und Unterordnung begründet, die das Tschoureich Jahrhunderte hindurch gedeihen machte. Mittelpunkt und regelmäßig sich wiederholende Bestätigung dieser Ordnung, die nach den Gesetzen des Himmels hergestellt war, war das Jährliche Himmelsopfer, an dem China bis zum Untergang des Kaiserreiches im Jahre 1911 festgehalten hat, ein Opfer also, oder besser, ein Staatsakt, der, einzig in der Geschichte der Kulturen, mehr als dreitausend Jahre lang alljährlich in der jeweiligen Residenz des Chinesischen Reiches gefeiert wurde.

„Dieses Opfer, das auf dem Südanger vor der Hauptstadt des Herrn des Himmels dargebracht wurde, drückte nicht nur die Gemeinschaft der Menschen mit dem Himmel, sondern auch die Gemeinschaft der Menschen untereinander aus. Die

Anteilnahme beim Opfer war durch feste Regeln geordnet. Die Verehrung der himmlischen und irdischen Geister, Natur- und Ahnenkult war in diesen Opfern zusammengefaßt. So bildete es die religiöse Grundlage aller Sitte, und es ist kein Wunder, daß Konfuzius später erklärt hat, wer den Sinn der großen Opfer verstehe, der verstehe die Weltordnung, als läge sie vor ihm auf der flachen Hand. Dieses Opfer war sozusagen der metaphysische Mittelpunkt der Tschoukultur. Hier war Sitte und Musik vereinigt. Die heiligen Pantomimen, die zu den Klängen einer eindrucksvollen Musik aufgeführt wurden, enthielten in geheimnisreichem Symbol die Beziehungen der kosmischen Mächte zu dem Leben der Menschen ausgedrückt. Die Gesellschaft der Opferteilnehmer und die von ihnen befolgten Riten, die Anrufung, die Darbringung der Opfer, das Geleite: das alles war voll von weltlichen Beziehungen, durch die die unsichtbare Welt wirksam ins Diesseits an seinen heiligsten Ort hereinragte. Das Opfer, das dem höchsten Herrn des Himmels gebracht wurde und den Ahnen der Dynastie, die König Wen dem Herrn des Himmels zugeordnet — es war dies eine Neuerung, durch die das patriarchalische System seine höchste Sanktion erhielt — war umrahmt von andern Opfern wie von einem bunten Kranz. Und das Recht des Hohepriestertums bei den Opfern für Gott, den Herrn, war zugleich die religiöse Prärogation des Großkönigs. Denn nur er hatte die Befugnis zu einer Prachtentfaltung, wie sie dem Herrn des Himmels gebührte. Aber das Opfer war auch für die Lehensfürsten und die Adeligen der metaphysische Akt, der ihre Macht darstellte. Jeder Lehnsstaat hatte eine bestimmte Art von Gottheiten, deren Opfer ihm zustand. Die Gottheiten der Berge und Ströme, die in seinem Lande lagen, hatte jeder Fürst mit Opfern zu ehren.

Und so stufte sich das Recht und die Pflicht des Opfers ab bis herunter auf den Mann aus dem Volk, der seine Ahnen im eigenen Hause beherbergte. Die Ahnen waren nach Generationen geschieden. Der Urahn thronte im hintersten Tempel, die folgenden thronten abwechselnd in den Tempeln, die nach Süden, und in den Tempeln, die nach Norden gerichtet waren, als die Hellen und die Dunkeln … Nur der König durfte seinen Ahnen mit königlichen Ehren opfern. Die weiteren Nachkommen eines Königs, die selbst nur fürstlichen Rang hatten, opferten nur mit den Riten, die ihrem Rang entsprachen. Aus jenen Zeiten stammt die Sitte, daß jeder Mensch begraben wird nach den Riten, die dem Rang seiner Nachkommen entsprechen. So nehmen jeweils die Ahnen automatisch an jeder Rangerhöhung der späteren Geschlechter teil[27])."

Die Gestalten des Königs Wen, seines Sohnes, des Königs Wu, dessen Machtübernahme oben geschildert wurde, und des Herzogs von Tschou gingen als Patriarchen in die Überlieferung des chinesischen Volkes ein, deren Handlungen immer wieder als beispielhaft im Sinne der konfuzianischen Ethik angeführt werden. So finden wir z. B. in den politischen Gesprächen, die der Philosoph Mongtse, der am Ausgang der Tschouzeit im vierten Jahrhundert lebte, mit mehreren Fürsten geführt hat, folgenden Dialog:

König Hsüan von Ts'i fragte den Mongtse und sprach: „König Wens Park soll siebzig Geviertmeilen groß gewesen sein. Ist das wahr?"

Mongtse erwiderte und sprach: „Die Überlieferung hat es so."

Der König sprach: „War er wirklich so groß?"

Mongtse sprach: „Ja, und dem Volk war er doch noch zu klein."

Der König sprach: „Mein Park ist nur vierzig Geviertmeilen groß, und dem Volk ist er dennoch zu groß. Wie kommt das nur?“

Mongtse sprach: „König Wens Park war siebzig Geviertmeilen groß, aber wer Gras oder Reisig sammeln wollte, durfte hinein; wer sich einen Fasan oder einen Hasen schießen wollte, durfte hinein. So besaß er ihn mit seinem Volke gemeinsam, und daher war es ganz in der Ordnung, daß er dem Volk zu klein war. Als ich an die Grenzen Eures Reiches kam, da erkundigte ich mich erst nach den wichtigsten staatlichen Verboten, ehe ich wagte einzutreten. Ich vernahm, daß innerhalb des Vorstadtbezirkes ein Park sei, vierzig Geviertmeilen groß. Wer darin einen Hirsch oder ein Reh töte, der werde bestraft, als habe er einen Menschen getötet. Auf diese Weise sind die vierzig Geviertmeilen eine große Fallgrube mitten im Land. Daß das den Leuten zu groß ist, ist das nicht auch ganz in der Ordnung[28])?“

Obwohl das neue Reich durch die Machtübernahme des Königs Wu begründet war, wäre es bald wieder zerfallen ohne das energische Auftreten des Herzogs Tan von Tschou, der so der eigentliche Begründer der Dynastie und damit der großen chinesischen Kultur wurde. Bald nach seiner vertretungsweisen Übernahme der Regierung für den minderjährigen Prinzen Tscheng empörten sich zwei seiner Brüder zusammen mit dem von König Wu wiedereingesetzten Sohn des letzten Schangkönigs. Die Residenz der Tschou war im Tale des Weiflusses, während die Schang nach wie vor ihre Residenz im nördlichen Honan hatten. Der Herzog von Tschou rüstete eine Strafexpedition aus, marschierte nach Osten und verbrachte im nördlichen Honan mehrere Jahre mit der Wiederherstellung der

Tschoumacht. Der Herrscher von Schang und einer der verräterischen Brüder wurden hingerichtet, der andere Bruder verbannt. Um das Haus Yin (Schang) für immer unschädlich zu machen, wurde seine Herrschaft im Bereiche der alten Hauptstadt vernichtet und die Herrschaft über das Schangvolk einem loyalen Bruder des Herzogs übertragen, der im Staate Wei, etwas nördlich der großen Stadt Schang, herrschte. Ein noch lebender Bruder des letzten Schangkönigs, der mit ihm Zwist gehabt und daher vertrauenswürdig erschien, bekam den Staat Sung im südöstlichen Honan zum Lehen. In diesem Staat, der bis 286 dauerte, wurden die Ahnenopfer für die Schang fortgesetzt, woraus sich vielleicht auch die späte Blüte der Bronzekunst in dieser Gegend erklärt, der sogenannte Huaistil.

Als der junge König Tscheng großjährig erklärt wurde, übergab ihm der Herzog die Regierung. Einem Wunsche seines Vaters gemäß befahl er die Anlage einer zweiten, östlichen Residenz Loyang am Loflusse, unweit seiner Mündung in den Gelben Fluß. Er selbst blieb jedoch in Hao im Weitale. Erst im Jahre 770 siedelt der Hof der Tschou endgültig nach Loyang. Daher zerfällt die Geschichte der Dynastie in zwei Teile, die der westlichen und die der östlichen Tschou. Der Ablauf der Geschichte soll hier nicht betrachtet werden. In zwei Worten ist es die Geschichte eines Feudalstaates, dessen Lehensherren mit dem Zunehmen ihrer Macht eigenmächtig und selbständig wurden, so daß ihre Abhängigkeit eine rein formale wurde. Immerhin dauerte die Geschichte dieser langsamen Abbröckelung der Zentralmacht über ein halbes Jahrtausend und konnte der Entwicklung der einmal angekurbelten chinesischen Kultur nicht Einhalt tun.

Die alten Städte der Tschou im Gebiete des Weiflusses, Feng

und Hao, sind noch nicht ausgegraben, so daß unsere archäologische Kenntnis der Tschoukultur hinter jener der Schangkultur zurücksteht. Einen teilweisen Ersatz bot die Ausgrabung der Tschougraber in Hsin-Hsien im nördlichen Honan, wo nach der Vernichtung der Schang ein Bruder des „Kriegerischen Königs", Wu K'ang Schu, den neuorganisierten Staat Wei regierte. Seine Hauptstadt war Tsch'ao Ke, etwa siebenundvierzig Kilometer südlich der Großen Stadt Schang. Von den sechsundachtzig in Hsin-Hsien aufgedeckten Gräbern gehörten zehn große einstigen Königen und Edlen; sie waren sehr tief und etwa zehn Quadratmeter groß, während die anderen bedeutend kleiner waren. Die Gräber wurden, wie bei den Schang, mit gestampfter Erde angefüllt und waren an der Oberfläche, wie jene, durch keinen Tumulus gekennzeichnet. Sie hatten Einfahrten an der Nord- und Südseite. Die Grabräume waren kleiner als in den Königsgräbern der Schang; sie bestanden aus einem mit Holz verschalten Raum von etwa zwei Meter Breite und neun Meter Länge, in welchen der Leichnam direkt beigesetzt wurde. Die dem Toten in das Grab mitgegebenen Gegenstände hatten ihren im voraus bestimmten Platz. An der Südwand zu seiten des Eingangs wurden menschenähnliche Bronzemasken angebracht; an dieser Seite wurden auch die Wagen aufgestellt. Die Rüstungen gehörten an die Ostseite, die Waffen an die Westseite und die Opfergefäße an die Nordseite. Die Grabräuber, die auch die meisten dieser Gräber schon beraubt hatten, beschränkten sich daher meistens auf die Durchschachtung der Nordseite, da sie nur an dem Raub der Bronzegefäße interessiert sind. So wurde mehr erhalten, als zu erwarten war. Ein offenbar aus einem der Königsgräber geraubtes Bronzegefäß aus Hsin-Hsien hat eine Inschrift, die besagt, daß es im Auf-

trag von K'ang Schu zur Gründung des Staates Wei angefertigt wurde, und die auch die Niederschlagung der Schangrevolte erwähnt. Es ist also eines jener Gefäße, die man als Denkmalbronzen bezeichnen kann, wie sie zur Erinnerung an besondere Begebenheiten häufig gegossen wurden. Das Gefäß gehört zur Gefäßklasse *Kuei* in Schalenform, mit zwei seitlichen Henkeln und hat dreiundvierzig Zentimeter Durchmesser mit den Henkeln. Es muß um 1100 angefertigt worden sein und zeigt bereits den schweren, strengen Stil der Tschoubronzen, die sich statt des reichen Dekors der Schangbronzen mit einer einfachen Wulstriefelung des Gefäßkörpers begnügen[29]).

Ausgrabungen von Wohnstätten der Tschou wurden noch nicht durchgeführt; die geplante Ausgrabung der östlichen Tschouresidenz Loyang wird zweifellos interessante Resultate an den Tag bringen. Auch die alten Tschoustädte im Flußgebiete des Wei werden eines Tages freigelegt werden und wohl auch die dort liegenden ältesten Königsgräber geöffnet werden. Diese liegen, durch pyramidenförmige Hügel von acht bis vierzehn Meter Höhe weithin sichtbar, nordwestlich vom heutigen Hsian, nördlich des Weiflusses, auf einem Plateau. Es sind die Gräber der vier ersten Könige und des Herzogs von Tschou. Vor den Gräbern der zwei ersten Herrscher, des „Vollendeten Königs", Wen Wang (1169—1134), und des „Kriegerischen Königs", Wu Wang (1134—1115), der im Jahre 1122 die Herrschaft des Feudalstaates antrat, womit die offizielle Herrschaft der Tschou als chinesische Dynastie begann, stehen Tempel, die seit alters vielbesuchte Wallfahrtsziele der Chinesen sind.

Wenn man von den zwei großen Lyrikern der T'angzeit, Li Tai Po und Tu Fu, absieht, kann man sagen, daß fast alles, was von der chinesischen Literatur weltberühmt geworden ist, in

der Tschouzeit niedergeschrieben wurde. Schreibseligkeit war eine der bezeichnendsten Eigenschaften dieser Kultur. Im Grabe eines im Jahre 296 v. d. Zw. beigesetzten Königs wurden so viele auf Bambustäfelchen geschriebene Bücher gefunden, daß mehr als zehn Wagen damit beladen werden konnten. Über alles mögliche wurden Protokolle aufgenommen und Urkunden ausgefertigt. Auch die Sklaven wurden in einem Standesausweis geführt. Die oberste Buchhaltung aber war im Himmel, wie aus dem „Buch der Urkunden“ hervorgeht: „Der Himmel blickt herab auf die Menschen und führt Buch über ihr rechtliches Tun“. Befehle an Beamte und Soldaten wurden stets schriftlich ausgefertigt, wodurch sich die Ausführenden mehr an die Befolgung gebunden fühlten. Selbst an Schang Ti und die anderen Götter schrieb man Briefe. Die Angehörigen der privilegierten Klassen trugen Schreibtäfelchen in ihrem Gürtel, um jederzeit Notizen machen zu können. Könige und vornehme Herren hatten ihre literarischen Sekretäre, die ihre Edikte verfaßten und ihre Briefe schrieben und alle literarischen Angelegenheiten besorgten. Die offiziellen Dokumente im Staate Tscheng, Mitte des 6. Jahrhunderts, wurden von vier Ministern ausgearbeitet. Der erste verfaßte das Konzept, der zweite kritisierte und verbesserte es, der dritte schliff den Stil, der vierte endlich gab dem Schreiben die letzte, vollendete Form.

Dementsprechend wurde die vornehme Jugend auch literarisch erzogen. Abhandlungen über Zeremonien, Musik und vor allem über Geschichte wurden ebenso eifrig geübt wie Bogenschießen und Wagenlenken. In keiner anderen alten Literatur findet man ein Werk wie das „Buch der Urkunden“, das neben den Aufzeichnungen der wichtigen historischen Ereignisse hauptsächlich den Zweck verfolgte, den Lesern an

der Hand von historischen Beispielen zu zeigen, wie man es machen oder nicht machen soll. Der Untergang früherer Herrscher wird darin ihrer Unfähigkeit zugeschrieben, Geschichte als einen Spiegel zu benützen, mit dem man die eigene Zeit kontrollieren kann. Jeder Herrscherakt an den verschiedenen Höfen des großen Feudalstaates mußte niedergeschrieben werden, so daß wir heute über wenige alte Staaten besser Bescheid wissen. Diese Gewohnheit blieb nicht ohne Einfluß auf die Handlungsweise der verantwortlichen Männer. „Jede Handlung muß aufgeschrieben werden“, ermahnte ein Minister den Herzog Tschuang von Lu, „wenn eure Handlungen ungesetzlich sind, wie können euere Nachkommen darauf blicken?“ Da von der Masse schriftlichen Materials der frühen Tschouperiode nur sehr wenig erhalten ist und viel gefälscht wurde, liefern die zahlreichen ausgegrabenen Bronzegefäße mit ihren Inschriften eine zuverlässige Grundlage für die Beurteilung der wahren Mentalität jener Zeit. Diese Bronzegefäße enthalten nämlich häufig genaue Kopien von Buchtexten, so daß die Forschung nun auch von China, trotz des materialfeindlichen Klimas, zuverlässige Texte aus der Zeit vor dreitausend Jahren besitzt, wie sie aus dem konservierenden Sand Ägyptens und aus den ausgegrabenen Tontafelbibliotheken Babyloniens zutage gekommen sind. Man hat festgestellt, daß Stellen aus dem Buch der Urkunden direkt von Bronzegefäßen kopiert sein könnten und umgekehrt. Der Tenor dieser gesicherten Texte dient nun als Maßstab für die Beurteilung der zahlreichen späteren Interpolationen und Einschübe.

Die echten Stücke des Schu Ging, des Buches der Urkunden, enthalten Reden, die bei besonderen Gelegenheiten von

Königen oder anderen Herrschern gehalten wurden, in denen sie ihre Untertanen ermahnen, sie zu unterstützen; Ermahnungen an neue Lehensmänner; Urkunden über die Erbauung der zweiten Tschouresidenz Loyang; Ermahnungen an die unterworfenen Mitglieder der Schangdynastie, keine Empörung anzuzetteln; die beschwörende Anrede eines Königs an seine Heerführer und Offiziere vor dem Feldzug, von der als Probe solcher Texte eine deutsche Übertragung von Richard Wilhelm folgen möge:

Die Beschwörung von Kan.

Ein großer Kampf war bei Kan,
Da berief er die sechs Heerführer.
Der König sprach:
Ihr Männer meiner sechs Armeen,
Ich stell euch unter diesen Schwur:
Der Mann von Hu
Hat achtlos vergewaltigt die Natur,
Hat lässig weggeworfen jede Pflicht,
Darum zerstört der Himmel seinen Thron
Und ich vollziehe ehrfurchtsvoll des Himmels Strafe.
Wenn ihr, die links im Wagen kämpfet,
Nicht tut die Pflicht des linken Kämpfers,
So achtet ihr nicht den Befehl!
Wenn ihr, die rechts im Wagen kämpfet,
Nicht tut die Pflicht des rechten Kämpfers,
So achtet ihr nicht den Befehl!
Gehorcht ihr dem Befehl,
So lohn ich euch vor meinen hohen Ahnen;

Gehorcht ihr aber nicht,
So Schlacht ich euch vor dunkler Erde Göttern,
Mit Weib und Kind Schlacht ich euch allzumal!

Die Wirkung solcher Beschwörungen kann nur in der Ursprache nachgefühlt werden, weil es auf die magische Wirkung der Worte ankommt. Die mit der Beschwörung Belegten befinden sich unter dem Zauber des Wortes, der sich aktiv fühlbar machen kann.

Das für uns heutige Menschen bedeutsamste, uns auch menschlich ansprechende Werk der klassischen Bücher ist das Schi Ging, das *Buch der Lieder*, deren älteste aus der Schangzeit stammen und deren späteste kaum über das siebente Jahrhundert herabreichen. Es ist eine Anthologie von dreihundertelf Gedichten, die aus einer viel größeren Zahl wahrscheinlich schon vor Konfuzius ausgewählt wurden. Die meisten dieser Gedichte waren ursprünglich wohl für Musikbegleitung niedergeschrieben, doch ist davon nichts erhalten. Das Buch der Lieder ist bis heute die reichste und zuverlässigste Quelle der Tschoukultur, unschätzbar nicht nur seiner Informationen halber, die uns über alle Lebensgewohnheiten und das Gefühlsleben der Nordchinesen jener Zeit Auskunft geben, sondern auch wegen der künstlerischen Form, in die diese Berichte in diesem Buche gekleidet sind und uns die darin geschilderten Freuden und Schmerzen *mitfühlen* lassen. Erst durch dieses Mitfühlen können wir uns in die chinesische Seele einfühlen und erst durch Einfühlung treten wir mit ihr in direkten Kontakt. Deshalb wollen wir von den Liedern selbst einiges über die Volkskultur der Tschouzeit zu erfahren trachten.

Die wichtigste Stellung nahm auch hier, wie in allen Kulturen, der den Menschen am tiefsten berührende Gefühlskomplex, das Liebesleben, ein. Die Liebeslieder, die zum Teil Volkslieder waren und gesungen wurden, haben nichts von ihrer Jugendfrische verloren, ebensowenig wie sich das Liebesgefühl der Menschen im Lauf der Jahrtausende verändert hat. Im Gegensatz zu unserer Liebeslyrik werden diese Lieder, was ihren Reiz erhöht, meistens den Frauen in den Mund gelegt. Das entsprach der Stellung der Frau und ihrer Bindung an Haus und Hof, während die Männer herumschweiften. Es galt wohl als unmännlich, seine Sehnsucht nach der Geliebten in Verse ausströmen zu lassen, eher gelegentlich in kleinen Triumphausbrüchen. Obwohl die Heiraten stets durch die Eltern arrangiert wurden, gab es, wie überall und immer, heimliche Liebschaften und Stelldicheins, kurz jene romantische Liebe, die eine Hauptquelle aller Liebeslyrik ist.

Es zirpen die Grillen im Grase
Und Heuschrecken springen umher,
Ich sehe nicht meinen Geliebten,
Mein Herz ist vor Seehnsucht schwer.
    O könnt ich ihn sehen,
    O könnt ich ihn herzen!
    Dann wäre mein Herz gesund.

Ich stieg auf den Berg dort im Süden
Und sammelte Kräuter im Wald,
Ich sehe nicht meinen Geliebten,
Mein Herz ist vor Sehnsucht krank.
    O könnt ich ihn sehen, usw.

Ich stieg auf den Berg dort im Süden
Und sammelte Blumen am Grund.
Ich sehe nicht meinen Geliebten,
Mein Herz ist vor Sehnsucht wund.
    O könnt ich ihn sehen, usw.

Im Felde liegt ein totes Reh,
In weißes Gras gehüllt,
Das Mädchen hat den Frühling im Blut,
Der Jägersmann redet mit ihr.

Im Walde stehen die Büsche so dicht,
Im Felde liegt das tote Reh
Und weißes Gras hüllt es ein.
Das Mädchen ist schön wie Nephrit.

Sachte doch! Sei nicht so stürmisch!
So faß mir doch nicht nach dem Kleid!
 Gib acht, daß mein Hündchen nicht bellt[30])!

Aber auch in der Ehe herrschte, trotz der gestifteten Heiraten, die ja meistens auf Anregung und im Einverständnis mit den jungen Leuten vereinbart wurden, echte, bis in den Tod währende Liebe.

Mein Gatte ist fort im Dienste
Und ich weiß nicht, wann er heimkehren wird.
Wo weilt er jetzt?
Die Hühner schlafen in ihren Mauernischen,

Und am Abend des Tages
Kommen die Ziegen und Kühe vom Berg herab,
Aber mein Gatte ist fort im Dienst;
Wie könnte ich anders als an ihn denken?

Mein Gatte ist fort im Dienst,
Nicht nur seit Tagen oder Monaten.
Wann wird er zu mir heimkehren?
Die Hühner schlafen auf ihren Stangen,
Und am Abend des Tages
Kommen die Ziegen und Kühe vom Berg herab und nachhaus,
Aber mein Gatte ist fort im Dienst;
O daß er nur von Hunger und Durst verschont bliebe!

Natürlich gab es in der Liebe auch dort und damals alle Abstufungen und Abwege, die die Menschen sich geschaffen haben, Verführung, Kurtisanen und Ehebruch, aber auch harmlos schelmische Leichtfertigkeit:

Wenn ihr, mein Herr, freundlich meiner gedenket,
Will ich gern meine Unterkleider schürzen und den Wei durchwaten;
Wenn ihr aber nicht an mich denkt,
Gibt es da etwa keinen andern Herrn (es zu tun)?
Ihr närrischer, närrischer Geselle!

Hatten die jungen Liebesleute unüberwindliche Schwierigkeiten, die Erlaubnis ihrer Eltern zu erlangen, so kam es wohl auch zu Entführungen, die oft ein tragisches Ende nahmen.

Ein einfacher Junge warst du,
Brachtest gewebtes Zeug zum Tausch gegen Seide.
Aber du kamst nicht, um Seide zu kaufen —
Du kamst, um mir Anträge zu machen.
Ich geleitete dich durch den Tsch'i,
Bis nach Tun Tsch'iu.
„Ich bin es nicht", sagte ich, „die die Zeit hinausschieben wollte."
Du aber hattest keinen guten Vorschlag.
Ich bat dich, nicht böse zu sein,
Und den Herbst den Zeitpunkt sein zu lassen.

Ich bestieg die zerfallene Mauer,
Um dich durch den Paß zurückkehren zu sehen;
Und als ich dich nicht sah,
Flossen meine Tränen in Strömen.
Sah ich dich aber kommen,
So lachte ich und scherzte.
Du sagtest, du hättest die Schildkrötenschale und die Rohrstäbchen befragt,
Und es wäre nichts Ungünstiges in ihrer Antwort gelegen.
„Dann komm", sagte ich, „mit deinem Wagen,
Und ich werde mit meiner Habe übersiedeln."

Bevor der Maulbeerbaum seine Blätter abgeworfen hat,
Wie sind sie reich und glänzend!
Ah! Du Taube,
Picke nicht seine Frucht.
Ah! Du junge Frau,
Suche nicht ausschweifendes Vergnügen mit einem Mann.

Wenn ein Mann solchem Vergnügen frönt,
Mag immer noch etwas zu seinen Gunsten gesagt werden,
Wenn aber eine Frau so handelt,
Kann nichts mehr für sie gesagt werden.

Wenn der Maulbeerbaum seine Blätter abwirft,
Fallen sie gelb zur Erde;
Seit ich mit dir gegangen bin,
Habe ich drei Jahre mit dir die Armut geteilt,
Und jetzt durchnässen die geschwollenen Fluten des Tsch'i
Die Vorhänge meines Wagens,
Bei mir hat sich nichts geändert,
Aber du gingst zweifache Wege.
Du warst es, Herr, der Unrecht getan,
Da du dein Verhalten so geändert hast.

Drei Jahre lang lebt ich als dein Weib
Und machte mir nichts aus der Plage im Haus,
Stand früh auf und ging spät zur Ruhe,
Versäumte keinen Morgen meine Arbeit.
So erfüllte ich für meinen Teil unseren Pakt.
Du aber hast grausam gehandelt.
Meine Brüder sollen nicht davon wissen,
Sie würden darüber nur lachen.
Still behalte ich es für mich
Und weine über mich selbst.

Ich wollte mit dir alt werden,
Alt; du aber gibst mir Grund zur Klage.
Der Tsch'i hat seine Uferbänke

Und der Sumpf hat seine Küste.
In der schönen Mädchenzeit mit meinem Haar einfach geknotet,
Scherzten und lachten wir in Eintracht
Und waren in Treuen vereint;
Und ich dachte nicht, daß die Treue gebrochen werden könnte,
Und nun ist's zu Ende!

Auch über den Arbeitstag der ackerbauenden Bevölkerung gibt das Buch der Lieder Aufschluß:

Sie beseitigen Gräser und Stauden
Und der Grund wird aufgeworfen mit ihren Pflügen.
Tausende von Paaren, jäten sie die Wurzeln aus,
Die einen in der sumpfigen Ebene, andere längs der Deiche.
Da sind der Hausherr und sein ältester Sohn,
Seine jüngeren Söhne und alle ihre Kinder,
Ihre starkarmigen Arbeiter und ihre Helfer.
Wie ertönt doch das Schmatzen ihres Essens, das man ihnen brachte.
(Die Ehemänner) denken liebend ihrer Frauen (die ihnen das Essen gebracht haben).
(Die Frauen) halten sich nahe ihren Männern.
Dann mit ihren scharfen Pflugscharen
Begeben sie sich an das Werk an den südlich gelegenen Äckern.
Sie säen ihre verschiedenen Arten von Getreide,
Jeder Same enthält einen Keim des Lebens.
In langen Linien erheben sich die Halme,
Und gut gedüngt wachsen die Schäfte hoch;

Üppig sieht das junge Getreide aus,
Und die Jäter schreiten in Massen entlang.
Dann kommen die Erntearbeiter in Haufen
Und das Getreide wird auf den Feldern gehäufelt,
Myriaden und Hunderttausende und Millionen (von Schobern),
Für Bier und Süßbier,
Es den Ahnen zu opfern, den männlichen und weiblichen,
Und vorzusorgen für alle Zeremonien.
Aromatisch ist sein Geruch,
Erhöhend den Ruhm des Staates.
Wie Pfeffer riecht es
Und tröstet die Alten.
Nicht hier nur gibt es diesen Überfluß,
Nicht jetzt nur herrscht eine solche Zeit,
Seit alter Zeit ist es so gewesen.

Die letzten Verse mit ihren Wiederholungen dürften von den Arbeitern bei der Ernte gesungen worden sein. (Wie erinnert doch der pathetische Ton an die Dichtungen Walt Whitmans!)

Nicht immer jedoch ging es so fröhlich her. Es gab, wie heute, Überschwemmungen oder Dürre, Mißernte und daraufolgend Armut.

Das Volk hat jetzt keinen Unterhalt,
Denn der Himmel schlägt es mit seinen Unglücksstößen,
Die Reichen mögen durchkommen,
Aber wehe den Hilflosen und Einsamen.

Selbst in guten Zeiten herrschte Armut, und der Anblick des Reichtums machte die Leute unwillig.

Ihr säet nicht und erntet nicht,
Wieso kommt euch die Ernte zu von diesen dreihundert Bauernhöfen?
Ihr beteiligt euch nicht an der Jagd,
Wie kommt es, daß wir Wild hängen sehen im Hof?
Ah! Der wahre Edle
Würde nicht das Brot der Faulheit essen!

Creel vergleicht diese Periode der chinesischen Geschichte mit dem europäischen Mittelalter und kommt zu dem Schluß, daß die Aristokraten in China ein interessanteres Leben geführt haben dürften als unsere Ritter und Grafen. Die Chinesen waren zweifellos gebildeter, die Liebe zur Natur und den Blumen war schon hoch entwickelt. Auch die Religion mit ihrem feierlichen Ritual, das vom Hausherrn selbst zelebriert wurde, war vergnüglicher als die unheilverkündende mittelalterlich-christliche, geführt von einer Priesterkaste. Das chinesische Haus mit seinen freundlichen, auf blumenbesetzte Höfe sich öffnenden Räumen und seinen luftigen Obergeschossen bot einen weit angenehmeren Aufenthalt als die düsteren Kemenaten mit den schmalen Fensterschlitzen in unseren treppenreichen Burgen und die dunkeln Stuben in den engen Gassen der mittelalterlichen Städte. Jagd und Krieg waren zwei Sporte, denen sich die chinesischen und westlichen vornehmen Herren widmeten. Dem europäischen Turnier entsprach in China das Bogenschießen. Das Buch der Lieder beschreibt ein Festmahl bei solcher Gelegenheit.

Wenn die Gäste sich zu den Matten begeben,
Nehmen sie ihre Plätze links und rechts in Ordnung ein.

Die Schüsseln aus Bambus und Holz sind in Reihen aufgestellt,
Mit den Saucen und Körnern darin angerichtet.
Das Bier ist mild und gut,
Und sie trinken, alle gleichmäßig ehrerbietig.
Die Glocken und Pauken sind richtig aufgestellt;
Und sie erheben der Reihe nach ihre Schalen zum Bescheid.
(Dann) wird die große Scheibe aufgestellt.
Bogen und Pfeile werden zum Schießen bereit gelegt,
Die Bogenschützen werden in Klassen eingeteilt.
„Zeige deine Kunst im Schießen" (heißt es),
„Ich werde diesen Ring treffen" (ist die Antwort)
„Und ich bitte euch, die Schale zu trinken."

Wie bei uns, wurden bei offiziellen Gelegenheiten Bankette veranstaltet, die nach strengem Ritual zelebriert wurden. Jeder Gast hatte seinen rangmäßigen Platz und nach einem umständlichen Zeremoniell wurden Opfer dargebracht und gegenseitige Verbeugungen gemacht. Die Zeremonien wurden von Musik begleitet, die bestimmte vorgeschriebene Stücke spielen mußte. Nach diesem zeremoniellen Vorspiel aber kam der mehr gemütliche Teil mit reichlichem Zuspruch an Speis und Trank und beliebiger Musik. Man aß damals noch nicht mit den Stäbchen, die erst im dritten Jahrhundert gebräuchlich wurden. Man aß also, wie in ganz Asien bis in unsere Zeit, mit den Fingern, nachdem das Fleisch vorher mit dem Messer zerkleinert worden war, und man nahm die flüssige Nahrung mit Holzlöffeln. Diese Art des Essens bedingte auch das wiederholte Waschen der Finger während der Mahlzeit, das ebenfalls in ein Zeremoniell erstarrte.

Die Kochkunst war so geschätzt, daß im Buch der Lieder

der Erste Koch des Herrschers zweimal als einer der wichtigsten Staatsbeamten angeführt wird. Unter den im I-Li, dem Buche der Zeremoniensitten der Tschouzeit, verzeichneten Speisen findet man mehrere Gerichte von Zerealien, wie Reisklößchen, Reisbrei, Hirsebrei, gekochten Hanfsamen; zahlreiche Gemüse, wie Sellerie, Bambussprossen, Farren und Gräser, Bohnen, eingemachte Blumen, wie Malven und Lauchblüten und eingesalzene Gemüse; verschiedene Fische und Schildkrötenfleisch; zahlreiche Fleischsorten, wie wir sie essen, und unsere üblichen Obstsorten, außer Äpfel und Birnen, die merkwürdigerweise nicht angeführt sind, obzwar man sie wohl auch gegessen hat.

Die beim Mahle üblichen alkoholischen und alkoholfreien Getränke wurden aus Getreide und Früchten gewonnen. Das für Opfer und Festmahlzeiten übliche leichte alkoholische Getränk war eine Art Bier aus Hirse. Daneben gab es aber auch Schnäpse. Übermaß im Trinken war bei den alten Chinesen ebenso eine Unsitte, wie anderswo auf Erden. Man berichtet von Schlachten, die wegen Betrunkenheit der Führer verloren wurden. Die ersten Tschoukönige unterstrichen daher ihre propagandistische Moral durch Erlaß von Alkoholverboten, ein puritanischer Gestus, der wahrscheinlich ebensowenig genützt hat wie in unseren Tagen in Amerika. Wie bald der alte Hang sich wieder seinen Weg bahnte, zeigen die folgenden Verse im Buch der Lieder, eine Fortsetzung des schon oben zitierten Festes beim Bogenschießen.

Wenn die Gäste sich zu den Matten begeben,
Nehmen sie ihre Plätze links und rechts in Ordnung ein.
Die Schüsseln aus Bambus und Holz sind in Reihen aufgestellt,

Mit den Saucen und Körnern darin angerichtet.
Dsas Bier ist mild und gut.
Ujnd sie trinken alle gleichmäßig und ehrerbietig.
Wenn die Gäste sich zu den Matten begeben,
Sind sie alle einträchtig und ehrerbietig.
Bevor sie zuviel getrunken haben,
Bewahrt ihr Benehmen sorgfältig die Schranken der Schicklichkeit.
Wenn sie aber zuviel getrunken haben,
Wird ihr Verhalten leicht und frivol –
Sie verlassen ihre Sitze und begeben sich woanders hin,
Sie beginnen zu tanzen und zu springen.
Bevor sie zuviel getrunken haben,
Ist ihr Benehmen getragen und würdig;
Nachdem sie aber zuviel getrunken haben
Wird es ausgelassen und roh –
So verlieren sie betrunken
Allen Sinn für Ordnung.
Wenn die Gäste zuviel getrunken haben,
Schreien und zanken sie,
Sie bringen die Schüsseln durcheinander,
Sie tanzen in einer burlesken Weise.
Betrunken
Verlieren sie den Sinn für ihre Fehler.
Mit ihrer Kappe schief am Kopf und taumelnd
Tanzen sie ohne Unterlaß.
Wenn sie, nachdem sie genug getrunken haben, fortgehen würden,
Wären sie selbst und ihr Gastgeber glücklich;
Aber betrunken zu bleiben

Ist, was man nennt Verletzen der Sitte.
Trinken ist eine gute Einrichtung
Nur, wenn es mit gutem Betragen verbunden ist.

Bei jedem Trinkgelage
Werden einige betrunken, andere nicht.
Ein Inspektor ist angestellt
Mit einem Schreiber, der ihm hilft.
Aber die Trunkenbolde in ihrer Gemeinheit
Schämen sich derer, die nicht trunken werden.
Diese haben keine Gelegenheit zu sprechen,
Und die andern zu verhindern, sich allzu sehr gehen zu lassen.
(Sie könnten sagen) „Sprecht nicht, was ihr nicht sprechen sollt.
Redet nicht, worüber keine Veranlassung ist zu reden,
Wenn ihr in euerer Trunkenheit sprecht,
Werden wir euch zwingen, einen Bock ohne Hörner vorzuführen;
Mit drei Schalen verliert ihr schon euer Gedächtnis,
Wie könnt ihr es wagen mehr zu trinken?“

Auch die Musik wurde in den aristokratischen Kreisen gepflegt und es gehörte zum guten Ton, ein Instrument zu spielen. Man spielte meist Saiteninstrumente, die unserer Zither und Gitarre verwandt sind. Die darauf gespielten Weisen werden als „ruhig und angenehm“ beschrieben und das Instrument wurde als der geeignete Begleiter in Freude und Trauer betrachtet.

Fast alle festlichen und zeremoniellen Akte, Bankette wie Opferhandlungen, wurden von Musik begleitet. Auch die

Wettkämpfe im Bogenschießen fanden unter rhythmischer Musikbegleitung statt und Schüsse, die nicht in Übereinstimmung mit dem Rhythmus der Musik abgeschnellt wurden, wurden nicht angerechnet. Bei Banketten und Festen kamen zwei Arten von Musikvorführung in Betracht: ein Quartett mit Saitenbegleitung und eine Bläsergruppe, die Mundorgeln aus Rohr mit mehreren Pfeifen blies. Bei großen Opfern und anderen feierlichen Gelegenheiten spielte ein großes Orchester, das aus Trommeln, Glocken, die geschlagen wurden, aus Klingsteinen aus Nephrit und Flöten bestand. Jedes dieser Instrumente war an einem eigenen Gestell aufgehängt oder auf eigene Tische gelegt. Das Buch der Urkunden führt den Musiker Kui also ein:

> Ich schlage den Klingstein leicht und stark.
> Ich rühre die Harfe und Zither zart
> Zum Gesang.
> Da kommen die Väter und Ahnen herbei,
> Sie sitzen als Gäste beim Königsmahl,
> Und die Fürsten voll höfischer Tugend all.
> Vor dem Saal im Hof die Flöte ertönt,
> Mit der Trommel zusammen im Takt,
> Sie fallen ein, sie hören auf,
> Wenn die Klapper, die Rassel schnarrt.
> Pansflöten und Glocken mit ihrem Schall,
> Sie wechseln mit dem Gesang.
> Da drängen sich Vögel und Tiere herbei,
> Und zu den Klängen der heil'gen Musik
> Schwebt der Phönix im Takt umher.

Unter den „Klängen der heiligen Musik“ sind die neun Sätze der Schumusik gemeint, die vom mythischen Herrscher Schun komponiert worden sein sollen und noch auf Konfuzius solchen Eindruck machten, daß er drei Monate lang den Geschmack des Fleisches vergaß. Zu dieser Musik fand ein pantomimischer Tanz in neun Sätzen statt. Die Tänzer trugen Fasanfedern und Flöten bei den Tänzen des Friedens, Äxte und Schilde bei den Tänzen des Krieges.

Über die *Religion* der Tschouzeit geben die Inschriften der Ritualbronzen wertvolle Aufklärung, weil sie uns direkt mit den Wünschen der Stifter bekannt machen. Der größte Wunsch jedes Chinesen war, daß seinem Geiste möglichst viele Jahre hindurch geopfert werden möge, weil davon sein jenseitiges Wohlbefinden abhing. Zur Erfüllung dieses Wunsches aber war Nachkommenschaft nötig, die die Opfer besorgte. Daher bat man um Söhne, Enkel und Urenkel. Erscheint auf einem Gefäß der Wunsch: „Mögen meine Söhne und Enkel für immer dieses Gefäß aufbewahren und benützen“, so ist damit lange Fortdauer der Nachkommenschaft und damit der Opfer an seinen Geist gemeint.

Der zweitgrößte Wunsch ist Langlebigkeit. Mehr als die Hälfte der Bronzegefäße der östlichen, in Loyang residierenden Tschou tragen diesen Wunsch inschriftlich. Langlebigkeit blieb der Hauptwunsch der Chinesen bis heute. Zahlreiche Symbole repräsentieren langes Leben und vermitteln diesen Wunsch, auf Vasen oder Seide gemalt den Freunden: Schildkröte, Hirsch, Kranich und Schmetterling; Kiefer, Fichte, Pilz und Orchidee und von den Früchten der Pfirsich, das Erzsymbol der Langlebigkeit, in der Mythologie auch des ewigen Lebens. Ein Hauptgrund für diesen uns sonderbar er-

scheinenden Wunsch ist das hohe Ansehen des Alters in China und seine Macht. Solange sein Vater lebt, gilt ein Mann, auch wenn er sechzig Lenze zählt, gleichsam als minderjährig, wenigstens im Familienkreis. Uralte Großmütter spielen oft die erste Rolle im Haus und tyrannisieren die Familie. Wer wünschte da nicht auch selbst einmal den Herrn oder die Herrin spielen zu können?

Der Verkehr mit den Geistern wurde durch die Wahrsagungen der Schildkrötenschalen und durch Opfer stets aufrechterhalten. Alle Schwierigkeiten in der Familie wurden ihnen in Gebeten mitgeteilt, und sie wurden um Abhilfe angefleht. Die Opferspeisen waren nach Rang und Vermögen abgestuft. Die Armen speisten die Ahnen mit Fisch, die Wohlhabenden mit Fleisch, alle aber mit Zerealgerichten, wie Hirsebrei, und mit gekochten Gemüsen. Man nährte sie unter den Tschou mehr vegetarisch, gab ihnen nicht mehr soviel Fleisch wie in den alten Zeiten der Schang.

Von Menschen- und Tieropfern in der Schangzeit hörten wir im letzten Abschnitt. Man hat nun in Hsu Hsien eine zehn Quadratmeter große Grube freigelegt, in der ein „Wagenopfer" gefunden wurde. Zweiundsiebzig Pferde, zwölf Wagen und acht Hunde waren hier — die Pferde lebendig an die Wagen gespannt — begraben. Die Räder wurden von den Wagen abgenommen und erst später, als Hunde und Pferde mit Erde bedeckt waren, in die Grube geworfen, die dann vollgefüllt und dem umgebenden Boden gleichgemacht wurde. Menschen waren hier nicht mehr geopfert worden.

Die wichtigste Person bei den Ahnenopfern war der „Personifikator", ein Nachkomme des Verstorbenen, der als mit dessen Geist erfüllt angenommen wurde und im Namen des

Ahnen Opferspeise und -getränk zu sich nahm. Für diese Funktion konnte auch ein Kind ausersehen werden.

Ort der Opferhandlungen war die Ahnenhalle der Familie, der Ahnentempel der Vornehmen und des Königs. Die Ahnenhalle und der Privattempel war Schauplatz aller wichtigen Familienakte, wie Empfänge oder die Vorführung der jungen Frau vor die Ahnen. Im Ahnentempel des Königs fanden auch Staatsakte, wie die Übernahme der Herrschaft des Reiches durch einen Nachfolger oder der Abmarsch in einen Feldzug und die Rückkehr von einem solchen, statt. Hier wurden Siege gefeiert, diplomatische Verhandlungen vorgenommen und Staatsbankette zelebriert. Beamte wurden hier ernannt oder ausgezeichnet und Vasallen mit Ländern belehnt. Nicht nur den Ahnen, auch dem Himmel wurden hier Opfer dargebracht.

Der vorwaltende Geisterglaube und -kult ernährte auch eine Klasse von Menschen, die behaupteten, in direkter Verbindung mit den Geistern zu stehen, ja von ihnen besessen zu sein, die Klasse, die wir Zauberer und Hexen nennen. Sie beschworen die Geister, vollzogen magische Handlungen aller Art und machten Prophezeiungen. Das abergläubische Volk glaubte ihnen gern, doch standen sie in keinem Ansehen.

Die Geister der Verstorbenen lebten nicht in den Ahnentempeln, wurden aber für die Opfer und besondere Gelegenheiten hinberufen. Matten und Stühle wurden für sie vorbereitet. Als ihr Wohnort wurde der Himmel angesehen, während mit den „Gelben Quellen" in der Erde, die oft auch als Aufenthalt genannt werden, wahrscheinlich ihre Gräber gemeint sind. Die Macht der Ahnengeister war in der Einbildung des Volkes so groß, daß manchmal Provinzen und

Städte vom Feinde verschont blieben, aus Angst vor der Rache der Geister an den Eroberern. Über ihre Funktionen in der Einbildung des Volkes und ihre Macht berichten zahllose Geschichten. Ein unsterbliches Verdienst aber haben sie sich um ihr Land erworben: sie schmückten es mit Pagoden. Denn auch diese über ganz China verbreiteten schmucken Türme wurden an bestimmten ragenden Punkten der Landschaft in der Umgebung von Städten oder Klöstern zur Abwehr der Geister erbaut. Allerdings noch nicht in der Tschouzeit.

Neben dieser eigentlichen Volksreligion, dem Ahnendienst und dem Geisterkult, spielte der oberste, uns schon von den Schang her bekannte Schang Ti, der oberste Gott oder Himmelsgott, nur als Staatsgott eine Rolle, dem die jährlichen Staatsopfer durch den Herrscher dargebracht wurden. Das Volk hatte kein Verhältnis zu ihm.

DAS DRITTE CHINESISCHE REICH

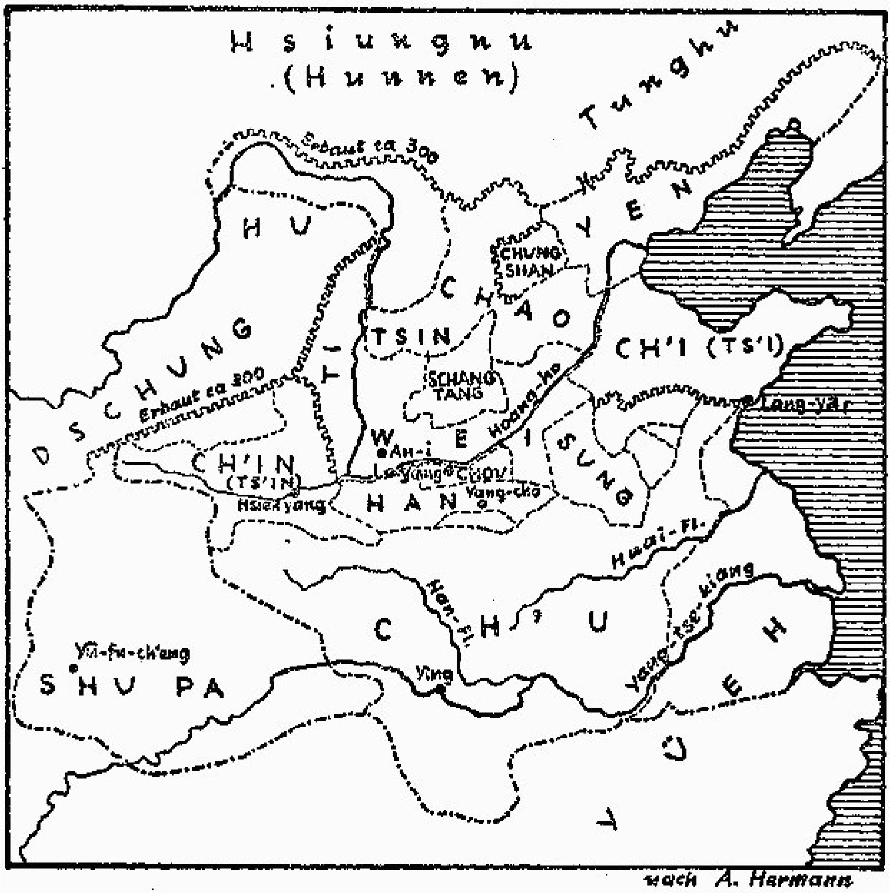
Im Jahre 722 siedelte der Tschoukönig P'ing von der westlichen Residenz Hao am Flusse Wei nach Tscheng-tschou, dem späteren Loyang, im Zentrum des Reiches über. Die Übersiedlung hatte einen wichtigen Grund. Im Weitale konnten sich die Tschou gegen die immer wieder von West und Nord einfallenden Barbaren nicht mehr halten und stellten daher das Land in den „Schutz" der ebenfalls von Westen immer mehr vorrückenden Ts'in. Wie die späteren Kalifen in Bagdad fungierten die Tschoukönige fortan nur noch als oberste repräsentative Familie des Reiches und Vertreter desselben dem Himmel gegenüber, dessen Jahresopfer sie allein vornehmen durften. Immerhin bewahrte sie die Achtung vor ihrer Legitimität und vor den alten Verdiensten der Dynastie noch ein halbes Jahrtausend lang vor dem Untergang. Die chinesische Geschichte erkennt die Ts'in erst seit der Usurpierung des Kaisertitels im Jahre 221 v. d. Zw. als nächste legitime Dynastie an. Um jedoch den Ereignissen näher zu kommen, unterscheidet auch die chinesische Geschichte während dieser langen Zeit, vom achten bis zum dritten Jahrhundert, zwei Aktivitätsperioden, die Zeit von „Frühling und Herbst", d. h. der aufsteigenden und niedergehenden Staaten von 722 bis 481, und die Zeit der „Streitenden Staaten", die gewöhnlich von 403 bis 221 gerechnet wird. Dieser ganze fünfhundertjährige Zeitraum war mit Kriegen zwischen den einzelnen, sich als selbständig gebärdenden Staaten und mit der

Verteidigung dieser gegen die Barbareneinfälle von Norden und Westen her erfüllt.

Der Versuche neuer staatlicher Ordnungen, der Vereinigungen mehrerer Staaten zu Bünden, der Einführungen neuer politisch-ökonomischer Systeme, die besonders seit Konfuzius von zahlreichen Wanderphilosophen an den verschiedenen Höfen angepriesen wurden, gibt es kein Ende. Vom Agrarkommunismus bis zum Faschismus wurde alles, was seither auch die westliche Welt an politischen und ökonomischen Systemen durchprobiert hat, versucht. Der Faschismus aber siegte.

Betrachten wir die hier wiedergegebene chinesische Landkarte der Periode „Frühling und Herbst", wie sie Professor A. Herrmann in seinem historischen Atlas von China festgelegt hat, so finden wir die königliche Domäne der Tschou mit ihrer Residenz Tscheng-tschou als kleinen gelben Fleck am unteren Lofluß, einem südlichen Nebenfluß des Hoangho. Wie die Schweiz inmitten Europas, liegt der kleine Staat des einstigen Tschoureiches, wie die Spinne im Netz – nur mit umgekehrten Vorzeichen – umgeben von zehn anderen Staaten, das noch kleine Ts'in im Westen, das große Tsin im Norden und nordwestlich von diesem Yen im Mündungsgebiet des Gelben Flusses und Tschi, das heutige Tschihli mit Peiping als Hauptstadt, südlich von Yen. Das ausgedehnte Königreich Tsch'u im Süden, bis über den Jangtse hinabreichend, Kou-Wu im Osten am Unterlauf des Jangtse, endlich die kleinen zentralen Staaten Tscheng, Wei, Sung und Lu. Das waren die Staaten Chinas vom achten bis zum vierten Jahrhundert. Um 350 finden wir im Zentrum dieser sich bekämpfenden Staatengruppe einen neuen Staat, Han, der Kernstaat des kommenden vierten Reiches. Erst aber kam Ts'in ans Ruder

und vereinigte, nachdem es seinen mächtigsten Gegner, den großen Südstaat Tsch'u, niedergeworfen hatte, alle diese Staaten zu einem nach faschistischem Programm organisierten



DIE ZEIT DER STREITENDEN REICHE (481–221 vor der Zw.)
GRENZEN UM 350 — Kilometer

Reich, einem Reich, das von der chinesischen Mauer bis hinunter nach Kanton reichte.

Die unbezwingliche Macht dieses dritten Reiches Chinas, des Reiches der Ts'in, war seit Generationen vorbereitet worden.

Sie wurde durch eine radikale Reform der Agrarwirtschaft und eine streng zentralisierte Organisation des Staates begründet. Statt die Bauern, wie bisher im alten China, die ihnen zugewiesenen Ländereien als Hörige für ihre Herren bebauen zu lassen, führte man im Staate Ts'in ein neues System ein. „Die Bauern wurden in Gruppen von fünf oder zehn Familien zusammengefaßt, die füreinander verantwortlich waren und daher einander dauernd zu überwachen hatten. Familien mit mehr als zwei männlichen Angehörigen hatten sich entweder zu trennen oder doppelte Steuern zu zahlen. Die Zahl der Felder, Häuser, Knechte, ja Kleider wird streng reglementiert. Die einzelnen Familien mußten getrennt leben. Das Land wurde in Distrikte eingeteilt, an deren Spitze Beamte standen. Jeder Mann war zu lebenslänglichem Kriegsdienst verpflichtet. Das Gesetz wurde mit unerbittlicher Strenge durchgeführt. Belohnungen gab es nicht, nur Strafen. Das Militär war bevorzugt. Alle Beamten waren militärisch bewaffnet. Erfolg im Krieg wurde aufs reichste belohnt, Mißerfolg ebenso streng bestraft. So wurde das Staatswesen von Ts'in zu einer tadellos funktionierenden Maschine. Es ist klar, daß für das Ständewesen innerhalb dieses Gebildes kein Platz mehr war. Eine starke zentrale Macht hatte damit aufgeräumt." (Wilhelm.)

Ts'in Schi Huang Ti organisierte auch alle neueroberten Staaten nach dem Muster seines eigenen Landes. Sie wurden als Bezirke und Kreise angegliedert. Das Reich wurde in vierzig Bezirke eingeteilt, womit auch der Anfang zur künftigen Provinzialeinteilung Chinas gemacht war. Damit war das Lehnssystem abgeschafft und die Konzentration der Gewalt in einer Zentralregierung begründet. Es war die einschneidendste politisch-ökonomische Reform, die China je erfahren hat,

die trotz aller vorübergehenden Verfallserscheinungen doch stets latent blieb und von den großen nachfolgenden Dynastien immer wiederhergestellt wurde.

Neu war auch der Titel des Herrschers von Ts'in. Im Gegensatz zu dem bisherigen Titel Wang, d. i. König, den alle Herrscher der vorangegangenen Dynastien geführt hatten, nannte er sich Huang Ti, Erhabener Kaiser. Der bisherige Brauch, den Königen posthume Tempelnamen zu geben, in welchen auch das Urteil über den Charakter und die Regierung des Betreffenden beschlossen war, wurde als ungebührlich abgeschafft. Statt dessen sollte jeder künftige Kaiser die Zahl seiner Reihen-folge erhalten, „anfangend mit dem ersten Kaiser bis in alle Ewigkeit zum zehntausendsten". Dementsprechend nannte sich der neue Imperator Schi Huang Ti, „Erster Erhabener Kaiser". Huang, erhaben, entspricht dem römischen Titel Augustus, Ti dem Divus, so daß der römische Kaisertitel von Ts'in vorweggenommen war. Die Dynastie nahm allerdings schon mit dem Nachfolger des ersten Ts'in-Kaisers ein klägliches Ende. Erl Schi Huang Ti, der „Zweite Erhabene Kaiser", wurde 209 von seinen eigenen Offizieren getötet.

Stärkster Widerstand des Volkes stellte sich der aufgezwungenen Vereinheitlichung entgegen. Bisher hatte jeder Staat seine eigenen Sitten und Gebräuche, Gesetze, Maße, Kleidung und Sprache, ja sogar eigene Schrift. Der Kanzler des Kaisers Li Si vertrat die Idee, daß erst die alten Sitten und Gebräuche in den eroberten Staaten abgeschafft werden müßten, bevor man diese dauernd in den neuen Einheitsstaat eingliedern könne. Eine Folge dieser Reformierungspolitik war die berüchtigte *Bücherverbrennung*, die auf Befehl des Li Si vorgenommen wurde. Der stete Hinweis der konfuzia-

nischen Gegner des Kanzlers auf die geheiligte Autorität der alten Schriften, reiften in diesem den Beschluß, die historische und konfuzianische Literatur einfach zu vernichten. Die Verbrennung war für sämtliche im Privatbesitz befindlichen Exemplare anbefohlen, während in der kaiserlichen Bibliothek besonders die von Konfuzius kompilierten klassischen Bücher aufbewahrt wurden und dort unter der Obhut und Aufsicht dafür angestellter Professoren auch eingesehen werden konnten. Ein Hauptzweck dieser Maßregel war, die durch Konfuzius angeregte Bewegung, die Erziehung privaten Meistern, wie den Wanderphilosophen, zu überlassen, rückgängig zu machen. Der Staat wollte die Heranbildung der Intelligenz in seine Hand bekommen. Auch die Gedankenwelt sollte so gestaltet werden, daß sie mit den Tatsachen im Einklang war. Die Notwendigkeit der Einheitlichkeit der Kultureinrichtungen war übrigens schon von Konfuzius betont worden, da sich nur auf Grund solcher Einheitlichkeit feste Sitten bilden konnten.

Diese Vereinheitlichung wurde nun praktisch auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durchgeführt. Im ganzen Reich wurden einheitliche Maße und Gewichte eingeführt, die Geräte normalisiert, die Wagen auf gleiche Spurweite gebracht. Es ist ein Aufwand von Phantasie nötig, um sich vorzustellen, welchen Schwierigkeiten derartige in das tägliche Leben des Landmanns eingreifende Reformen in einer Zeit begegneten, die nur über eine Verständigung von Mund zu Mund und einen Verkehr mit Ochsenkarren verfügte, und dies in einem Reich, dessen Ausdehnung von Nord nach Süd etwa jener von Berlin nach Messina entsprach. Li Si führte ferner ein neues Schriftsystem ein, das in der darauffolgenden Hanzeit weiter-

entwickelt und zur heutigen chinesischen Schriftform übergeleitet wurde. Als später, nach der kurzen Herrschaft der Ts'in, die alten verbotenen Bücher zum Teil da und dort aus Verstecken wieder auftauchten, machte das Lesen der alten Schrift Schwierigkeiten, und die Bücher mußten umgeschrieben werden, wobei viele Stellen einen anderen Sinn erhielten. Denn die Änderung eines einzigen chinesischen Schriftzeichens kann den Sinn eines Satzes und damit einer Lehrmeinung völlig entstellen. So kam es, daß der Konfuzianismus der Hanzeit vom ursprünglichen sehr verschieden ist.

Zwei dem T'sin Schi Huang Ti zugeschriebene Taten machten seinen Namen in der Weltgeschichte populär: die erwähnte Bücherverbrennung und die Erbauung der Großen Mauer. Wie es bei so summarischen Zuschreibungen stets der Fall ist, entsprechen sie nur teilweise den Tatsachen. Schon Jahrhunderte früher, in der Periode der streitenden Staaten, wurden wegen der fortwährenden Kriege untereinander und der sich wiederholenden Barbareneinfälle vom Westen und Norden her, von den westlichen und nördlichen Grenzstaaten gegen die Steppen Grenzwälle mit Forts, nach Art des römischen Limes, errichtet, und die Westmark Ts'in sicherte außerdem ihre Ostgrenze gegen den Staat Ti durch einen Wall. Mit diesen Schutzwällen reichen also die Anfänge der Großen Mauer bis in das 4. Jahrhundert zurück. Schon damals zogen befestigte Schutzwälle vom Golf von Petschili nach Westen bis ungefähr zur heutigen Grenze zwischen Schensi und Kansu.

Zur Zeit der Ts'indynastie drohte vom Norden her ein anderer, inzwischen in die mongolische Steppe eingerückter Feind, die Hiung-nu-Hunnen, die von nun an durch sieben Jahrhunderte in Asien und Europa ihr Unwesen trieben. Der

Ts'inkaiser ließ daher die schon bestehenden Grenzwälle zu einem einzigen ununterbrochenen Mauerwall vereinigen. Er soll dafür dreihunderttausend Soldaten und ebensoviele Kriegsgefangene, Kaufleute, Verbrecher und Beschäftigungslose eingesetzt haben. Die Todesstrafe erwartete jeden Arbeiter, der im Mauerwerk einen dünnen Spalt offen ließ, in den man die Spitze eines Nagels hätte eintreiben können. Die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich zu werden, so daß Schi Huang Ti einen Wahrsager zu Rate zog. „Die Mauer", sagte dieser, „wird nicht erfolgreich fertiggebaut werden können, ehe nicht zehntausend Mann darunter begraben sein werden." Dieses Menschenopfer erschien selbst dem harten Despoten zu groß; er schloß daher mit den himmlischen Mächten ein Kompromiß und ließ einen Mann lebendig begraben, dem man eine Tafel mit dem Schriftzeichen für 10.000 umgehängt hatte. Von nun an ging das Werk rascher vonstatten. Soweit die üblichen Legenden und Übertreibungen der chinesischen Überlieferung. Spätere Kaiser bauten die Mauer aus, die in ihrem heutigen Zustand vorwiegend in die Mingzeit, das 14. und 15. Jahrhundert, zurückreicht.

Auf keinen Touristen, der die Mauer heute, nach kurzer Bahnfahrt von Peiping zum Nankaupasse — dem chinesischen Khyber — besichtigt, wird sie ihren unvergeßlichen Eindruck verfehlen. Aus Granitblöcken, Stein und Ziegel sieben Meter hoch getürmt, läuft sie, oben als breite Heeresstraße, die zwei Wagenreihen befahren können, gepflastert und beiderseits mit gezinnten Brustwehren versehen, zweitausendzweihundertundfünfzig Kilometer lang von Schan Hai-Kuan am Golf von Petschili bis zur chinesischen Westgrenze in Kansu, von wo sie noch einen Arm in die Salzwüste hinein ausstreckt. An ge-

fährdeten Stellen, zu beiden Seiten der großen Handelsstraßen, ist die Mauer alle hundert Meter mit Festungstürmen besetzt, wo Wachtposten garnisonierten, weiterhin folgen solche Türme nach jeder Meile. Sie macht sich den Weg nicht leicht, sondern steigt bergauf und bergab die steilsten Bergschneiden hinan, die zu erklimmen schon die Gewandtheit eines geübten Gebirgskletterers erfordert. Daher ist sie, oft viele Meilen weit, für bewaffnete Truppen, besonders für Kavallerie, schlechthin unpassierbar, ohne eine Verteidigung zu benötigen. Dagegen hat sie auch, wo die Hänge sanfter gestaltet sind, gefährdete Stellen, die scharfe Bewachung und starke Besatzung erforderten.

Diese älteste Maginotlinie der Geschichte sicherte die nordchinesischen Provinzen zunächst erfolgreich vor den lästigen räuberischen Überfällen kleinerer Barbarenstämme. Aber auch darüber hinaus war sie ein starkes Bollwerk gegen den Ansturm großer tatarischer Armeen. Sie bildete eine Verteidigungsmauer zwischen zwei Volksgruppen und den zwei, in ihrem Wesen verschiedenen und stets feindlich gegenüberstehenden Kulturen, der seßhaften und der nomadischen, zwischen den Ackerbauern und den Viehzüchtern, der ostasiatischen Zivilisation und der zentralasiatischen Barbarei. Sie war so stark wie jede gute Stadtmauer – aber sie beschützte ein Reich. Wenn die Tataren diesen Wall trotzdem von Zeit zu Zeit durchbrachen, erreichten sie es in Zeiten der Schwäche, meist durch Tricks oder durch Verrat. Als Dschingis Khan bei Kaigan nicht durchbrechen konnte, suchte er sich rasch eine leichter passierbare, schlecht bewachte Stelle und brach mit seinen Horden in China ein, während die Besatzung in Kaigan den zweiten Ansturm erwartete. Die Truppen der

Mantschu berannten die Mauer jahrelang vergebens, bis sie endlich durch Verrat bei Schan Hai Kuan den Durchbruch fanden.

In die einsame, kahle Gebirgslandschaft mit den hintereinander sich türmenden Bergketten bringt die Mauer mit ihren stets wechselnden Kurven, Schleifen und Schlingen, mit welchen sie den Gebirgsschneiden folgt, wie eine Riesenschlange sich hin und her, auf und ab windend, bald sanft abfallend, bald furchterregend sich aufbäumend, stets ihr Tempo wechselnd, doch stets durch die Türme rhythmisch gegliedert, ein den Beschauer fesselndes Leben von sonst nirgendwo gesehener Großartigkeit.

Unbändig in seinem übermenschlichen Willen, der keinen Widerstand kannte, gebärdete sich der Ts'inkaiser auch als Bauherr von Städten und Palästen. Diese sind nun freilich spurlos verschwunden, doch dürfte die Neugierde der Archäologen eines Tages auch davon wenigstens einige Grundmauern freilegen. Die chinesischen Historiker erwähnen eine große Zahl von Palästen, deren Anblick von Bildern der Lang- und Breitrollen späterer Jahrhunderte wiedergegeben wird. Nicht als ob die Maler der T'ang- und Sungzeit die Schlösser der Ts'in konterfeit hätten, aber sie malten Phantasiebilder von Palästen der Kaiser und der Unsterblichen, gelegen inmitten einer grandiosen Hochgebirgsnatur. Das Museum in Boston besitzt eine Breitrolle des berühmten Sungmalers Tschao Po-tschü aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, auf der der Einzug des ersten Hankaisers Liu Pang in das befestigte Bergschloß der Herrscher von Ts'in, Kuan-tschung, dargestellt ist. Unmittelbar nach seinem Einzug übernahm Liu Pang als erster Kaiser der Han die Herrschaft über China.

Sein erster Regierungsakt war die Abschaffung der harten Gesetze des Ts'in Schi Huang Ti. Ist die Darstellung auch nicht eine Wiedergabe der einstigen, mittlerweile längst zerstört gewesenen Ts'in-Feste Kuan-tschung, sondern von zeitgenössischer Sungarchitektur, so gibt es doch ein Bild solcher Bergschlösser, in diesem Falle des historischen Ts'inpalastes in den Gebirgen von Schensi. Wir wissen durch die authentischen Gräberfunde der Hanzeit von Baumodellen der letzten zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, ebensowie von den Grabreliefs, daß sich in der Baukunst der Chinesen von damals bis zur Sungzeit ebensowenig geändert hatte wie von Sung bis in unsere Zeit. Zwischen dem Sommerpalast der Mantschus bei Peiping und den Palästen des Schi Huang Ti wäre nur ein gradueller Unterschied zu bemerken. Die großartige Audienzhalle auf der Rolle des Tschao Po-tschü gibt uns daher einen recht guten Begriff vom Anblick solcher Hallen in den Ts'ingpalästen.

Die von keinem anderen Kaiser auf Erden je übertroffene oder auch nur annähernd erreichte Schöpfung des kaiserlichen Bauwillens war die Anlage von Hsien-yang, der Haupt- und Residenzstadt des Ts'inkaisers an den Ufern des Weiflusses, westlich der alten Tschouhauptstadt Hao und der heutigen Stadt Singan. Ein Fußgänger brauchte acht Tage, um die Stadt von West nach Ost zu durchschreiten — eine Ausdehnung, die nur durch Aneinanderreihung einer großen Menge von Privatpalästen mit Riesenparks außer den kaiserlichen Palästen, Tiergärten und künstlichen Seen möglich erscheint. Wenn wir jedoch erfahren, daß der Kaiser an hundertzwanzigtausend vornehme Familien des Reiches den Befehl ergehen ließ, in die neue Hauptstadt zu übersiedeln und hier

ihre Paläste zu erbauen, erscheint diese Angabe glaubwürdiger. Noch nie zuvor und nie mehr wieder erlebten die den Weifluß herabkommenden Schiffe ein Schauspiel wie dieses, als auf einer Strecke von doch mindestens zweihundertundfünfzig Kilometern gerodet und gegraben, gestampft und gebaut wurde, in wenigen Jahren eine Millionenstadt erstand, die mit den prächtigsten Residenzen der Erde wetteiferte, ja, sie wohl alle übertraf, denn in der Anlage von Gebäuden, Gärten und Parks waren die Chinesen stets die ersten auf Erden. Eine gedeckte Brücke, zwanzig Meter breit und zweihundertachtzig Schritte lang, verband die zwei, an den beiden Ufern des Flusses gelegenen Stadthälften, die Nord- und die Südstadt. Auf achtundsechzig Bogen und achthundertundfünfzig Pfeilern übersetzte sie den Fluß. Ein großer Kanal leitete auf jeder Seite des Flusses das Wasser des Wei in die Stadt, um sie mit dem nötigen Nutzwasser zu versorgen. Die Stadt war nach dem Plan der Milchstraße angelegt, so daß jedes Haus einen Stern vorstellte.

Der Kaiser selbst baute zweihundertsiebzig Paläste für seinen eigenen Gebrauch und verband sie durch gedeckte Wandelgänge, wie sie in der chinesischen Palastarchitektur bis heute üblich waren und im Sommerpalast bei Peiping zu sehen sind. Sie waren mit immergrünen Bäumen eingesäumt, und die Wege wurden regelmäßig mit eisernen Stampfen geglättet. Sooft der Kaiser auf seinen Eroberungszügen einen Fürsten besiegte, ließ er in Hsien-yang einen Palast erbauen, der dem zerstörten ähnlich war; alle Kunstwerke und anderen wertvollen Objekte ließ er dahinbringen und bequartierte darin die schönsten Frauen des Reiches, wovon er über zehntausend besaß. Jeder dieser Paläste hatte seine eigenen Vor-

räte und sein ständiges Personal, seine Höflinge, Eunuchen, Musiker und Instrumente, so daß er für den vorübergehenden Aufenthalt des Kaisers stets bereit war und dieser nichts als seine eigene Majestät mitbringen brauchte. Die zwölf Monate des Jahres genügten nicht, um alle diese Paläste zu besuchen. Die Wandelgänge waren mit Seidenstoffen und Stickereien dekoriert und überall gab es hängende Gärten (Terrassen). Alles, was den Blick erfreuen und die Neugierde befriedigen konnte, war vorhanden. „Stadt des Palastes“ war der Name des Residenzschlosses, das alle anderen an Größe und Glanz übertraf. Es war von siebenhunderttausend Menschen erbaut worden. Die zwei Gipfel des (Berges) Tschong-nan-schan bildeten die Pfeiler des Haupttores und die Straßen, die den Palastbezirk durchkreuzten, waren in jeder Richtung achtzig Li lang. Der große Hof faßte hunderttausend Menschen, die Haupthalle zehntausend und sie war so hoch, daß die fünfzig Fuß hohen Banner die Decke nicht erreichten. Der Baustein wurde in den Ausläufern des Kunlungebirges gebrochen, das Bauholz aus den heutigen Provinzen Hupe und Szetschuan herbeigeschafft. Man verwendete Zypressen, Tannen, Föhren, Catalpa- und den Zimtbaum, sowie alle wohlriechenden Hölzer. Aus dem Süden bezog man Korallenbäume und andere mit glänzenden Blättern, die in Yünnan wachsen. Dementsprechend kann man sich die Pracht der Dekorationen und Innenausstattung der Paläste ausmalen. Nichts von alledem ist heute erhalten, so daß es schwer ist, uns von dem Ts'instil eine konkrete Vorstellung zu machen. Einen selbständigen Stil konnte die Ts'inzeit ihrer Kürze wegen allerdings gar nicht ausbilden, denn in dreißig bis vierzig Jahren ist das kaum möglich. Schi Huang Ti trat die Regierung im Jahre 246 als

Prinz Cheng an, nahm 221 den Kaisertitel an und starb 210. Wir kennen jedoch den Stil der Zeit, den Stil der streitenden Staaten oder Huaistil von Bronzen und Jadeobjekten. Er zeichnet sich durch schwungvolle Zierlichkeit und großes technisches Raffinement aus und hat manches mit dem altkretischen, vieles auch mit modernen Stilströmungen in den angewandten Künsten gemeinsam. Er war ganz dazu angetan, in dekorativen Werken ein Brillantfeuer der Linien und Farben zu schaffen.

Auch im Tode noch ließ Schi Huang Ti seine Macht fühlen, in der Anlage seines Grabes. Vor dem (Berge) Li-schan ließ er einen ungeheueren Hügel aufschütten, der drei Räume enthielt: ein Vestibül, einen Vorraum und den Grabraum, in dem der Sarg beigesetzt wurde. Der Sockel des Sarkophags stellte die Erde mit ihren Gebirgen und Gewässern dar, während die gewölbte Decke den Himmel mit seinen Konstellationen wiedergab. Im Boden war ein Maschinengetriebe eingebaut, das Quecksilberflüsse in kleine Meere sich ergießen ließ. Die Wände wurden mit Metall verkleidet und um den Sarkophag stellte man Modelle von Palästen, Pavillons und Offizierswohnungen auf, die mit Perlen und kostbaren Steinen gefüllt wurden. Ungeheuere Fackeln aus Seehundstalg von unbegrenzter Brenndauer wurden angezündet. Um jeden Verrat seitens der Arbeiter zu verhindern, wurden diese im Vestibül versammelt, worauf man das schwere Falltor herabgleiten ließ, so daß sie lebendig begraben waren. Nachdem das Tor versiegelt war, schüttete man ringsum Erde auf und der Riesentumulus wurde mit den gleichen Bäumen bepflanzt, die am Berge wuchsen.

Die Expedition Segalen-Lartigue-Voisins besuchte den Ort

im Jahre 1914. „Er ist“, heißt es im Expeditionsbericht, „dreieinhalb Kilometer östlich von Lin-tung gelegen in der Präfektur von Singan. Eine lange Straße führt vom Tale des Wei zum Fuß des Berges Li, der parallel zum Tale läuft. Bis zum Gebirge hin ist der Boden mehr wellig als steigend, aber diese großzügige Bewegung über die kahle Ebene hin genügt, um den Tumulus über die Ebene zu heben und ihn von der dahinter liegenden Gebirgslandschaft klar abzuheben. Es war gewagt, vor dem großartig aufgebauten Gebirge einen Erdbau ohne besonderen Unterbau aufführen zu lassen. Der Kaiser setzte es jedoch bei seinen Baumeistern durch, und das unmöglich Erscheinende wurde verwirklicht: der mächtige Berg erscheint nur als dienender Rahmen des mächtigen Grabhügels.“ Die Expedition erhielt nicht die Bewilligung, den Tumulus zu untersuchen. Da er jedoch schon drei Jahre nach dem Tode des Herrschers zum ersten Male und später, im zehnten Jahrhundert abermals geöffnet und beraubt worden war, hätten die französischen Forscher voraussichtlich nicht mehr viel vorgefunden. Allerdings könnten auch bescheidene Reste wichtigen Aufschluß über den Kunststil der Zeit geben.

Schi Huang Ti starb im Jahre 210 auf einer Reise, die er an der Küste des Ostmeeres machte, um das Elixier der Unsterblichkeit zu finden, das dort auf einer Insel im Ozean bewahrt wurde. Der Tote war 1650 Li (zirka 850 km) von der Hauptstadt entfernt. Um Aufständen und usurpatorischen Gewaltstreichen vorzubeugen, beschlossen die Eunuchen, den Tod zu verheimlichen. Der Sarg wurde im kaiserlichen Wagen, wo er den öffentlichen Blicken durch Vorhänge entzogen war, heimbefördert. Man servierte dem toten Kaiser die Mahlzeiten wie immer, die Mandarine statteten ihre Berichte

ab und trugen ihre Bitten vor, die aus dem Innern des Wagens vom Obereunuchen im Namen des Kaisers beantwortet wurden. Infolge der großen Sommerhitze wurde jedoch der Geruch um den kaiserlichen Wagen unerträglich. Man kaufte eine Schiffsladung gesalzener Fische, die auf den Nachbarwägen verladen wurde. So wurde der mächtige Despot, im Tode noch regierend, den langen Weg zur ewigen Ruhe geführt, bis sein zersetzter Leichnam im unterirdischen Gemach bestattet werden konnte, um dort im Besitze unermeßlicher Schätze von Gold, Edelsteinen und Juwelen weiter zu regieren über Erde und Himmel, deren Bilder ihn umgaben. Als Hiang-yu, der Führer der Palastrevolte, die im Jahre 207 die Dynastie durch die Ermordung des Erl Schi Huang Ti beseitigte, das Grab öffnen ließ, entnahm er ihm auch das berühmte, von Li Se kunstvoll aus Jade geschnittene Petschaft des Kaisers. Es hatte, wie alle chinesischen Siegel quadratische Form und seine Handhabe bestand aus fünf verschlungenen Drachen. Die Inschrift der Stempelfläche lautete: „Durch Dekret des majestätischen Himmels Erhabener Kaiser Langlebigkeit und Glück.“ Diesem Petschaft wurde soviel magische Kraft zugeschrieben, daß es von den folgenden Herrschern als magisches Symbol behütet wurde und bei Thronwechsel und Streitigkeiten um die Herrschaft oft heiß umstritten war, so daß es einmal sogar beschädigt wurde. Die Sungherrscher behaupteten noch es zu besitzen, dann aber verschwand es bei ihrem Untergang für immer[32]).

Anmerkungen

1) R. Girshman, At Sialk: Prehistoric Iran. Asia, Nov. 1938.
2) L. Woolley, The Sumerians.
3) Ezechiel XXX, 3, 4 ff.
4) Zephanja II, 13, 14.
5) Igigi sind die Zirkumpolarsterne, gedacht als Himmelsgeister, die nicht unter den Horizont hinabtauchen; E-ud-ul, „Haus ferner Tage“, ist eine andere Bezeichnung für den Tempel Esagil. Die Übersetzungen der Hymnen sind von Heinrich Zimmern, Das babylonische Neujahrsfest. Der Alte Orient, 25. Bd.
6) Hugo Winkler, Die Weltanschauung des Alten Orients.
7) Fr. Delitzsch, Mehr Licht (Leipzig 1907).
8) Die Übersetzung stammt von Friedrich Wilhelm König, Relief und Inschrift des Königs Dareios I. am Felsen von Bagistan (Leiden 1938).
9) Archäologische Mitteilungen an Iran, Bd. III.
10) Wolfgang Schultz, Die Sittenlehre des Zarathustra (Jahrb. Philos. Ges., Wien 1913).
11) B. W. Leist, Altarisches jus gentium.
12) Joh. Hertel, Die awestischen Herrschafts- und Siegesfeuer. Abhdl. d. Sächs. Ak. Wiss., Phil.-hist. KL, Bd. 41, 1931.
13) A. Christensen, L’Iran sous les Sassanides. Kopenhagen 1936.
14) A. von Kremer, Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen.
15) Übersetzung von A. v. Kremer, 1. c. Die Katavögel sind Wüstenvögel, die in Mesopotamien und Syrien häufig sind.
16) Die Tocharer in Afghanistan und Ostturkestan waren ein blondhaariges Volk indogermanischer Herkunft.
17) Die drei Juwelen sind: Buddha (der Erleuchtete), Dharma (die Lehre) und Sangha (die Gemeinde).
18) Das „Kleine Fahrzeug“, Hinayana wird die ursprüngliche, vom geschichtlichen Buddha herrührende Lehre genannt, der zufolge die Erlösung von der Wiedergeburt nur durch mönchisches Leben und Weltentsagung erreicht werden kann. Im

Gegensatz dazu lehrte das Mahayana oder „Große Fahrzeug“, daß alle Menschen, wenn sie den göttlichen Buddha verehren, die Erlösung erlangen können.

Hiuen Tsiang war einer der chinesischen Pilger, die von China nach Indien reisten, die buddhistischen Kultstätten besuchten und die heiligen Schriften des Buddhismus sammelten, nach China brachten und übersetzten. Sie verfaßten Reisebeschreibungen, die für die buddhistische Forschung unserer Zeit wichtige Quellenwerke sind. Hiuen Tsiang wurde 599, nach anderen 603 n. d. Zw. in der Provinz Honan geboren, wurde mit dreizehn Jahren zum Mönch geweiht und begab sich 629 auf die Reise, von der er 645 nach China zurückkehrte. Übersetzungen seiner und anderer Reisender Werke findet man in Buddhist Records of the Western World, translated by Samuel Beal, 2 vol. (Trübner, London 1884).

[19]) A. v. Le Coq, Auf Hellas Spuren in Ost-Turkistan (Leipzig, Hinrichs 1926).

[20]) Weltbild und Bauform in Südostasien (Wiener Beiträge zur. Kunst und Kultur Asiens, IV/1930).

[21]) Gazette of Upper Birma, Part I, vol. II.

[22]) C. F. Koppen, Die Religion des Buddha (Berlin 1906).

[23]) H. G. Creel, The Birth of China (New York 1937).

[24]) Bis zur Entdeckungsreise des Dschang Kien (138—126 v. d. Zw.) glaubten die Chinesen, die Erde sei nicht viel größer als ihr Reich der Mitte, das im Westen schon an der Grenze Tibets zu Ende ging und nur von einer schmalen Randzone als Wohnsitz der Barbarenvölker umgeben war. Man stellte das Ganze graphisch als ein Quadrat dar, dessen Seiten nicht mehr als 10.000 chinesische Meilen betrugen; eine chinesische Meile (li) ist etwa 400 bis 500 Meter. A. Herrmann, Lou-lan. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1931).

[25]) Abgebildet in O. Fischer, Die Malerei der Hanzeit.

[26]) Übersetzt von Richard Wilhelm, Geschichte der chinesischen Kultur (F. Bruckmann, München 1928).

[27]) R. Wilhelm, 1. c. 102 ff.

[28]) R. Wilhelm, Mong Dsi (E. Diederichs, Jena).

[29]) Ausführliche stilistische Analysen der chinesischen Bronzegefäße gibt Bernard Karlgreen im schwedischen Bulletin of the Museum of Far Eastern Antiquities in Stockholm, 1935. Diese Zeitschrift ist in den Staats- und Museumsbibliotheken einzusehen.

[30]) Beide Gedichte nach R. Wilhelm, Chinesische Literatur (Handbuch der Literaturwissenschaft, Wildpark-Potsdam, Akad. Verl.-Ges. Athenaion).

[31]) Dieses und alle folgenden Gedichte nach J. Legge, Book of Poetry.

[32]) Henri d'Ardenne de Tizac. La Chine feodale et l'art chinois. Les Ts'in, Artibus Asiae 1925, No. IV.

Vom Scanner eingefügte Korrekturen:

S. 25, 4: Zertsörung – Zerstörung
S. 71, 14: zuschütttten - zuschütten
S. 114, 27: Türstürtze - Türstürze
S. 148, 20: Hauptaxen – Hauptachsen
S. 178, 12: attakieren – attackieren
S. 203, 5: urprünglichen – ursprünglichen
S. 203, 21: desorieniert – desorientiert
S. 221, 29: gegegossen - gegossen